


KODAK GRAY SCALE

C Red-Filter Negative Cyan Printer
M Green-Filter Negative Magenta Printer
Y Blue-Filter Negative Yellow Printer

.00 A .10 .20 .30 .50 .70 M 1.00 1.30 1.60 B 1.90

black 3-color white cyan violet magenta primary red yellow green




KODAK COLOR CONTROL PATCHES

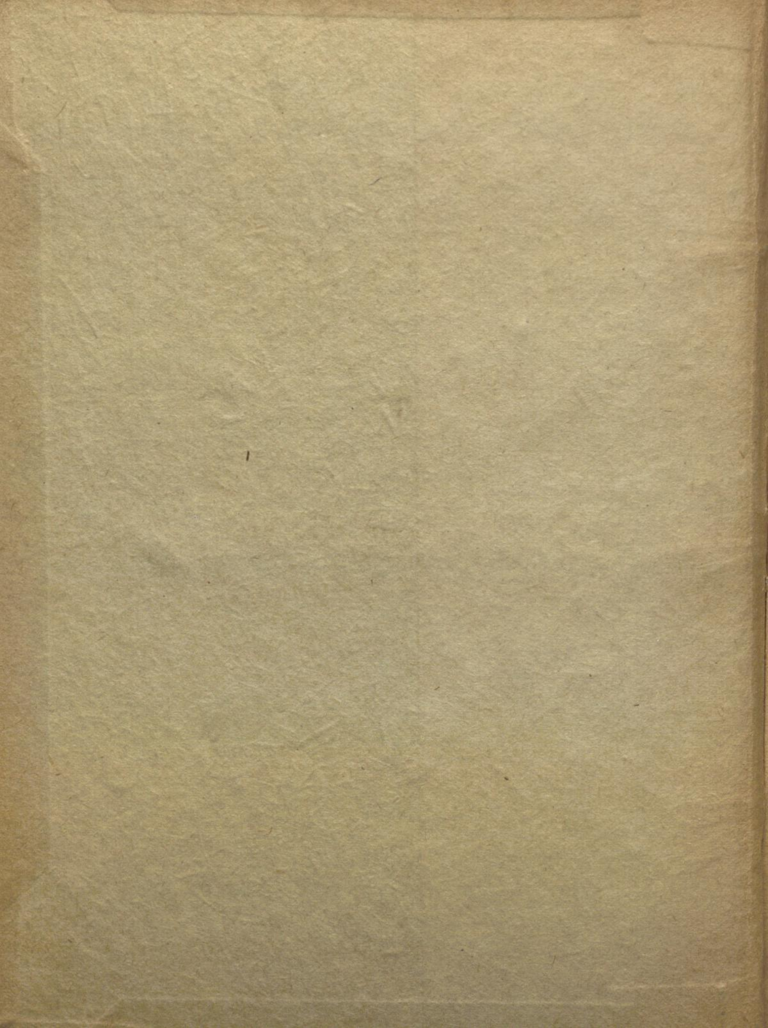
These colors have been selected as representative of those inks commonly used in photomechanical reproduction.

mand
Zwei
bens-
ege

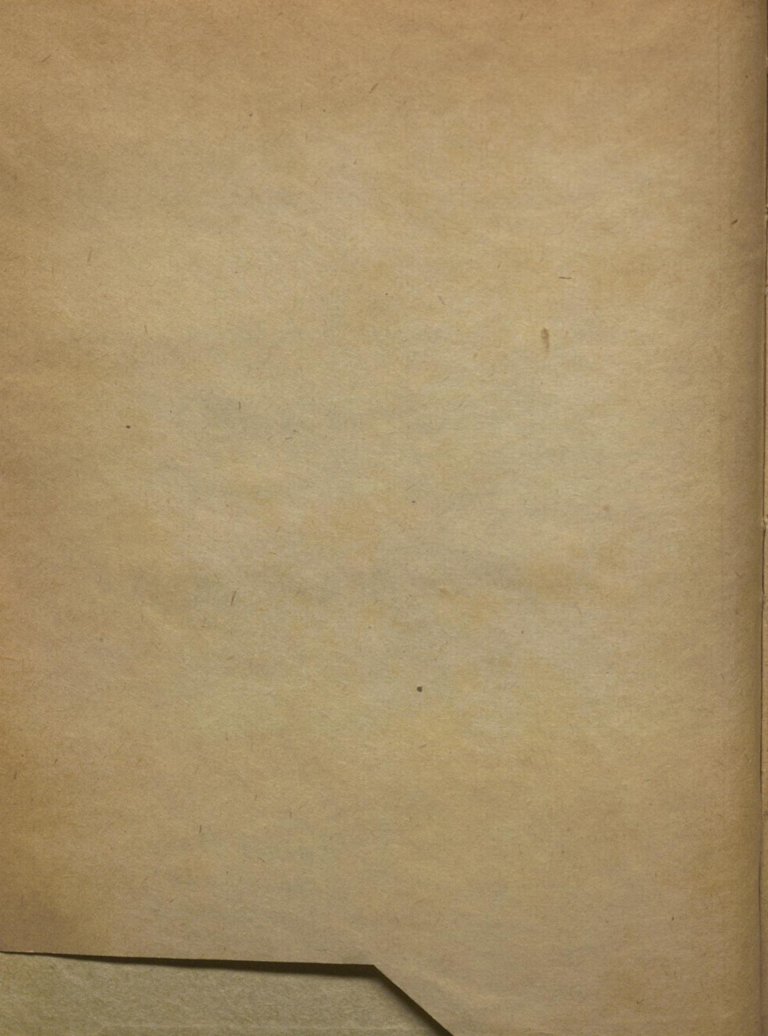
Zwei Lebenswege



DRUCK & VERLAG der BOHEMIA
Actiengesellschaft für Papier- und Druckindustrie, PRAG.



Seinem lieben Rainer
zum Weihnachtsfest 1949
von Onkel Walter.



Zwei Lebenswege.

Von

Armand.

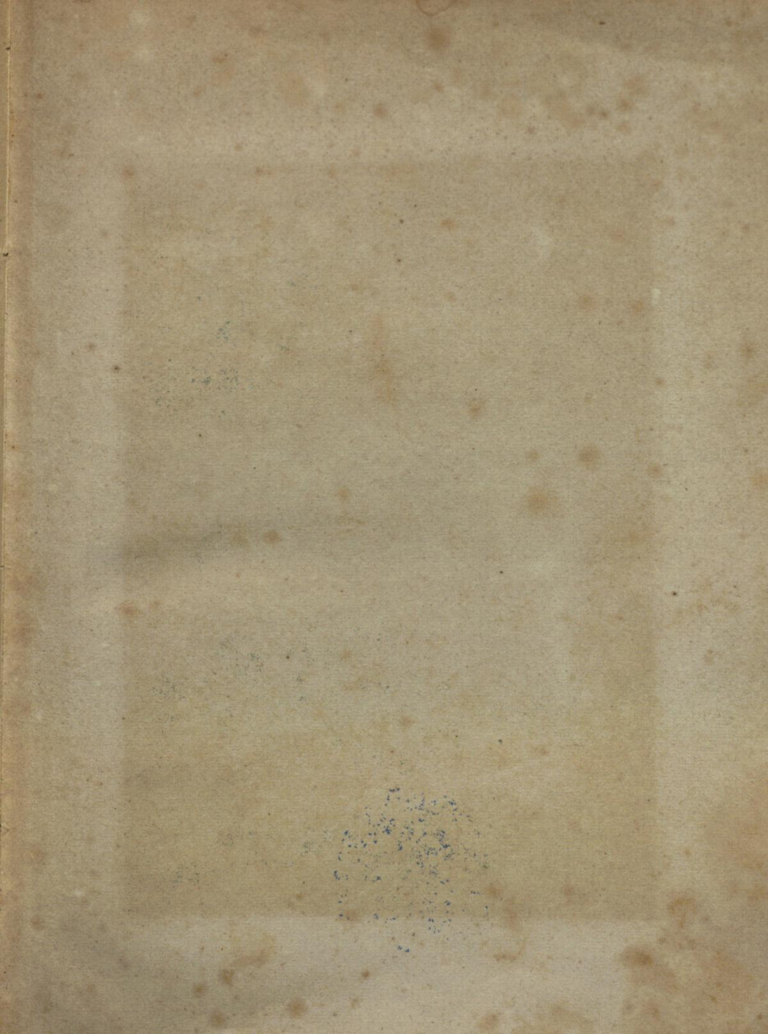
Mit vier Illustrationen in Farbendruck und einem Kärtchen.



Prag 1874.

Druck und Verlag der Bohemia,
Actiengesellschaft für Papier- und Druckindustrie.


UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
BRAUNSCHWEIG





Inhalt.

Seite

1. Kapitel.

Der Pastor und der Dorfschulze. Die beiden Knaben. Das schlechte Zeugniß. Der gute Schulkamerad. Die Eierpflaumen. Lebensgefahr. Der glückliche Vater. Offenes Bekenntniß. Blinde Mutterliebe. Gerechter Vaterzorn. Der Trompeter.

In einem großen Dorfe unterhalb Bremen, unweit der Mündung eines kleinen Flußes in die Weser, wohnten zwei Familien, welche seit vielen Jahren sehr befreundet zu einander standen. Es war die Familie des Pastors und die des Dorfschulzen, oder Bürgermeisters, wie man ihn nannte, wenn man ihm artig sein wollte.

Der Pastor hieß Hagen, er war ein Mann von beinahe fünfzig Jahren, seine Frau, Martha mit Namen, war nicht viel jünger, als er, und ihr einziges Kind, ihr Sohn Franz, ging in das dreizehnte Jahr.

Der Name des Dorfschulzen war Garbauer, seine Frau hieß Beta, und auch sie hatten nur ein Kind, gleichfalls einen Knaben von beinahe dreizehn Jahren, welchen sie Otto genannt hatten.

Das Pastorhaus stand auf dem Ufer des kleinen Flußes und der Garten dahinter zog sich an dem Wasser hin bis an den des Schulzen, so daß dessen und des Pastors Besitzungen mit der Rückseite aneinander stießen.

In der dichten, schön gezogenen Hecke zwischen den beiden Gärten befand sich eine Thür, durch welche der Pastor und der Schulze, ohne in die Straße gehen zu müssen, jederzeit zu einan-

der gelangen konnten, denn in ihren freien Stunden kamen sie gern zusammen. Beide waren Garten- und Blumenfreunde, Beide hielten viele Bienen und Beide hatten große Liebhaberei an Hühnervieh und Tauben. Die Abende verbrachten sie miteinander, so lange es das Wetter erlaubte, in den Hainbuchenlauben ihrer Gärten, und wenn der Herbstwind das gelbe Laub von den Bäumen wehte und dann der Winter seine Schneedecke über das Land legte, saßen sie in dem gemüthlich warmen Stübchen beisammen, plauderten über die Neuigkeiten in den Zeitungen, über ihre Dorf- und Hausangelegenheiten und beredeten namentlich gern die Gegenwart und die Zukunft ihrer Söhne.

Der Pastor hatte seinen Franz für den geistlichen Stand bestimmt, und der Schulze hatte beschlossen, daß sein Otto Seemann werden solle; denn er selbst hatte viele Jahre zur See gefahren, sein Vater und sein Großvater waren Schiffscapitaine von kleinen Küstenfahrzeugen gewesen, und hatten sich so wie er nach rastlos thätig verbrachter, kräftiger Lebenszeit in der jetzt von ihm bewohnten Behausung in Ruhe gesetzt, und so sollte denn auch sein geliebter Sohn einen gleichen Lebenslauf beginnen.

Der Pastor hatte beide Knaben von ihrer frühen Kindheit an mit Sorgfalt und Liebe unterrichtet und sie für die Schule vorbereitet, welche sie jetzt seit einem Jahre besuchten, und welche sich in der ein halbes Stündchen entfernt an der Weser gelegenen Stadt befand. An jedem frühen Morgen ruderten sich die beiden rüstigen Jungen über den kleinen Fluß, befestigten den Nachen an dem anderen Ufer und wanderten dann mit ihren Büchern nach der Stadt zur Schule, von woher sie Abends auf demselben Wege nach Hause zurückkehrten.

Durch dieses tägliche Zusammensein von frühster Jugend auf hatte sich eine enge Kameradschaft zwischen ihnen gebildet, die

sich aber nicht zur Freundschaft steigerte, weil ihre Charaktere zu sehr verschieden waren.

Franz hatte einen leicht erregbaren, aufbrausenden und jähzornigen Geist, Otto dagegen war sehr gefühlvoll, doch ruhig und gutmüthig, wenn auch entschlossen und furchtlos. Dabei besaß Otto große Lernbegier, vielen Fleiß und Ordnungsliebe, während Franz niemals Lust zum Arbeiten hatte und sich lieber mit unnützen Dingen die Zeit vertrieb. Wenn Otto seine freien Stunden benutzte, um seine Schularbeiten möglichst gut auszuführen, that Franz darin nur das Allernothwendigste, um bald damit fertig zu werden, und zum Fischen an den Fluß gehen zu können, oder mit anderen Buben aus dem Dorf zu spielen und umherzutoben. Die natürliche Folge davon war, daß er am Ende des Monats stets ein schlechtes Zeugniß aus der Schule mit nach Haus brachte, und daß von seinen Lehrern häufig Mahnungen an seinen Vater gesandt wurden, den Knaben besser zur Arbeit anzuhalten.

Es war auch an dem Letzten eines Monats, als in der Schule Nachmittags nach der letzten Stunde die Zeugnisse an die Schüler ausgegeben worden waren, diese sich damit entfernten und auch Franz Hagen seine Mütze genommen hatte, um die Stube zu verlassen, da rief ihn der Lehrer nochmals zu sich zurück, und sagte ihm, er solle noch einen Brief an seinen Vater mitnehmen.

Otto Garbauer, welcher auch im Begriffe war, aus dem Zimmer zu gehen, blieb gleichfalls stehen, um auf Franz zu warten, während dieser mit finsterm Blick auf das Papier schaute, auf welches der Lehrer den Brief an seinen Vater schrieb. Er wußte es recht gut, was derselbe diesem mitzutheilen hatte, sein böses Gewissen sagte es ihm, denn er hatte sich in diesem Monat wieder die höchste Unzufriedenheit aller seiner Lehrer zugezogen.

Der Brief war bald geschrieben und versiegelt, und als der

Lehrer ihn Franz einhändigte, sagte er mit ernstem, mahnendem Tone zu ihm: „Gib den Brief sogleich, wenn Du nach Hause kommst, an Deinen Vater.“

Franz steckte denselben schweigend in seine Tasche und verabschiedete sich bei dem Lehrer mit mürrischem Tone, worauf dieser sich freundlich zu Otto wandte, ihm die Hand reichte, und sagte:

„Du bist ein braver Knabe, an dem wir Lehrer sämmtlich Freude haben; wenn dieser Franz Hagen sich nur ein Beispiel an Dir nehmen wollte, so würde er uns und seinem würdigen Vater vielen Ärger ersparen. Grüße die lieben Deinigen recht freundlich von mir.“

Otto ward verlegen und erröthete, denn es that ihm wehe, daß er gelobt wurde, damit Franz dadurch gestraft würde. Er empfahl sich dem Lehrer höflich und eilte seinem Kameraden nach, der schnell das Zimmer verlassen hatte. Als er aber vor dem Schulhause wieder zu ihm trat, nahm er dessen Arm herzlich in den seinigen und sagte:

„Komm Franz, sei mir nicht böse über das Benehmen des Lehrers, ich kann ja nichts dazu.“

„Der einfältige Kerl,“ stieß Franz zornig aus. „Ich spiele ihm aber einmal einen Streich, daß er an mich denken soll!“

„Sei ruhig, Franz, er ist unser Lehrer,“ bemerkte Otto beschwichtigend.

„Da hat er mir auch wieder einen Brief an meinen Vater gegeben und hat darin alles Schlechte über mich geschrieben. Der dumme Kerl glaubt, ich würde den Brief abgeben — ich will ihm aber den Teufel thun — so dumm, wie er, bin ich noch lange nicht.“

„Franz, höre mich,“ nahm Otto wieder freundlich das Wort, „gib den Brief richtig ab, mag darauf kommen, was da will. Einen Brief unterschlagen, ist ein Verbrechen. Thue es nicht und

folge meinem Rath; denn Dein Vater erfährt es ja doch, und dann hast Du die Sache erst recht schlimm gemacht."

„Ich thue es wahrhaftig nicht, mag daraus werden, was da will!" rief Franz jetzt wüthend aus, zog den Brief aus der Tasche, riß ihn in tausend Stücke und warf ihn in den Wind, so daß derselbe weit über den steilen Abhang, an welchem sie hinschritten, in das Thal hinaus wehte.

„Hättest Du es doch nicht gethan, Franz," sagte Otto bedauernd, „Du wirst sehen, es bringt Dir viel Unangenehmes."

„Einerlei, und wenn sie mich noch viel ärgern, so laufe ich fort und gehe zur See," antwortete Franz mit gleicher Heftigkeit.

„Das könntest Du Deinem Vater und Deiner Mutter zu Leide thun, deren einziges Kind Du bist und die Dich so lieb haben? Die würden ja darüber sterben!" sagte Otto mahnend, doch freundlich zu seinem Kameraden. „Sei nun vernünftig und folge meinem Rath. Wenn Du nach Hause kommst, so sage Deiner Mutter offen, Du hättest von dem Lehrer einen Brief an Deinen Vater erhalten, weil aber nichts Gutes über Dich in demselben gestanden, so hättest Du ihn zerrissen und weggeworfen, dann machst Du es halb wieder gut, und Deine Mutter wird schon ein Wort für Dich bei Deinem Vater einlegen. Mach es so, Franz, folge mir, Du weißt, ich meine es gut mit Dir."

Franz gab ihm keine Antwort und schritt finstern Blicks neben Otto auf dem Fußsteig vorwärts.

Beide waren schöne Knaben. Franz, um einige Monate der ältere, war schlank und für sein Alter hochgewachsen. Er hatte tiefschwarzes, über seiner Stirn emporstehendes Haar und schwarze funkelnde Augen. Sein Kopf war verhältnißmäßig klein, sein Gesicht schön geformt und seine Bewegungen rasch und heftig.

Otto dagegen war nicht so groß, aber kräftiger gebaut, er hatte schönes, hellblondes Lockenhaar, große blaue Augen und sehr

edel geformte Gesichtszüge. In seinem Wesen lag etwas Ruhiges, für sein Alter sehr Verständiges, und die Natur hatte ihn mit dem großen Vorzug gesegnet, daß er Jedermann auf den ersten Blick gefiel und man ihm gut sein mußte.

„Versprich es mir, Franz, daß Du es so machen willst, wie ich Dir sagte," hub nach einer Weile Otto wieder an und ergriff die Hand seines Gefährten.

„Nun ja, ich will es der Mutter sagen," entgegnete dieser beruhigter und fügte nach kurzer Pause lachend noch hinzu: „Von der kann ich ja haben, was ich will!"

Die Knaben schritten rasch auf der Höhe vorwärts, und Franz hatte bald seine lustige Laune wieder gewonnen.

„Ach, gestern habe ich Dir einen Spaß gehabt, der war einzig," hub er vergnügt an. „Ich habe die Hühner und Enten auf unserem Hofe so betrunken gemacht, daß sie auf keinem Beine mehr stehen konnten. Hättest Du es gesehen, Du hättest Dich todtgelacht."

„Betrunken — wie so?" fragte Otto verwundert.

„Nun, ich hatte Weizen während der Nacht in Branntwein quellen lassen und gab ihnen den zu fressen. Der Trompeter Sturz hat es mich gelehrt."

„Dies wird aber Deinem Vater nicht lieb gewesen sein, denn der hat seine Freude an dem Federvieh," bemerkte Otto.

„Das war ja gerade der Spaß," fiel Franz wieder ein, „der wußte gar nicht, was den Thieren fehlte, und glaubte, sie hätten etwas Giftiges gefressen. Hättest ihn sehen sollen, was für ein besorgtes Gesicht er machte — es war zum Todtlachen."

„Ich hätte das meinem Vater nicht zu Leide thun mögen," bemerkte Otto wieder und fuhr nach einigen Augenblicken fort:

„Von dem Trompeter übrigens solltest Du fern bleiben, der Mensch taugt nichts, das weiß ja Jedermann im ganzen Dorfe.

Er trinkt und spielt und kommt nicht aus dem Wirthshause weg. Es gehen auch böse Gerüchte über ihn, er soll im Zuchthause gewesen und soll auch gebrandmarkt sein. Ich würde mich nicht mit ihm abgeben."

„Er ist aber ein lustiger Kerl und kann Dir erzählen, das glaubst Du gar nicht," sagte Franz heiter.

„Ja wohl, er soll sich in der weiten Welt umher getrieben haben. Wie man sagt, so ist er auch in Amerika Trompeter bei einem Dragonerregiment gewesen und dort hat er den Säbelhieb durch das Gesicht erhalten, wovon er die große Narbe über die Stirn und den Backen trägt. Er bekam den Hieb aber nicht im Kriege, sondern im Wirthshause. Wenn Du mir folgen willst, so halte Dich von dem Menschen fern, er kann Dich nichts Gutes lehren."

So plaudernd waren sie an der steilen Höhe hinab in den Wiesengrund gelangt, welcher sich zwischen derselben und dem Fluße hinzog, und folgten dem schmalen Fußpfad durch das hohe Gras, als Franz sagte:

„Weißt Du, was wir thun wollen, Otto? Wir wollen uns baden, ehe wir nach Hause gehen."

„Sehr gern, wir haben Zeit genug dazu," antwortete dieser; und somit verließen sie den Pfad und gingen mehr rechts durch die Wiese, um zu ihrem gewohnten Badeplatz zu gelangen, welcher weiter am Fluße hinab fast dem Ende des Dorfes gegenüber lag.

Sehr bald hatten sie denselben erreicht, und setzten sich in das Weidengebüsch am Ufer hin, um sich langsam auszuziehen und sich abzukühlen, ehe sie in das Wasser gingen.

„Tausend Element, sieh einmal dort drüben am Ufer die wundervollen gelben Eierpflaumen!" hub Franz plötzlich an und

zeigte über den Fluß nach einem Baume, der, mit solchen Früchten beladen, von dem Ufer weit über das Wasser heraushing.

„Die gehören dem alten Herrn Bornegg, es ist sein Garten, in welchem der Baum steht," entgegnete Otto.

„Ja wohl, dem alten Geizhals, der sein Geld in allen Ecken in seinem Hause versteckt und sich dabei nicht satt ißt," fuhr Franz fort, und hielt seinen lüsternen Blick auf die goldgelben Früchte geheftet.

Nachdem die beiden Knaben sich nun abgekühlt hatten, erhoben sie sich, um in den Fluß zu springen, da schritt Franz nochmals zu seinen Kleidern zurück und nahm das Taschentuch aus seinem Rock.

„Was willst Du mit dem Taschentuche thun?" fragte Otto.

„Ich will es mir lose, wie einen Beutel, um den Hals binden und will damit nach dem Baume hinüberschwimmen, um mir einige Pflaumen darin herüberzutragen," antwortete Franz lachend.

„Ach, das thue lieber nicht, wenn der Mann es gewahr würde!" sagte Otto und fügte nach einigen Augenblicken noch hinzu:

„Wenn Du von diesen Pflaumen gern einige haben willst, so laß uns hernach zu dem Alten gehen und ich kaufe ihm welche ab."

„Ei was — das ist ja gerade die Hauptsache, daß wir sie ihm stehlen," lachte Franz, „komm her, Du mußt mit hinüber schwimmen."

„Nein, nein, das thue ich nicht," versetzte Otto.

„Gut, dann sage ich es auch meiner Mutter nicht, daß ich den Brief zerrissen habe," rief Franz, indem er das Tuch um den Hals befestigte und an das Wasser trat.

„Das ist nun sonderbar von Dir, doch, wie Du willst, ich schwimme auch mit," entgegnete Otto, „dann gehe ich aber noch

heute Abend zu dem alten Bornegg und bezahle ihm die Pflaumen, die wir ihm genommen haben."

„Das kannst Du machen, wie Du willst, nun komm," sagte Franz und stürzte sich Kopf voran in den Fluß, worauf Otto ein Gleiches that, und nun Beide mit raschen Zügen dem jenseitigen Ufer zuschwammen.

Nach wenigen Minuten hatten sie dasselbe erreicht und erklommen.

„Nun steig voran," sagte Franz, an dem schräg über das Wasser hangenden Baum hinaufzeigend, „ich folge Dir nach."

„Ach, laß mich hier unten bleiben," bat Otto zögernd.

„Du hast es mir ja versprochen," entgegnete Franz heftig und sah ihn ärgerlich an.

„Nun, wenn Du darauf bestehst," versetzte Otto, erkletterte den Baum behend, und saß schon in dessen Spitze, als Franz auf dem untern starken Aste anlangte und auf demselben über das Wasser hinaus schritt, um zu den herrlichen Früchten gelangen zu können.

„Es sind doch wundervolle Pflaumen — so süß wie Zucker!" rief er nach Otto hinauf, „wenn der alte Geizhals Bornegg sie gezählt hat, so wird er viele vermissen, denn ich nehme wenigstens zwanzig Stück in meinem Taschentuch mit!"

„Ich werde ihm mehr bezahlen, als wir ihm genommen haben," antwortete Otto, indem er gleichfalls eine der Früchte kostete.

„Das wäre Thorheit, der alte Kerl hat Geld genug!" rief Franz lachend aus, er ahnte aber nicht, daß der alte Bornegg ganz nahe in einer dichten Laube saß und, wie es schien, auf die Diebe gewartet hatte, welche ihm täglich Pflaumen stahlen; denn er hatte eine lange, schwere Peitsche in der Hand und schlich sich jetzt vorsichtig hinter den Büschen nach dem Pflaumenbaum hin.

Er hatte denselben bis auf einige Schritte erreicht und stand hinter dem letzten Busche, ohne daß die Knaben ihn gewahr worden wären, als Franz seinem Kameraden über sich wieder lachend zurief:

„Was meinst Du, wenn der alte Kerl mit Einemmale unter den Baum käme und uns erwischte?"

In demselben Augenblicke aber trat Bornegg hinter seinem Busche hervor und rief, die Peitsche schwingend:

„Hier ist er schon, Du Taugenichts, jetzt sollst Du auch Deine Strafe haben!"

Dabei holte er mit der Peitsche gewaltig aus und traf Franz mit deren Spitze so scharf auf den nackten Rücken, daß derselbe laut aufschrie und sich von dem Aste hinab in den Fluß stürzte.

Otto, mehr Angst davor, daß der Mann ihn erkennen möchte, als vor dessen Peitsche, sprang sofort hinter Franz her und erreichte ihn unter Wasser in dem Augenblick, als derselbe sich von dem Grund wieder nach der Oberfläche hinauf stieß.

Unglücklicher Weise fuhr er mit dem Fuß zwischen seines Kameraden Hals und dem darum gebundenen Taschentuche hindurch und riß ihn mit sich abermals auf den Grund des Flußes hinab.

Dort rangen die Knaben einige Augenblicke mit einander in Todesangst, Franz aber behielt seine Geistesgegenwart, stieß sich wieder nach oben und drückte zugleich den Fuß Otto's aus dem Tuche zurück, wodurch er selbst nun auf der Oberfläche blieb.

Otto aber sank, den Kopf voran, wieder in die Tiefe hinunter.

Kaum war Franz auf dem Wasser erschienen, als Bornegg's Peitsche abermals seinen Rücken traf, aber trotz allem Schmerz schaute der Knabe sich nach seinem Kameraden um und dachte nicht an seine eigne Sicherheit.

Da tauchte Otto in kurzer Entfernung auf, sank jedoch sogleich wieder unter, Franz aber schoß ihm nach, ergriff ihn unter Wasser, hob ihn mit sich empor und schwamm nun ihm mit nach dem jenseitigen Ufer. Dort zog er ihn auf dasselbe hinauf, zu seinem Schrecken aber schien Otto todt zu sein.

Franz in seiner Angst rüttelte und schüttelte ihn und legte ihn mit dem Kopf tief, so daß das Wasser wieder aus seinem Munde herausfließen solle, doch Alles schien vergeblich, das Leben in ihn zurück zu rufen.

Er wurde immer rathloser, immer entsetzter bei dem Anblick des starr und todtenbleich da liegenden Gefährten, denn sein Gewissen sagte ihm, daß er selbst allein die Schuld an diesem großen Unglück trage, und mit Verzweiflung blickte er über das jenseitige Ufer dem alten Bornegg nach, wie derselbe eilig durch seinen Garten davon schritt. Da plötzlich entstieg Otto's Brust ein schwerer Seufzer, ein Wasserstrahl entquoll seinem Munde und er schlug die Augen wieder auf.

Franz schlang seinen Arm hastig um den Nacken des todt geglaubten Kameraden und sagte, indem er ihn aufsetzte, mit freierer, doch immer noch zitternder Stimme:

„Komm, Otto, wir wollen uns schnell anziehen und nach unserm Kahn laufen, damit wir nach Hause kommen, ehe der alte Bornegg Deinem Vater sagt, daß Du beinahe ertrunken wärest. Wir machen den Kerl zum Lügner, und behaupten, wir wüßten gar nichts von der Geschichte, wir wären von der Schule geraden Wegs nach Hause gegangen."

Otto sah ihn schweigend einige Augenblicke an, als ob er sich besinne, was denn eigentlich vorgefallen sei, denn seine Gedanken waren noch matt und verworren; dann aber, sich sammelnd, schüttelte er den Kopf mit den Worten:

„Ich werde meinem Vater Alles erzählen. — Hol mir meine Kleider hierher, es fröstelt mich.“

„Das wäre sehr dumm von Dir, wozu willst Du uns selbst verrathen? Der Bornegg hat uns ja nur nackt gesehen und kann sich leicht geirrt haben,“ fuhr Franz fort, indem er die Kleider für Otto aus den nahen Büschen brachte und sie ihm reichte.

„Ich sage keine Lüge, am wenigsten meinem Vater,“ entgegnete Otto, sich ankleidend, und fügte noch hinzu:

„Und Du sollst es auch nicht thun, denn das Lügen ist Sünde.“

In wenigen Minuten hatten Beide sich angezogen, eilten dann nach ihrem Schiffchen und ruderten sich schnell über den Fluß dem jenseitigen Ufer zu, da kam dort auf dem Wege neben dem Pastorhaus der Vater Otto's ohne Hut auf dem Kopfe mit fliegendem Haar herangelaufen.

„Gottlob, Gottlob!“ rief er beim Anblick der Knaben aus, streckte ihnen seine Arme entgegen und sprang an dem Ufer bis zu dem heranschießenden Kahn hinab.

„Gottlob — mein Otto!“ stieß er abermals mit tiefem Athemzug aus, zog diesen aus dem Nachen an seine Brust und herzte und küßte ihn lange Zeit. Dann aber fuhr er mild und freundlich fort:

„Der alte Bornegg hat mir Deinetwegen einen rechten Schreck eingejagt, er meinte, Du wärest ertrunken. Bist Du denn wirklich in Gefahr gewesen?“

„Wer weiß, was der alte Bornegg gesehen hat!“ rief Franz schnell aus, um dem Eingeständniß Otto's vorzubeugen, und forderte diesen durch einen Blick und durch Kopfschütteln auf, zu schweigen, Otto aber schlang die Arme um den Nacken seines Vaters, küßte ihn abermals und sagte:

„Ja, ja, lieber Vater, ich wäre beinahe ertrunken, Franz aber kam mir zu Hilfe und hat mich an das Ufer gebracht.“

„Das hast Du gethan, Franz, Du braver Junge?“ rief der Dorfschulze aus, zog ihn an seine Brust, küßte ihn und fuhr dankbar bewegt fort: „Das werde ich Dir lebenslang danken! Wodurch aber wurde denn die Gefahr herbeigeführt?“

„Es muß wohl ein Krampf gewesen sein,“ antwortete Franz rasch und warf wieder einen mahnenden Blick nach Otto hin, doch dieser nahm seines Vaters Hand, küßte sie und sagte:

„Nein nein, kein Krampf, wir waren selbst Schuld daran,“ worauf er nun die ganze Begebenheit der Wahrheit gemäß erzählte und schließlich noch einmal wiederholte, daß er Franz von Anfang an erklärt habe, er würde noch heute zu Herrn Bornegg gehen und ihm die ihm genommenen Pflaumen bezahlen.

„Das versäume ja nicht, Otto, auch zum Scherz muß man sich nicht an eines Anderen Eigenthum vergreifen. Ihr habt einen dummen Streich gemacht, doch der gütige Gott hat es verhindert, daß ein großes Unglück die Folge davon wurde. Nun kommt, ich begleite Euch zu Herrn Bornegg, damit Ihr Euer Unrecht bei ihm wieder gut macht.“

Hiermit ergriff der Dorfschulze die Hand seines Sohnes und schritt mit den beiden Knaben nach der Pastorwohnung hinauf, als sie aber deren Thür erreicht hatten, sagte Franz mürrisch: „Guten Abend“ und sprang in das Haus hinein.

„Dieser Franz gefällt mir täglich weniger,“ hub der Schulze im Vorwärtsgehen an und schüttelte bedenklich den Kopf. „Wäre er nicht der Sohn meines lieben Freundes, ich würde Dir verbieten, mit ihm umzugehen. Er ist voller Unwahrheit und böser Streiche, und ich fürchte, seine guten Eltern werden nicht viel Freude an ihm erleben.“

Während er nun mit seinem Sohne der Wohnung des alten Herrn Bornegg zuschritt, damit Otto sein ihm angethanes Unrecht wieder gut machen solle, war Franz in dem Pastorhause in die

Wohnstube eingetreten, wo seine Mutter, ohne ihn zu bemerken, an dem Fenster stand und Blumen begoß.

Franz warf seine Bücher so heftig auf den Tisch, daß die Frau erschrocken herum fuhr und sagte:

„Mein Gott, Franz, wie hast Du mich erschreckt!“

Dann aber trat sie mit den Worten: „Komm, küß mich, bist ja doch mein lieber Junge,“ auf ihn zu, schlang ihren Arm um seinen Nacken und herzte und küßte ihn.

„Hast Du denn diesmal ein gutes Zeugniß mitgebracht?“ fuhr sie darauf fort, indem sie ihm mit der Hand liebkosend über die Wange strich.

„Gutes Zeugniß,“ wiederholte Franz trotzig, „Du weißt wohl, daß mich der Lehrer nun einmal nicht leiden kann, und heute gab er mir auch noch außer dem schlechten Zeugniß einen Brief an den Vater, worin er nichts Gutes über mich geschrieben hatte. Ich habe den Wisch aber zerrissen und fortgeworfen!“

Die Frau schüttelte den Kopf, klopfte ihren Sohn, wie ihn tröstend, auf die Schulter und sagte:

„Ich möchte wissen, warum Dich der Mann so gar nicht leiden kann! Der Vater wird aber ungehalten werden, wenn er hört, daß Du den Brief zerrissen hast.“

Dann lauschte sie einen Augenblick nach dem anstoßenden Zimmer und fuhr darauf schnell fort:

„Ich höre ihn kommen und will mit ihm darüber reden, geh Du lieber hinaus in den Garten, Du weißt, er hält viel auf den Lehrer!“

Franz ließ sich das nicht zweimal sagen, und hatte das Zimmer bereits verlassen, als der Pastor durch die andere Thür in dasselbe eintrat.

Dessen erster Blick fiel auf die in einen Riemen eingeschnürten Bücher seines Sohnes, und zu denselben hinschreitend sagte er:

„Sieh, ist Franz zurückgekommen?“ Dann löste er den Riemen und nahm das Zeugnißbuch zwischen den anderen hervor.

Die Frau war an das Fenster getreten und machte sich an den Blumen etwas zu schaffen, als der Pastor mit finsterem Tone begann:

„Abermals ein sehr schlechtes Zeugniß! Ich weiß nicht, was aus dem Knaben werden soll — er zeigt sich von Tag zu Tag leichtsinniger — so kann es mit ihm nicht mehr fortgehen!“

„Ach, der Lehrer kann unsern Franz nun einmal nicht leiden!“ bemerkte die Pastorin ungehalten, „er hat ihm auch wieder einen Brief an Dich mitgegeben, der Junge aber hat ihn zerrissen und weggeworfen.“

„Zerrissen und weggeworfen?“ rief der Pastor entrüstet aus, „ich sage es ja, so kann und darf es nicht länger mit ihm fortgehen, oder wir erziehen in ihm einen Taugenichts!“

„Wie Du nun gleich heftig werden kannst, lieber Mann — Franz ist ja noch ein Kind,“ fiel ihm die Frau beschwichtigend in die Rede.

„Dreizehn Jahre ist der Knabe alt, und anstatt, daß er fleißiger und folgsamer werden sollte, wird er täglich fauler und unartiger. Nein, nein, die Geschichte mit dem Briefe soll ihm nicht so hingehen!“

Diese Worte sagte der Pastor in sichtbarlich großer Aufregung, denn sein Gesicht war ganz bleich geworden, das Zeugnißbuch in seiner Hand zitterte und seine ganze, lange, hagere Gestalt schien zu beben.

„Ach, sei doch nicht so hart gegen den lieben Jungen,“ hub die Pastorin aber wieder an, indem sie die Rechte ihres Gatten ergriff, und bittend zu ihm aufsah, „vergieb ihm diesmal noch, ich werde recht ernstlich mit ihm reden.“

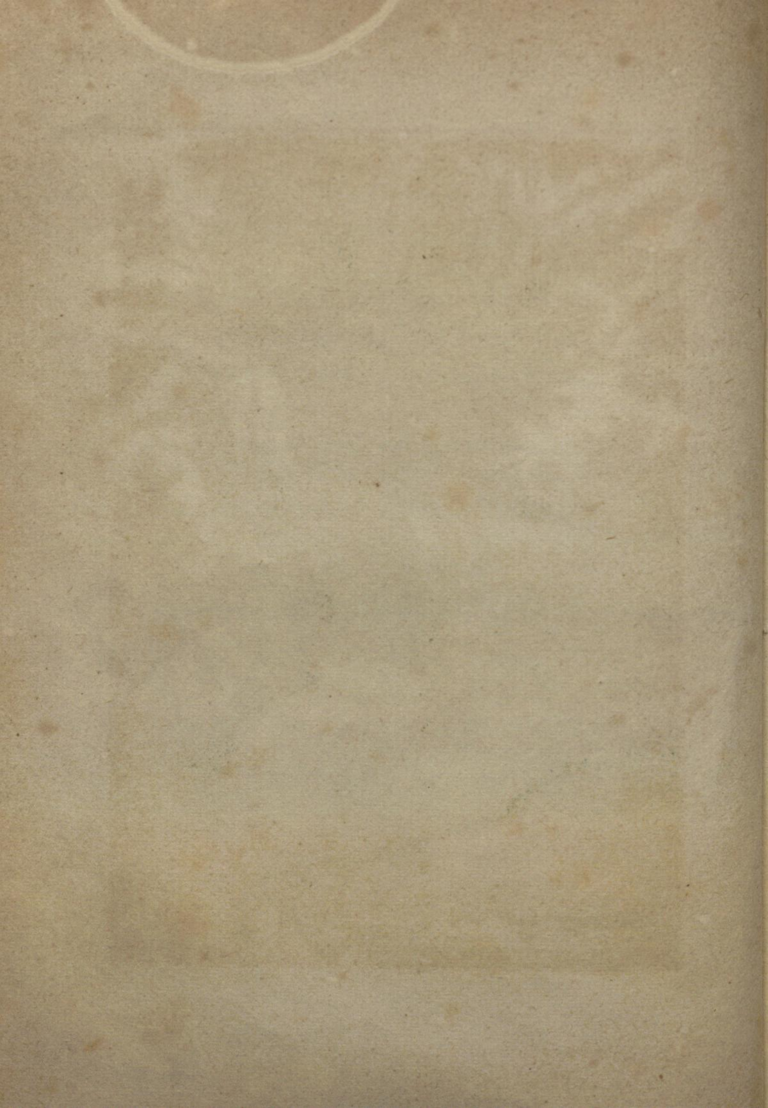
„Martha, Du verziehst den Knaben und erzeigst ihm keine Wohlthat damit,“ entgegnete der Pastor seiner Gattin, doch diese ließ mit Bitten nicht nach, bis er ihr die Zusage gegeben hatte, daß er es ihr allein überlassen wolle, Franz wegen des Zerreißens des Briefes auf das Ernsteste zu vermahnen.

Franz aber war, anstatt in den Garten, in die Straße hinaus gelaufen und befand sich jetzt auf einer Kegelbahn hinter der Dorfschenke, wo eine Anzahl junger Leute bei Bier und Branntwein Kegel schoben und sich durch Wetten einander Geld abzunehmen suchten. Es waren sämmtlich Burschen, die im Dorfe keinen guten Ruf hatten, weil sie als Faulenzer, als Trinker und Spieler bekannt waren. Sie benahmen sich sehr laut und lärmend, lachten, daß man es weit hin hören konnte, fluchten und verwünschten sich unter einander und tranken sich dann wieder gegenseitig zu.

Das lauteste Wort unter ihnen aber führte ein ziemlich großer magerer Mann mit einer breiten Narbe über Stirn und Wange. Er hatte ein langes Gesicht mit sehr großer gebogener Nase, hatte kleine, lebendige graue Augen und rothes Haar.

Er hieß Sturz, war vor mehreren Jahren in Amerika Trompeter bei einem Dragonerregiment gewesen, hatte in Deutschland einmal bei einer Seiltänzerbande die Trompete geblasen, und lebte jetzt in diesem Dorfe, ohne zu arbeiten und ohne, daß man es sich erklären konnte, woher er das Geld zu seinem Unterhalte nehme. Er besuchte allerdings die Messen und Märkte in den nächsten Städten, ging namentlich oftmals nach Bremen und kam von diesen Reisen dann immer mit Geld zurück, aber sein Leben hier im Dorfe kostete ihn auch nicht wenig; denn er verbrachte den ganzen Tag im Wirthshause mit Essen und Trinken und hielt dabei oftmals seine Zechkameraden frei.





Es wurde allgemein im Dorfe gesagt, daß er ein falscher Spieler wäre und stets falsche Karten und falsche Würfel bei sich trage, dennoch fand er immer Leute, die er zum Spiel verleiten konnte, denn fast alle Knaben aus dem Dorfe wurden Matrosen, und wenn sie dann nach Jahren als solche von langer Reise mit Geld in den Taschen zurückkehrten, verweilten sie gern einige Zeit in ihrem Geburtsort, um sich auszuruhen, ehe sie wieder Dienste auf einem Schiffe nahmen. Der Trompeter Sturz machte dann sogleich Bekanntschaft mit ihnen, verführte sie zu Trinkgelagen und zum Karten- und Würfelspiel und nahm ihnen regelmäßig dabei einen Theil ihrer ersparten Baarschaft ab.

---

2. Kapitel.

Der erste Unterricht im Kartenspiel. Anleitung zum Bösen. Der gute Sohn. Der betrübte Vater. Erster Diebstahl. Falscher Verdacht. Die Heckétaube. Der entrüstete Pastor. Der Ducaten.

An diesem Abend saß der Trompeter bei dem Kegelbahnhäuschen mit Franz Hagen in einer Laube an einem kleinen Tisch und lehrte diesen ein Kartenspiel, unterhielt sich aber zu gleicher Zeit mit den Kegelschiebern, indem er ihnen allerhand Schnurren erzählte, ihnen Räthsel aufgab, und sie dabei verhöhnte und verlachte.

„Du mußt aber dafür, daß ich Dich das Spiel lehre, etwas zum Besten geben,“ sagte er halb im Ernst, halb im Scherz zu Franz, „Du kannst einmal mit dieser Kunst viel Geld verdienen.“

Franz griff sogleich entschlossen in seine Tasche, nahm seine kleine Baarschaft daraus hervor und legte sie auf den Tisch, worauf Sturz Bier und Branntwein dafür kommen ließ.

„Nun trink aber auch!“ sagte er wieder zu dem Knaben, indem er ihm das Glas mit Branntwein reichte, „Du sollst leben!“

Franz trank etwas von dem starken Getränk, reichte es an Sturz zurück und that dann einen tüchtigen Zug von dem Bier, welches gleichfalls für sein Geld gebracht worden war.

„Bravo!“ lobte ihn der Trompeter, „Du trinkst ja wie ein Alter!“

Dann fuhr er wieder fort, den Knaben in dem Spiel zu unterrichten, und hub erst nach einiger Zeit abermals an:

„Morgen ist Sonntag, wo Du nicht in die Schule zu gehen brauchst. Wenn Du nun Vormittags hierher kommen und wieder etwas zum Besten geben willst, so werde ich Dir einen Spaß machen, wie Du noch keinen gehabt hast.“

„Ich muß morgen früh ja in die Kirche gehen,“ antwortete Franz zögernd.

„Nun, Du kannst ja hineingehen und Dich wieder hinausstehlen, das wird Niemand bemerken,“ versetzte der Trompeter; „dann laufe aber nach Hause auf Deines Vaters Taubenschlag, nimm eine Taube von ihrem Neste und bring sie hierher. Dann sollst Du einmal einen Spaß erleben. Vergiß aber nicht, auch Geld mitzubringen.“

„Ich bekomme mein Taschengeld für die nächste Woche morgen erst, wenn wir zu Tische gehen,“ entgegnete Franz.

„Ei, weißt Du nicht, wo Deine Mutter ihr Geld hat? Kannst ja leicht etwas davon nehmen, ohne daß sie es gewahr wird.“

„Ach ja, das kann ich wohl, aber —“ erwiederte Franz zögernd.

„Mit Deinem „aber!“ fuhr Sturz fort, „man muß sich nicht immer erst lange besinnen. Du kommst morgen früh gegen zehn Uhr hierher, bringst die Hecketaube mit und vergissest das Geld nicht, sonst gibt es keinen Spaß.“

Während Franz sich nun in dieser bösen Gesellschaft befand, ging Otto Garbauer mit seinem Vater in dessen Garten umher und freute sich mit ihm über die schönen Blumen und die herrlichen Früchte, die in demselben prangten.

Sie waren so eben von dem alten Herrn Bornegg zurückgekommen, bei welchem Otto sein Unrecht hinsichtlich der demselben geraubten Eierpflaumen durch Zahlung dafür und durch Abbitte hatte wieder gut machen müssen, denn sein Vater war ein streng rechtlicher und ehrenhafter Mann, der mit aller Umsicht und Sorgfalt bemüht war, seinen Sohn so zu erziehen, daß derselbe, wie er zu sagen pflegte, viel besser werde, als er selbst es sei.

„Es ist mir recht angenehm, lieber Otto, daß Du die Sache mit dem Herrn Bornegg gleich abgemacht hast," sagte der Schulze während des Gehens zu seinem Sohne, „wie ganz anders stehst Du jetzt dem Manne gegenüber, als dieser Franz, Dich hat er lieb und Franz wird er immer hassen. Man muß überhaupt Niemandem wehe thun, weder durch Worte, noch durch die That; hat man es aber in Übereilung, oder sonst durch eine Veranlassung gethan, so muß man es sobald als möglich wieder gut zu machen suchen. Das tritt der Ehre eines Mannes nicht zu nahe und macht oft aus Feinden gute Freunde."

Dann blieb er unter einem schönen alten Apfelbaum stehen und schaute mit den Worten in dessen weit ausgebreitete Aeste hinauf:

„Siehe, wie der alte Baum mit Früchten beladen ist. Mein Großvater, also Dein Urgroßvater hat ihn gepflanzt. Ich war damals noch nicht so alt wie Du, und stand bei ihm, als er den Baum in die Erde setzte, da sagte er zu mir: „Wenn ich einmal längst nicht mehr bin, stehst Du vielleicht mit Deinem Kinde unter diesem Baume und freust Dich über dessen Blüthen, oder Früchte, dann denke, daß Dein alter Großvater ihn zur Freude

und zum Nutzen seinen Nachkommen gepflanzt hat.“ Und wirklich, ich kann niemals an dem Baume vorübergehen, ohne mit Dankbarkeit an den guten alten Mann zu denken. Aber nicht nur diesen Baum hat er für uns gepflanzt, er hat diese ganze Besitzung gegründet, die ich von meinem Vater erbte und die einst in Deinen Besitz übergehen wird. So sorgen gute Eltern für das Glück ihrer Kinder, und gute Kinder lieben sie dafür, auch wenn sie schon lange unter der Erde ruhen.“

Bei diesen Worten legte der Schulze seine Hand liebkosend auf den blonden Lockenkopf seines Sohnes, drückte ihn für einen Augenblick zärtlich an sich und fuhr dann im Weitergehen fort:

„Der Allmächtige ist uns Garbauers immer gnädig gewesen und hat uns wie durch eine unsichtbare schützende Hand aus vielen Gefahren gerettet. Mein Großvater war Capitain von einem kleinen Küstenfahrzeuge, ein Sturm jagte ihn einst in den Ocean hinaus, sein Schiff wurde von den Wellen zerschlagen und er trieb auf einem Stück des Mastes beinahe drei Tage in der See umher. Doch der gütige Gott sandte ihm ein Schiff zu Hilfe, dessen Mannschaft ihn von sicherem Tode rettete. Mein Vater commandirte ein größeres Schiff und fuhr immer glücklich, war aber oft in großer Gefahr, in heißen Ländern dem Fieber zu erliegen, der Himmel führte ihn jedoch stets wohlbehalten wieder zu seinen Lieben zurück, bis er sich hier, wie es sein Vater gethan hatte, in Ruhe setzte und während seiner letzten Jahre nur für seine Familie lebte. Auch mich hat oftmals eine gütige schützende Macht vor sicherem Untergang bewahrt, bis ich schließlich vor einigen Jahren nicht weit von hier am Ausfluß der Weser scheiterte und mein Schiff verlor, selbst aber mein Leben rettete. Auch ich ließ mich dann häuslich hier nieder, und so Gott will, sollst Du es auch so machen, nachdem Du Dir durch ein thätiges, mühevolles Leben die Ruhe zu Hause verdient haben wirst. Es liegt ein hohes

Glück darin, wenn man sich im Alter sagen kann, daß man in seinem Leben etwas geschaffen, etwas geleistet hat."

In diesem Augenblick öffnete sich vor ihnen die Thür, welche durch die Hecke in den Garten des Pastors führte und dieser trat ihnen mit einen herzlichen Gruß entgegen.

„Ich freue mich jedesmal, lieber Freund, wenn ich Sie so mit Ihrem guten Sohne in Liebe und Freundschaft verkehren sehe," sagte der Pastor, indem er dem Schulzen die Hand drückte.

„Nun, wenn auch zwischen Vater und Sohn keine Liebe und Freundschaft herrscht, wo in der Welt soll man sie dann wohl noch suchen," entgegnete Garbauer.

„Wohl wahr, wohl wahr!" versetzte der Pastor mit einem tiefen Athemzuge; „wenn aber der Sohn den liebevollen und freundschaftlichen Lehren und Weisungen des Vaters nicht folgt und auf böse Wege kommt, wie es mit meinem Franz leider der Fall ist, dann, bester Freund, ist es aus mit dem Familienglück!"

„Nun, die Knaben sind nicht alle gleich von Anlagen und Neigungen, Franz ist aufgeweckter und auch wohl leichtsinniger, als mein Otto," erwiederte der Schulze beruhigend, „er hat aber doch ein gutes Herz und das Andere wird sich schon machen!"

Hierauf erzählte er seinem Freunde, was sich mit den beiden Knaben heute beim Baden zugetragen hatte, worauf der Pastor erschrocken die Hände zusammenschlug und ausrief:

„O Gott, so war er ja nahe daran, zum Mörder Ihres Sohnes zu werden!"

„Franz hatte allerdings leichtsinniger Weise den dummen Streich veranlaßt, hat aber doch seinem Kameraden in der Gefahr treulich beigestanden, und das zeugt von einem guten Herzen," beschwichtigte der Schulze wieder, der Pastor aber schüttelte den Kopf und sagte:

„Ich fürchte, ich fürchte! — Wo mag er jetzt wohl wieder sein?“

Franz aber verließ in diesem Augenblick die Kegelbahn und sagte beim Abschied zu seinem Freunde, dem Trompeter:

„Ich komme morgen früh!“

Dann sprang er davon und langte nach wenigen Minuten zu Hause an.

In der Wohnstube war es schon etwas düster, als Franz in dieselbe eintrat und sich nach seiner Mutter umblickte, um von ihr zu erfahren, was sie hinsichtlich des Zerreißens des Briefes bei seinem Vater ausgerichtet habe.

Er wollte schon das Zimmer wieder verlassen, da fiel sein Blick auf das Nähtischchen seiner Mutter, welches sie ausnahmsweise hatte offen stehen lassen. Er dachte an das Geld, welches er am folgenden Morgen dem Trompeter mitbringen sollte, dort in der Schieblade des Nähtisches aber hatte seine Mutter jederzeit Geld für ihre laufenden Ausgaben liegen!

Hastig ging er an den Tisch, da lag der Geldbeutel und in dem kleinen Gefach daneben lag ein einzelnes Goldstück. Schnell ergriff er dieses, steckte es in die Tasche, schlich sich dann eilig aus der Stube und ging in den Hof hinaus.

Wenige Minuten später trat Gretchen, das Dienstmädchen, in das Wohnzimmer, um der Frau Pastorin über eine Haushaltsangelegenheit etwas mitzutheilen. Als Gretchen dieselbe aber nicht im Zimmer fand, wollte sie wieder zur Thür hinausgehen, da schritt in demselben Augenblicke ihre Herrin herein und Beide erschraken vor einander durch das plötzliche unerwartete Zusammentreffen in der Dämmerung.

„Sieh, Gretchen, bist Du es? Ich bin ordentlich vor Dir erschrocken,“ sagte die Pastorin, worauf das Mädchen ihr die Ursache seines Hierseins mittheilte und sich dann entfernte.

Die Pastorin verschloß nun ihren Nähtisch und ging dann hinaus in den Garten, wo sie sich zu ihrem Gatten gesellte, welcher dort noch mit dem Schulzen und dessen Sohn plaudernd umherwandelte.

Erst als die Nacht hereinbrach, trennten sich die beiden Freunde und der Pastor begab sich mit seiner Frau in das Wohnzimmer, wo Gretchen bereits den Tisch gedeckt hatte und das Abendbrod auftrug.

Franz hatte sich gleichfalls eingefunden und setzte sich schweigend mit seinen Eltern an den Tisch. Das böse Gewissen schloß ihm seinen sonst so redseligen Mund. Zu seinem Vater wagte er wegen des Zerreißens des Briefes nicht aufzusehen, und seine Mutter konnte er des Goldstückes wegen nicht anblicken. Er hätte gern ohne zu essen den Tisch und das Zimmer verlassen, das war aber gegen die Hausordnung, und als endlich das Essen vorüber war und er seine Mütze ergriff, um hinauszugehen, sagte sein Vater mit ernstem Tone zu ihm:

„Du gehst diesen Abend nicht mehr aus, sondern bleibst hier im Zimmer und arbeitest. Ich werde, ehe Du zu Bette gehst, selbst nachsehen, was Du gethan hast."

Franz warf seine Mütze wieder auf den Stuhl, setzte sich mürrischen Blicks an einen Tisch in der Ecke des Zimmers, wohin seine Mutter ihm ein Licht stellte, und begann mit einer Arbeit für die Schule, während sein Vater eine lange Pfeife anzündete und sich mit der Zeitung in der Hand bei dem Nähtisch seiner Frau, auf welchen diese die Lampe gestellt hatte, niederließ.

Die Frau Pastorin war Gretchen behilflich, den Tisch abzudecken, und als das Mädchen sich dann aus dem Zimmer entfernt hatte, ergriff sie eine Näharbeit und setzte sich ihrem Gatten gegenüber an ihrem Nähtisch.

Es herrschte an diesem Abend ein unangenehmes Schweigen; denn sonst pflegte der Pastor die Zeitungsnachrichten mit seiner Frau zu besprechen, und Haus- und Wirthschaftsangelegenheiten wurden von ihnen beredet, wobei dann auch Franz gewöhnlich mit einsprach.

Der Pastor aber sagte kein Wort, seine Frau schwieg und blickte nur von Zeit zu Zeit verstohlen nach Franz hinüber, und dieser war froh, daß sein Vater ihm keine Strafpredigt hielt.

Da legte die Pastorin die Arbeit auf ihren Schooß, rückte etwas von dem Tisch zurück, und zog dessen Schieblade auf, um eine Nadel daraus hervorzunehmeu.

„Mein Himmel!" stieß sie plötzlich halb erstaunt, halb erschrocken aus, „der alte spanische Ducaten ist fort, ich legte ihn heute Nachmittag in dieses Gefach, um ihn Franz in seine Sparbüchse zu geben!"

Dabei schob sie mit dem Finger die vielerlei Gegenstände, welche in der Schieblade lagen, immer ungeduldiger hin und her, ließ dann ihre Hände in ihren Schooß sinken, und sagte, ihren Gatten in höchstem Erstaunen anschauend:

„Wahrhaftig, er ist fort — wie soll ich mir das erklären?"

Franz hatte, bei den ersten überraschten Worten seiner Mutter zusammenfahrend, nach ihr hingesehen, war dann aber rasch um so tiefer mit dem Kopf über seine Arbeit gesunken und rührte und regte sich nun nicht, denn der Schreck nahm ihm im Augenblick den Athem.

„Ich bin gegen Abend einmal auf den Boden gegangen und hatte den Tisch offen stehen lassen," fuhr die Frau immer erstaunter fort; „ich blieb nur kurze Zeit weg, und als ich zurückkam, bin ich in der Thür fast gegen Gretchen gerannt. Außer ihr ist Niemand im Zimmer gewesen."

Franz beugte sich noch tiefer über sein Buch, der Pastor aber sah seine Frau mit einem halben Vorwurf an und sagte:

„Du wirst doch wohl nicht denken, daß Gretchen ihn genommen hat?“

„Wer sonst kann es denn gethan haben,“ entgegnete die Frau heftig — „außer ihr war Niemand in der Stube!“

„Freilich, man kann Niemanden in das Herz sehen,“ fuhr der Pastor fort und sagte dann zu Franz:

„Rufe Gretchen herein, bleibe mir aber nicht draußen, Du sollst diesen Abend einmal nicht von Deiner Arbeit gehen!“

Franz ging, ohne nach seinem Vater aufzublicken, zur Thür hinaus und kehrte nach einigen Minuten mit dem Dienstmädchen zurück.

„Komm hierher, Gretchen,“ sagte der Pastor und hob den Schirm von der Lampe, so daß das helle Licht auf dessen Gesicht fiel. „Hast Du das Goldstück aus dieser Schieblade genommen?“

Das Mädchen fuhr erschrocken zusammen, es wurde bleich und erbebte an allen Gliedern.

„Ich, ein Goldstück genommen, Herr Pastor,“ stotterte sie entsetzt hervor.

„Ja ja, Du allein bist an diesem Abend, als ich auf dem Boden war und meinen Tisch hier offen gelassen hatte, hier im Zimmer gewesen,“ fiel jetzt die Pastorin ein und drohte ihr mit dem Finger. „Gesteh es nur, sonst mache ich morgen die Anzeige, und dann wirst Du vor Gericht gestellt.“

„Aber, beste Frau Pastorin, wie können Sie so etwas von mir denken, — ich stehlen? Da wollte ich lieber Hungers sterben,“ rief Gretchen aus, rang die Hände und weinte und schluchzte laut, doch die erzürnte Frau fuhr fort:

„Der Ducaten kann nicht von selbst sich aus diesem Tisch ent=

fernen, er ist herausgenommen, und Du allein bist hier im Zimmer gewesen."

„Gretchen, Gretchen, morgen ist Sonntag, morgen sollst Du in dem Hause Gottes erscheinen; — hast Du Unrecht gethan, so mach es noch heute wieder gut!" nahm der Pastor wieder das Wort und hob mahnend die Hand nach dem Mädchen empor, doch dieses hatte keine Worte mehr, es hatte nur Thränen, um seine Unschuld zu betheuern und verließ händeringend und wehklagend das Zimmer.

Franz rührte sich nicht, es kam ihm aber vor, als ob der Ducaten in seiner Tasche zu einem schweren Gewichte geworden wäre. Er saß wie auf heißen Kohlen und zählte die Augenblicke, bis er das Zimmer verlassen konnte und zu Bette gehen dürfe. Sein Vater aber hatte eine zweite Pfeife angesteckt, so daß es diesen Abend ungewöhnlich spät wurde, ehe man aufbrach.

Endlich erhob sich der Pastor, trat zu Franz hin und nahm das Heft, in welches derselbe geschrieben hatte, von dem Tisch auf.

„Du hast ja beinahe gar nichts gethan," sagte er erzürnt nach dem ersten Blick auf das Papier, „an was hast Du denn gedacht? Unglaublich," fuhr er dann fort, indem er das Heft wieder auf den Tisch legte, „ich weiß wahrlich nicht, was ich mit Dir beginnen soll! Alle guten Worte und Vorstellungen helfen nichts, Du wirst täglich nachlässiger und ungezogener, und statt, daß wir Freude an Dir erleben sollten, machst Du uns nur Kummer und Sorgen!"

Die Frau Pastorin, welche wußte, daß ihr Mann jetzt ihrem Liebling eine sehr lange Strafpredigt halten würde, war aufgestanden und fragte Franz, zu ihm tretend:

„Du fühlst Dich doch nicht unwohl?"

„Ich habe Kopfweh", antwortete dieser, ohne aufzusehen.

„So geh zu Bett, das hättest Du auch schon früher sagen sollen," sagte die Mutter nun.

Franz legte hastig seine Bücher zusammen, sagte zu seinen Eltern halblaut „Gute Nacht“ und verließ schnell das Zimmer.

„Wenn man Kopfweh hat, so kann man auch nicht arbeiten,“ bemerkte die Pastorin, als ihr Sohn die Thür hinter sich geschlossen hatte.

„Martha, Martha, Du erziehst einen Taugenichts an dem Jungen!“ versetzte der Pastor mahnend, „er hat so wenig Kopfweh wie wir Beide. Andere Dinge hat er im Kopf, die ihm mehr Vergnügen machen, als seine Arbeit.“

„Du thust ihm Unrecht, lieber Mann,“ entgegnete die Frau wieder beschwichtigend, „ich habe es ihm den ganzen Abend angesehen, daß er unwohl war.“

Der Pastor schüttelte aber, ohne weiter zu antworten, den Kopf und verließ das Zimmer.

Am folgenden Morgen beim Frühstück saß Franz mit dem Ducaten in der Tasche und dachte an den Spaß, den ihm der Trompeter bereiten wollte, während seine Eltern übereinkamen, Gretchen jedenfalls aus dem Dienste zu entlassen. Dies kümmerte den Knaben aber nicht, er überlegte nur, wie er es am Besten anfangen solle, sich aus der Kirche fortzustehlen.

Der Gottesdienst hatte schon lange begonnen, als Franz aus der Kirche schlüpfte, fliegenden Fußes nach Hause rannte und durch den Hof schnell nach dem Taubenschlag hinaufsprang. Er nahm eine Lieblingstaube seines Vaters von ihrem Neste, in welchem zwei noch ganz kleine Junge lagen, verbarg sie unter seinem Rock und eilte nun eben so schnell, wie er gekommen war, nach der Kegelbahn.

Dort fand er dieselbe Gesellschaft, wie am Abend vorher, und der Trompeter Sturz rief ihm laut lachelnd Willkommen zu.

„Die Taube, sehe ich, hast Du mitgebracht,“ sagte er zu ihm, „hast Du aber auch das Geld?“

„Das habe ich auch," antwortete Franz schnell, nahm mit der einen Hand den Ducaten aus seiner Tasche hervor und reichte ihn dem Trompeter hin.

„Prächtig," rief dieser beim Anblick des Goldstücks, „Du gibst einmal einen ganzen Kerl. Nun aber sollst Du auch Deinen Spaß haben."

Darnach ging er in die Gaststube zu dem Schenkwirth, bestellte Frühstück, Bier und Branntwein, ließ von ihm das Goldstück wechseln, und kehrte dann zu Franz in die Kegelbahn zurück.

„Nun halt mir Deine Taube einmal her," sagte er zu dem Knaben, und zog einen Fuchsschwanz aus der Tasche hervor.

Schnell knüpfte er ein schmales Leinenband dicht an der Brust der Taube um die Flügelknochen, kreuzte dessen Ende auf ihrem Rücken und band sie unter ihrem Schwanz zusammen, indem er den Fußschwanz zugleich damit dort befestigte, so daß derselbe sie beim Fliegen nicht viel hindern konnte.

„So," sagte er zu Franz, „nun komme, damit Du den Spaß recht mit ansehen kannst."

Dabei schritt der Trompeter mit der Taube in der Hand durch den Garten nach dem Fluße und folgte dessen Ufer bis an den Garten des Schulzen, von wo man an dem Giebel des Pastorhauses den Taubenschlag sehen konnte.

Der ganze Giebel war mit Tauben des Pastors bedeckt, die sich in der Sonne wärmten und putzten, als ob auch sie den Sonntag feierten.

„Nun gib Acht!" sagte der Trompeter und warf die Taube in die Höhe, die nun mit dem wehenden Fuchsschwanz hinter sich pfeilschnell auf den Taubenschlag zuschoß.

Kaum gewahrten die Tauben auf dem Giebel den Fuchsschwanz, als sie entsetzt davon flogen und hoch in die Luft stiegen, während die Taube in ihrer Todesangst mit dem Schwanze in

den Schlag hineinflog. Im nächsten Augenblicke aber kamen alle noch in demselben befindlichen Tauben daraus hervorgestürzt, die aber mit dem Fuchsschwanz kam hinter ihnen her und schoß ihren geängstigten Gefährten nach hoch in die Luft hinauf. Auch die Tauben des Schulzen hatten sich zu denen des Pastors erhoben, und wie eine Wolke wirbelte sich der ganze Schwarm in der Luft im Kreise umher, vor der Taube mit dem Fuchsschwanze fliehend, während diese sie in ihrer Angst zu erreichen strebte.

Der Gottesdienst war gerade zu Ende, und die aus der Kirche kommenden Leute sammelten sich in den Straßen und schauten verwundert nach dem wilden Fluge der Tauben hinauf.

Da kam der Pastor mit dem Schulzen herangeschritten, auch sie blieben stehen und Ersterer sagte verwundert:

„Der Tausend, das sind ja meine Tauben, da muß ein Raubvogel gewesen sein.“

„Die meinigen sind auch dabei,“ bemerkte der Schulze gleichfalls erstaunt.

„Was fliegt denn dort hinter ihnen her?“ fragte Otto auf die Taube mit dem Fuchsschwanze zeigend.

„Das ist ja ein sonderbares Thier,“ hub der Pastor wieder an; „ich kenne doch keinen Vogel mit solch einem Schwanze. Es muß aber ein Raubvogel sein, denn die Tauben fliehen ja vor ihm in voller Todesangst.“

Eine große Zahl von Leuten hatte sich um den Pastor gesammelt und alle staunten dem seltsamen Raubvogel nach, plötzlich aber begann derselbe augenscheinlich die Kraft zu verlieren, machte immer kleinere Kreise, wirbelte mit einemmale aus der Höhe herab und fiel gar nicht weit von der Zuschauermenge in die Straße nieder.

Alles rannte hin, um den Wundervogel zu sehen, und auch der Pastor und der Schulze beeilten ihre Schritte; da kam man ihnen

lachend entgegen und hielt ihnen die todte Taube mit dem Fuchsschwanze hin.

„Mein Himmel, das ist ja meine Lieblingstaube!“ rief der Pastor traurig aus und nahm sie in seine Hand. „Welch unerhört abscheulicher Mensch hat denn wohl dieses Verbrechen begangen!“

„Ja und denken Sie nur, daß alle unsere jungen Tauben und alle Eier verloren sind,“ nahm der Schulze das Wort, „in den ersten Tagen geht keine von unsern Tauben wieder in den Schlag!“

„Es ist ja wirklich unglaublich,“ versetzte der Pastor mit noch gesteigerter Entrüstung, „eine solche ruchlose That zu begehen!“

Dabei betrachtete er wehmüthig das todte Thier, und sagte dann nach kurzer Pause wieder:

„Wie aber hat Jemand dieser Taube habhaft werden können? Sie saß ja auf Jungen und ging nicht von ihrem Neste. Es muß sie Jemand aus dem Schlage weggeholt haben.“

Eine alte Frau, welche dem Pastorhause gegenüber wohnte, stand auch nicht weit von dem Pastor und trat jetzt näher zu ihm heran.

„Das hat Ihr Herr Sohn selbst gethan, Herr Pastor,“ hub sie an; „ich lag im Fenster, als er vor einer halben Stunde aus Ihrem Hofe gesprungen kam und diese Taube in den Händen hielt.“

„Mein Sohn Franz?“ fragte der Pastor, in höchstem Erstaunen die Frau anstierend.

„Ja wohl, Herr Pastor, Ihr Herr Sohn selbst, ich habe ihn mit eignen Augen gesehen,“ antwortete die Frau.

„Das wäre ja unerhört,“ versetzte der Geistliche mit gedämpfter Stimme und schaute den Schulzen fragend an, dieser aber zuckte die Achseln und schüttelte den Kopf.

Ohne ein weiteres Wort zu sagen, schritt der Pastor nun mit der todten Taube und dem Fuchsschwanz in den Händen nach

Hause und in das Wohnzimmer, wo seine Gattin eben ihren Hut und ihren Shawl ablegte.

„Da hast Du nun den Beweis für das Kopfweh des Jungen!“ rief er ihr zu und warf die Taube mit dem Fuchsschwanz auf den Tisch; „wo ist der Nichtsnutz, der Franz?“

„Was soll er denn nun schon wieder gethan haben?“ fragte die Frau ungeduldig, worauf ihr der Pastor mittheilte, was sich so eben zugetragen hatte.

„Er ist ja aber doch in der Kirche gewesen,“ sagte sie beschönigend.

„Hat sich aber hinausgestohlen, um diesen abscheulichen Streich auszuführen,“ antwortete der Pastor in größter Entrüstung, da öffnete sich die Thür und Franz trat in das Zimmer.

Sein erster Blick fiel auf den Fuchsschwanz und die Taube, er fuhr erschrocken zusammen, wollte sich aber im nächsten Augenblick fassen und läugnen, da hatte ihn sein Vater aber schon am Ohre erfaßt und zog ihn mit den Worten an den Tisch:

„Hierher, Du Bösewicht, sieh auf Deine ruchlose That!“

Dabei schüttelte der empörte Vater den jungen Sünder so heftig am Ohre, daß dieser laut aufschrie und rief:

„Ich habe es ja nicht gethan!“

„Hat Dich nicht die alte Frau hier gegenüber mit der Taube in der Hand aus dem Hause kommen sehen?“ versetzte der Pastor in seiner Entrüstung; „wer hat es denn gethan, wenn nicht Du?“

„Der Trompeter,“ flehte Franz jetzt, worauf der Pastor von ihm zurück trat und einen Blick des Vorwurfs nach seiner Gattin that.

„Also mit diesem verworfenen Menschen, von welchem sich jeder rechtliche Mann mit Verachtung abwendet, gehst Du um? Er wird Dich auf den Weg zum Galgen führen,“ sagte der Pfarrer entsetzt über die Mittheilung seines Sohnes. „Jetzt ist es mit meiner Langmuth, mit meiner Nachsicht zu Ende, ich werde

Dich hinfort mit der größten Strenge behandeln. Außer nach der Schule gehst Du niemals wieder einen Schritt aus dem Hause!"

Die Pastorin wagte diesmal nicht, ihren Liebling in Schutz zu nehmen, sie ließ nur durch das Dienstmädchen, welches eintrat, um den Mittagstisch zu decken, die Taube und den Fuchsschwanz hinaustragen und legte dann selbst das Tischtuch auf, während der Pastor seinem Sohne noch weiter in das Gewissen griff und ihm vorstellte, was aus ihm werden müsse, wenn er sich nicht bessere.

Endlich war das Essen aufgetragen, der Pastor wandte sich ernst nach dem Tische hin, sprach in gewohnter Weise ein kurzes Dankgebet und setzte sich dann mit den Seinigen nieder.

Es herrschte tiefes Schweigen; Bekümmerniß und Verdruß lagen auf den Zügen des Pastors und auch dessen Frau schien durch das Betragen ihres Sohnes sehr niedergeschlagen. Beide blickten wiederholt seitwärts auf den Urheber dieser Störung in ihrem häuslichen Frieden, der jetzt wie auf der Sündenbank neben ihnen saß.

Da trat Gretchen in das Zimmer und reichte dem Pastor ein Papier mit den Worten hin:

„Der Schenkwirth ist draußen und bittet, ihm gefälligst zu sagen, wie viel das Goldstück in dem Papier werth sei."

Der Pastor öffnete das Papier, schreckte zusammen und stierte einige Augenblicke regungslos auf das Goldstück, welches darin lag, dann aber hielt er es seiner Frau hin und sagte:

„Das ist ja Dein Ducaten!"

„Wäre es möglich!" rief die Frau, denselben ergreifend, und fuhr nach dem ersten Blick darauf fort:

„Er ist's, kein Zweifel darüber, wie aber kommt er in die Hände dieses Mannes?"

„Laß den Mann hereinkommen, Gretchen," sagte der Pastor jetzt und hielt seinen Blick auf die Thür gerichtet, durch welche der Wirth wenige Augenblicke später eintrat.

„Von wem haben Sie dieses Goldstück erhalten?" fragte er denselben und sah ihn erwartungsvoll an.

„Von dem Trompeter Sturz, Herr Pastor, ich mußte es ihm diesen Morgen wechseln," antwortete der Wirth.

„Trompeter Sturz?" stieß der Pastor entsetzt aus und heftete seinen aufflammenden Blick auf Franz, der bleich und bebend da saß und mit dem Kopf bis auf den Tisch niedergesunken war.

So hielt der Pastor seine Augen eine Zeit lang wie versteinert auf seinen Sohn geheftet, dann ermannte er sich plötzlich, stand auf und sagte mit erzwungener Ruhe zu dem Wirthe:

„Das Goldstück ist ein Ducaten und zwar ein spanischer, darum haben Sie ihn nicht gekannt. Ich will ihn behalten und Ihnen einen holländischen Ducaten dafür zusenden, den kennt ja Jedermann."

„Ganz, wie es dem Herrn Pastor beliebt," bemerkte der Wirth mit einer Verbeugung, und da der Pastor sich gleichfalls verneigte, so verließ er mit einem höflichen Gruß das Zimmer.

---

3. Kapitel.

Der überführte junge Bösewicht. Gerechte Strafe. Der hochherzige Knabe. Der verstockte Taugenichts. Die Lebensberufe. Neue Verführung. Guter väterlicher Rath. Böser Entschluß. Beraubung der Kirchencasse.

Kaum war die Thür geschlossen, als der Pastor Franz bei der Schulter erfaßte und ihn vor sich aufstellte.

„Junger Bösewicht!" rief er in höchstem Entsetzen, „also hast Du den Weg zum Galgen wirklich schon betreten, hast gestohlen?"

Hier versagte dem würdigen Mann die Stimme, er bebte am ganzen Körper, und sein empörter Blick schien den Knaben durchbohren zu wollen. Sein Inneres sträubte sich gegen den Gedanken, seine ganze Lebenshoffnung, sein einziges Kind, schon so weit dem Laster verfallen zu sehen, und es kostete ihn lange Zeit, ehe er sich wieder faßte und fortfuhr:

„Gestehe, wann nahmst Du Deiner Mutter das Goldstück aus ihrem Tisch?"

„Gestern Abend, ehe Gretchen in die Stube kam," antwortete Franz mit stotternder Stimme.

„Und wann und wofür hast Du dem Trompeter das Goldstück gegeben?" fragte der Pastor wieder aufs tiefste erschüttert.

„Während der Kirchenzeit, als ich ihm die Taube brachte," entgegnete der Knabe bleich und zitternd.

Minutenlang stand nun der Pastor augenscheinlich im Streit mit sich selbst darüber, was er mit seinem Sohne thun solle, er starrte ihn regungslos an, und nur seine Lippen bewegten sich zitternd wie zum Reden, endlich aber trat er einen Schritt zurück, zeigte mit seiner Linken auf den Fußboden, hob seine Rechte zum Himmel auf, und sagte mit einem Tone, als wolle er Franz damit niederschmettern:

„Knie nieder, gottloser Verbrecher, und bete zu Deinem Herrgott, auf daß er Dir Deine furchtbare Sünde vergeben möge."

Franz sank auf seine Knie, faltete seine Hände und sprach das Gebet nach, welches sein Vater ihm vorsagte.

Nachdem dies beendet, winkte ihm der Pastor aufzustehen und befahl dann:

„Geh hinaus und bring Gretchen mit Dir herein," worauf der Knabe das Zimmer verließ.

„Lieber Mann," nahm die Pastorin schnell das Wort, „ach, sei nicht gar zu hart mit unserm Franz, er ist ja doch unser Kind."

„Und gerade dieserhalb soll er nicht an dem Galgen enden," versetzte der Pastor außer sich; „erlaub es Dir niemals wieder, ihn gegen verdiente Strafe zu schützen, ich allein werde ihm jetzt befehlen!"

Da öffnete sich die Thür und Franz trat mit Gretchen herein. Der Paster ging auf das Mädchen zu, erfaßte es bei der Hand und sagte:

„Wir haben Dir großes Unrecht zugefügt, und ich sowohl wie auch meine Frau bitten Dich dafür um Vergebung."

Dann wandte er sich zu Franz und rief ihm mit verhaltenem Zorn zu:

„Knie nieder vor dem unschuldigen, braven Gretchen, welches Du gottloser Knabe zur Verbrecherin stempeln ließest, um Dich selbst vor dem Verdacht des Diebstahls zu schützen. Bitte Gretchen, daß es Dir diese schlechte That verzeihen möge."

Gretchen wollte es verhindern und sich entfernen, doch der Pastor bestand fest darauf, und Franz kniete nieder und bat das Mädchen um Vergebung.

Dann aber erfaßte der Pastor den Arm seines Sohnes und sagte:

„Nun komm, nun sollst Du Deine Strafe antreten: acht Tage lang sollst Du bei Wasser und Brod in der Holzkammer eingesperrt sitzen. Ich werde morgen selbst nach der Stadt gehen und Deinen Lehrern mittheilen, warum Du nicht zur Schule kommst."

Bei diesen Worten führte er den Knaben trotz der bittenden Bewegung seiner Frau unerschütterlich fest zur Thür hinaus, und schloß ihn in die Holzkammer ein, deren Fenster mit Eisenstäben gesichert waren.

Wie ganz anders war in der Familie des Schulzen das sonntägliche Mittagsmahl beendet worden!

Mit Freude und Stolz hatten die glücklichen Eltern während desselben ihre Blicke auf ihrem schönen, braven Knaben ruhen lassen, und als sie sich erhoben, schloß ihn erst die Mutter und dann der Vater an das Herz und dankten im Stillen dem Allmächtigen für das Glück, welches er ihnen durch einen solchen Sohn gegeben habe.

Otto war in der Stube bei seiner Mutter geblieben, und war ihr behilflich den Kaffeetisch zu decken; denn sie hatte einen Kuchen gebacken und Sonntags wurde der Kaffee aus den guten vergoldeten Tassen getrunken, der Schulze aber war hinaus vor die Hausthür getreten, und schaute ruhigen frohen Geistes in der Straße auf und nieder.

Da kam von einem in der Ferne gegenüber gelegenen Häuschen eine Frau mit einem kleinen Kind auf dem Arme über die Straße herangeschritten, welche kürzlich ihren Mann durch den Tod verloren hatte und außerdem durch Krankheit ihrer beiden ältesten Kinder in großer Bedrängniß war.

Der Schulze, als er sie kommen sah, griff in seine Tasche nach dem Geldbeutel, denn sie war eine äußerst brave Frau, und er machte sich einen Vorwurf, daß er noch nicht bei ihr angefragt hatte, ob sie einer Unterstützung bedürfe.

„Guten Tag, Frau Gruber,“ sagte er freundlich zu ihr, „es ist mir lieb, daß ich Sie sehe, ich würde außerdem zu Ihnen gekommen sein. Wie geht es mit Ihren Kindern?“

„Ich danke Ihnen, Herr Bürgermeister,“ antworte die Frau, „Gott hat ihnen gnädig beigestanden, das Fieber ist vorüber und sie sind Beide auf der Besserung.“

Dann schwieg die Frau einen Augenblick, und der Schulze erkannte, daß sie noch eine Angelegenheit auf dem Herzen hatte. Er wollte ihr zuvorkommen und zog den Geldbeutel aus der Tasche, als die Frau schnell fortfuhr:

„Herr Bürgermeister, ich habe Sie etwas zu fragen, was Ihren Herrn Sohn angeht, ich bitte Sie aber, ihm ja nichts davon wissen zu lassen, denn er ist ja doch gar zu gut.“

„Über meinen Otto?“ fragte der Schulze überrascht, „was haben Sie mir denn über ihn mitzutheilen?“

„Nun, Sie wissen es ja selbst, wie gut er ist, Herr Bürgermeister,“ antwortete die Frau, „gestern Abend kam er nun zu uns in das Haus, um sich nach meinen Kindern zu erkundigen, und als er wieder fortging, gab er mir dieses Goldstück und sagte mir, ich möchte dafür meine Kinder recht gut pflegen. Nun wollte ich Sie fragen, ob ich das Goldstück wohl behalten darf, da Ihr Sohn es mir wohl ohne Ihr Vorwissen gegeben hat?“

Die Worte der Frau ergriffen den Schulzen so gewaltig, daß ihm die Thränen in die Augen traten; es waren aber Freudenthränen, wie sein glückstrahlendes Antlitz zeigte; für einen Augenblick wußte er seiner Freude keinen Ausdruck zu geben, dann aber erfaßte er die Hand der Frau und zog sie mit den Worten in sein Haus:

„Kommen Sie herein, Frau Gruber, damit auch meine Frau es fühlt, daß unser guter Otto uns Beide durch seine Herzensgüte und Bravheit beschämt hat.“

Otto stand, als sein Vater die Stubenthür öffnete und mit der Frau an der Hand in das Zimmer trat, bei seiner Mutter an dem Tisch. Er schaute sich um und erröthete bei dem Anblick der Frau, denn er erkannte es auf den Zügen seines Vaters, was geschehen war.

„Mein Otto, mein braver Sohn,“ rief dieser ihm in der Freude seines Herzens zu, „Du hast uns Beide, mich und Deine Mutter, durch Deine gute That an Frau Gruber beschämt, komm an mein Herz, mein lieber Junge!“

Dabei hatte er ihn erreicht und drückte ihn unter Freudenthränen an seine Brust, während seine Frau überrascht und erwartungsvoll bald nach ihnen, bald nach der Gruber hinschaute.

Sie sollte aber nicht lange auf die Aufklärung warten, denn der Schulze verkündete ihr alsbald die gute Handlung ihres Kindes, und auch sie dankte diesem dafür tiefsinnig bewegt. Frau Gruber aber erhielt von den glücklichen Eltern noch zwei Goldstücke mit der Bitte, es sie wissen zu lassen, wenn sie ihrer Hilfe ferner bedürfen sollte.

Franz Hagen mußte wirklich seine Strafe in der Holzkammer abhalten, denn der Pastor war unerbittlich, trotz aller Fürsprache seiner Frau, und trug den Schlüssel zu dem Gefängniß in seiner Tasche, damit der Sünder gar nichts als Wasser und Brod zu seiner Nahrung erhalten sollte.

Auch in der Stadt war der Pastor gewesen und hatte den Lehrern seines Sohnes mittgetheilt, daß er diesen zur Strafe für begangenes Unrecht eingesperrt habe, das Unrecht selbst aber hatte er aus Schonung für sein Kind nicht genannt.

Nach Ablauf der bestimmten acht Tage verließ Franz seinen Kerker, aber nicht etwa mit Reue und Demuth, sondern störrig und trotzig, und alle Zurechtweisungen, alle Vorstellungen hierüber seitens seines Vaters blieben erfolglos, zumal da seine Mutter in ihrer blinden Liebe für ihren Liebling ihn heimlich durch Zärtlichkeiten und Geschenke über seine ausgestandene Gefangenschaft zu trösten und dafür zu entschädigen suchte.

Die einzige Änderung, welche dieser Vorfall in Franzens Betragen erzeugte, war größere Verschlossenheit, denn seine Lehrer blieben nach wie vor sehr unzufrieden mit ihm, und trotz des strengen Verbotes seines Vaters unterhielt er fortwährend heimlichen Umgang mit dem Trompeter Sturz.

So lebten die beiden Familien unter dem Einfluß des Be=

tragens ihrer Söhne fort, die des Schulzen in Freude und Glück, die des Pastors in Unzufriedenheit und Sorgen.

Ein wichtiger Abschnitt im Leben der beiden Knaben war erschienen, ihre Confirmation hatte stattgefunden, und sie sollten ihrem zukünftigen Berufe um einen Schritt näher kommen.

Franz sollte nach Bremen geschickt werden, um sich im dortigen Gymnasium für die Universität auszubilden und Otto sollte seinen ersten Dienst auf einem Bremer Kauffahrteischiffe antreten.

In beiden Häusern wurden jetzt eifrig Vorbereitungen getroffen, um die Lieblinge für diesen ersten Schritt in die Welt auszustatten, wenn auch die Ausrüstungen selbst sehr verschieden waren. Franz erhielt feine städtische Kleidung, und seine Mutter schenkte ihm einen Spazierstock mit schönem Elfenbeingriff, Otto dagegen bekam die gewöhnliche grobe Matrosentracht, doch von gutem, sauberem Zeug verfertigt.

Otto ging so recht mit frohem Herzen und frischem Muth seinem Lebensberuf entgegen, er wollte als tüchtiger Seemann seinen Vorfahren Ehre zu machen suchen.

Franz dagegen dachte mit Widerwillen an die Schulstuben, an das viele Sitzen und an das Lernen, und er wäre viel lieber wie Otto hinaus in die weite Welt gezogen.

Der Trompeter hatte ihm so viel von dem lustigen Leben in Amerika erzählt, von den Jagden nach Büffeln, Panthern und Bären, von den Fischereien, bei welchen man viele Wagenladungen von Fischen mit einem Zuge aus dem Wasser hole und wobei man ohne zu arbeiten herrlich und vergnügt leben könne, daß ihm der Gedanke an die Schule täglich unangenehmer wurde.

Doch die entscheidende Stunde rückte unaufhaltsam heran, denn in wenigen Wochen schon sollte nach Bremen abgereist werden.

Ungefähr um dieselbe Zeit war auch die Abfahrt Otto's bestimmt, das Schiff, auf welchem er in Dienst treten sollte, lag

am Ausfluß der Weser auf der Rhede vor Anker und es hatte seine Ladung bereits ganz eingenommen. Dort lagen noch viele Schiffe, unter anderen auch mehrere amerikanische.

Der Schulze hatte sein nettes Segelboot neu anstreichen lassen und recht sauber Alles daran in Stand gesetzt, um seinen Sohn zur bestimmten Zeit selbst an Bord des Schiffes zu bringen, und der Pastor hatte beschlossen, die Reise nach Bremen mit seinem Franz zu machen, um ihn dort bei seinen neuen Lehrern einzuführen und ihn denselben zu empfehlen.

Sehr ungelegen kamen dem Pastor gerade in dieser Zeit ungewöhnliche Geschäfte, indem mehrere Grundstücke, welche der Kirche gehörten, verkauft wurden, wogegen andere, für dieselbe günstiger gelegenen, angekauft werden sollten, und ehe diese Angelegenheiten geordnet waren, konnte der Pastor keine Reise unternehmen.

Es war an einem schönen Sommerabend, als Franz sich aus dem Dorfe begeben hatte, um weiter unten am Wasser mit seinem Freunde Sturz in gewohnter heimlicher Weise zusammen zu kommen. Er traf ihn dort schon seiner harrend, und ging mit ihm in die Weiden am Ufer, wo sie sich niederließen.

Nachdem sie eine Zeit lang geschwatzt und der Trompeter einige lustige Abenteuer aus seinem Leben erzählt hatte, schwieg er einige Augenblicke wie nachdenkend und hub dann mit ernstem Tone an:

„Nun sage mir einmal, Franz, wenn Du eine Gelegenheit hättest, Dich diesem langweiligen Schulleben zu entziehen und mit mir in die weite Welt zu gehen, würdest Du es thun?“

„Ei ja, so im Augenblick,“ antwortete der Knabe, ohne sich zu besinnen.

„Wenn dies Dein voller Ernst ist, so will ich Dir sagen, wie wir es ausführen können,“ fuhr der Trompeter fort, und Franz hörte ihm mit größter Spannung zu.

„In diesen Tagen," hub Sturz nun an, „wird Dein Vater viel Geld erhalten, da die für die Kirche verkauften Grundstücke an ihn bezahlt werden. Es können da leicht einige tausend Thaler zusammen kommen, und wenn wir die erwischten, wären wir gemachte Leute. Dann gingen wir mit dem Gelde auf eines der amerikanischen Schiffe, welche ersten Tages segeln werden, und lachten die ganze Welt aus. Wollten wir aber in Amerika ein lustiges Leben führen!"

Bei diesen Worten schnappte der Trompeter mit den Fingern durch die Luft, und sah den Knaben mit luststrahlendem Lächeln an.

Franz aber gab ihm keine Antwort und schaute nachdenkend vor sich hin.

„Die Gelegenheit kommt niemals wieder," fuhr der Trompeter rasch fort, als er das Bedenken des Knaben bemerkte; „wie Du willst, meinetwegen gehe nach Bremen und setze Dich auf die Schulbank."

„Aber denke einmal, Sturz, wenn man uns dabei ertappte, was würde dann aus uns werden," hub Franz jetzt zögernd an.

„Ertappte?" lachte der Trompeter, „uns soll Keiner fangen, dafür stehe ich; wenn Du Lust hast, so fahre ich morgen hinunter nach den amerikanischen Schiffen, und erkundige mich genau, wann sie ganz bestimmt abfahren, und danach richten wir uns ein. Das Geld wird viele Tage in Eurem Hause liegen, und wir können es uns ja in jeder Nacht holen. Ich bedinge mir auf einem der Schiffe für mich und meinen Sohn, den Du dann spielen mußt, die Überfahrt nach Amerika, und wir gehen nicht eher an Bord, als in dem Augenblick, wo das Schiff segeln will. Sind wir einmal in einem Boote auf der Weser, dann sollen sie uns wohl laufen lassen. Wie ist's, wollen wir den Spaß ausführen?"

Der Trompeter sprach so leicht und so lustig über die Sache, daß Franz seine Bangigkeit verlor und jetzt antwortete:

„Wenn Du meinst, daß es gehen wird — ich bin dabei, denn nach Bremen mag ich nicht.“

„Abgemacht!“ versetzte der Trompeter schnell. „Morgen früh fahre ich nach den Schiffen hinunter, um genaue Erkundigungen einzuziehen, und wahrscheinlich sind wir noch früher in Amerika, als der einfältige Junge, der Otto Garbauer. Gib nun Acht, wenn Deinem Vater Geld ausgezahlt wird, und wo er es verwahrt.“

„O, das weiß ich,“ fiel Franz ihm in die Rede, „er hebt alles Geld in dem Eckschränkchen in seiner Studierstube auf, und zwischen dieser Stube und seiner Schlafstube ist noch eine kleine Kammer, in der er Bücher und Acten stehen hat. Darum hören kann er uns nicht, wenn wir in der Nacht in der Studierstube sind.“

Lange noch beredeten sie ihr abscheuliches Vorhaben, wobei der Trompeter das letzte Bedenken, die letzte Bangigkeit aus des Knaben Seele nahm und ihm dagegen die Hoffnung auf eine lustige, sorgenfreie Zukunft hineinlegte.

Sie trennten sich vor dem Dorfe, als die Dämmerung schon hereingebrochen war, und verabredeten beim Scheiden, sich übermorgen Abend wieder zu treffen.

Franz besuchte die Schule in dem Städtchen nicht mehr, und hatte somit die beste Gelegenheit zu überwachen, ob sein Vater Gelder empfing.

Schon am folgenden Morgen fanden sich einige von den Käufern der Kirchen-Grundstücke in dem Pastorhause ein, um dem Herrn Pastor ihre Schuld abzutragen. Franz führte die Leute nach seines Vaters Studierstube, ging einige Zeit nachher selbst hinein und machte sich dort etwas zu schaffen, wobei er dann sah, wie sein Vater das empfangene Geld in das Eckschränkchen legte.

Am Nachmittag wurden diesem abermals Zahlungen geleistet, und an dem darauf folgenden Tage war er während des ganzen Morgens beschäftigt, Gelder einzunehmen.

Franz konnte an diesem Abend die Zeit kaum erwarten, bis er seinen Freund Sturz wiedersehen würde, um ihm von dem vielen blanken Golde zu erzählen, welches bereits in dem Eckschränkchen aufgehäuft war, und um von ihm die Nachrichten über die amerikanischen Schiffe zu erhalten.

Endlich neigte sich die Sonne, welches die zur Zusammenkunft verabredete Zeit war, und Franz eilte beflügelten Schrittes zum Dorfe hinaus nach dem Platze am Ufer, wo ihm auch der Trompeter schon frohlockend entgegen kam.

„Nun, Franz," rief er aus, „wenn Du so gute Nachricht mitbringst, wie ich, dann sind wir in wenigen Tagen unabhängige Herren; das Schiff wird Sonnabend früh in See gehen. Heute ist Mittwoch, also haben wir nur noch zwei Tage Zeit, um den Spaß auszuführen. Ist schon Geld eingegangen?"

„Das ganze Schränkchen liegt voll," antwortete Franz lebhaft, „größtentheils ist es Gold, was die Leute bezahlt haben."

„Desto besser, so haben wir nicht so schwer zu schleppen," fiel Sturz begeistert ein. „Morgen Nacht müssen wir den Schatz heben und dann fahren wir sogleich in einem Boote auf der Weser hinunter, bis wo das amerikanische Schiff liegt. Dort verbleiben wir aber am Ufer in den Weiden bis zum Sonnabend Morgen, und rudern uns erst an Bord in dem Augenblick, wo das Fahrzeug segeln will. Ich nehme ein Fernglas mit, damit wir genau beobachten können, wer Freitag nach dem Schiffe fahren möchte, für den Fall, daß sie uns dort suchen sollten. Die Überfahrt habe ich für Dich und mich nach Newyork bedungen, so daß wir dem Capitain nicht unerwartet kommen. Alles paßt, und haben wir nur erst das Geld, so stehe ich für alles Andere ein."

Hier schwieg der Trompeter, und sah, seine Finger um sein langes spitzes Kinn legend, eine Zeit lang sinnend vor sich hin, dann aber fuhr er heiter fort:

„Und weißt Du, was wir thun wollen, um die Leute hier von unserer Spur abzubringen? Wir spannen in der Nacht Eueren alten Gaul in Eueren Wagen, und ich lasse denselben durch einen meiner Freunde nach Osnabrück fahren. Dort kehrt dieser in einem Wirthshaus ein, läßt Wagen und Pferd darin stehen, und geht zu Fuß hierher zurück. Der Stall und Schuppen liegen ja so weit von Euerem Hause ab, daß wir es leicht ausführen können, ohne gehört zu werden. Wenn man dann am Morgen das Fuhrwerk vermißt, so denkt man, Du wärest damit fortgefahren, bis sie aber ihren Irrthum ausfinden, sind wir schon lange auf dem Ocean."

Während diese Beiden sich über die Ausführung ihres nichtswürdigen, gottlosen Vorhabens unterhielten, saß der Schulze mit seiner Frau und seinem geliebten Sohne in der Laube seines Gartens und beredete mit diesem dessen nächste Zukunft.

„Vor Allem halte Gott im Herzen, sei es in Freud, sei es in Leid, stütze Dich auf ihn, er wird Dich nie verlassen. Was er Dir auch senden mag, selbst die herbsten Schicksale, trage sie ohne Murren und wanke niemals in dem Glauben, daß sie schließlich zu Deinem Besten über Dich gekommen sind. Lege aber dabei nicht etwa die Hände in den Schooß, sondern kämpfe kräftig gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens an; denn nicht umsonst heißt es: „Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen." Das Gute, das Glück, welches man sich im Leben durch Arbeit und Mühe verdient, ist das einzig werthvolle. Thue immer Deine Pflicht gegen Deinen Brodherrn, aber auch gegen Dich selbst, und denke, wenn Du bei bösem Wetter in die Masten hinauf kletterst, stets, daß Deine rechte Hand dem Capitain, Deine linke aber Dir

selbst gehört, auf daß Du Dich damit festhalten und Dein Leben bewahren mögest."

„Ja wohl, lieber Otto, das darfst Du keinen Augenblick vergessen," fiel dessen Mutter ihrem Manne hier in die Rede und ergriff die Hand ihres Sohnes, „denke dann auch immer an Deinen guten Vater und an Deine treue Mutter, welche Beide Dich so unendlich lieb haben."

„Und halte Dich immer in guter Gesellschaft auf," nahm der Schulze wieder das Wort, „in dem alten Sprichwort: Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich will Dir sagen, wer Du bist, liegt viel Wahrheit. Bringt Dich aber die Nothwendigkeit, oder der Zufall einmal unter Trinker und Raufbolde, so halte sie durch Höflichkeit von Dir fern, denn Höflichkeit ist stärker als die Faust. Überhaupt vergesse nicht, daß man nicht ohne Grund sagt: Mit dem Hut in der Hand geht es leicht durch's Land. Doch wohl verstanden, Höflichkeit und Kriecherei sind zweierlei, letztere ist verabscheuungswürdig und entehrend. Der Mann soll nie seinen eigenen Werth aus dem Auge verlieren."

„Und bewahre Dein gutes Gefühl für das Leid, für die Noth Anderer," hub Otto's Mutter wieder an, strich ihm mit der Hand die blonden Locken von der Stirn und küßte dieselbe.

„Ja, ja," fiel der Schulze wieder ein, „und laß Dich nicht durch Undank davon abbringen; denn wie man sagt: Undank ist der Welt Lohn. Und wenn es Dir auch noch so oft schlecht gedankt wird, thue immer wieder Gutes, wo Du kannst, und halte an dem Glaaben fest, daß es doch noch gute Menschen gibt. Wer diesen Glauben verloren hat, der ist ein armseliger, unglücklicher Mensch, den verlassen nach und nach alle guten Gefühle, und er wird schließlich selbst das, was er in seinen Nebenmenschen verdammt. Thue immer Recht und scheue Niemanden, damit sind

wir Garbauers immer gut durch die Welt gekommen, und das mag auch Dir stets Deinen Weg bahnen."

„Jetzt will ich aber in die Küche gehen und sehen, ob Otto's Lieblingsgericht, die Pfannkuchen, bald fertig sind," sagte dessen Mutter nun, indem sie sich erhob, und wollte sich entfernen, als der Schulze bemerkte:

„Du solltest uns hier in der Laube essen lassen, liebe Frau, das heißt, wenn es Dir nicht zu viele Mühe macht. Es ist ein so herrlicher, warmer Abend."

„Gar keine Mühe," entgegnete die Frau freundlichst, „ich wollte es eigentlich selbst schon vorgeschlagen haben."

Hiermit eilte sie davon, worauf der Schulze seinem Sohne noch viele gute Lehren gab in Bezug auf dessen Dienst, welchen derselbe nun in wenigen Tagen auf dem Schiffe antreten sollte.

Am folgenden Morgen gleich nach dem Frühstück hatte Franz Hagen abermals eine Zusammenkunft mit dem Trompeter, wobei dieser vorschlug, den beabsichtigten Raub in der folgenden Nacht auszuführen. Franz zögerte wieder und hatte Bedenken, daß man sie dabei ertappen möchte, Sturz aber überredete ihn, wie früher, so auch jetzt, und sprach ihm Muth ein, bis er zustimmte und mit ihm übereinkam, um Mitternacht ihm die Thür von seines Vaters Haus zu öffnen.

Sobald Franz aber wieder allein war, lag es ihm schwer auf auf der Seele, sein Gewissen hielt ihm das Schändliche der That vor, die er begehen wollte, und eine Unruhe, eine Angst kam über ihn, wie er sie nie vorher gefühlt hatte. Dann aber dachte er wieder an die Schulstube, an das viele Lernen, an die Vorwürfe der Lehrer, und wieder an das freie Leben mit dem Trompeter in der weiten Welt, welches Alles dann schnell seine Bedenken verscheuchte und ihn in seinem schlechten Vorhaben beharren ließ.

An seine armen Eltern, die er so unglücklich machen wollte, dachte er aber nicht, es fiel ihm nicht ein, daß er sie durch den Raub beschimpfen, und daß er seinen Vater in die schrecklichste Lage, ja vielleicht um sein Brod bringen könne, es kam ihm nicht in den Sinn, daß derselbe, so wie seine Mutter sich über den Verlust ihres einzigen geliebten Kindes zu Tode grämen würden, er sah sich schon frei von allen Banden auf dem Ocean, den ihm der Trompeter so schön geschildert hatte, der neuen Welt zusteuern.

Auch an diesem Morgen empfing der Pastor Gelder für die Kirchencasse, und Franz sah bei seinem wiederholten Durchgange durch das Zimmer die blanken Haufen Goldes in dem offenen Schränkchen stehen. Bei dem Anblick lief es ihm heiß durch den Körper, und er sehnte den Augenblick herbei, wo er sich ihrer bemächtigen würde, denn mit dem Golde, dachte er, hielt er das größte Glück der Welt in seiner Hand.

Es war heute ungewöhnlich spät, als das Mittagsessen aufgetragen wurde und der Pastor mit einem Gottlob in das Zimmer trat.

„Endlich, endlich ist dieses mühsame Geschäft beendigt“, sagte er, tief Athem holend, „das letzte Geld ist bezahlt und morgen will ich das ganze Capital nach der Stadt hinüberbringen, um es von dort mit der Post nach Bremen zu schicken. Es sind beinahe dreitausend Thaler, und so viel Geld mag ich nicht im Hause behalten, es gibt zu böse, schlechte Menschen, die es mir rauben könnten.“

„Lieber Mann, ich bitte Dich, am Kirchengut wird sich doch wohl Niemand vergreifen, das ist ja Gottes Eigenthum,“ bemerkte die Pastorin, indem sie an den Tisch ging, wo der Pastor alsbald sein gewohntes Gebet sprach.

Nachdem er sich dann mit den Seinigen niedergelassen hatte, hub er abermals zu seiner Frau gewandt an:

„Nun kann ich es auch recht gut einrichten, daß ich Franz nach Bremen bringe; mache Alles zu seiner Abreise bereit, bis Montag frühzeitig will ich mit ihm abfahren. Es ist hohe Zeit, daß er wieder in eine regelmäßige Thätigkeit komme und sich auf seinen ernsten Beruf vorbereite.“

Franz erbebte am ganzen Körper und aß, vor sich niederblikkend, hastig seine Suppe.

„Bist Du nicht wohl,“ Franz fragte ihn seine Mutter, „Du siehst mir heute so blaß aus.“

„Ich habe Kopfweh, liebe Mutter“, antwortete der Knabe, ohne zu ihr aufzusehen, und schöpfte den letzten Rest der Suppe von seinem Teller.

„Du mußt Dir in Deinen freien Stunden immer tüchtig Bewegung machen, Du kannst das viele Sitzen nicht vertragen,“ bemerkte die Frau liebevoll.

„Nun, an Bewegung hat es ihm in letzter Zeit hier nicht gefehlt“, sagte der Pastor, „ich hoffe, daß er in Bremen tüchtig arbeiten wird, damit wir Freude an ihm erleben!“

Franz gab keine Antwort und saß wie auf heißen Kohlen, bis das Essen beendigt war, dann aber schlich er sich aus dem Zimmer und ging nach dem Stalle, wo er sich auf dem Boden in das Heu setzte, als wolle er sich vor der Welt verstecken, denn es war ihm, als müsse Jedermann es ihm auf der Stirn lesen, welch' schändliches Verbrechen er begehen wolle.

Gegen Sonnenuntergang eilte er wieder nach dem Ufer des Flußes in die Weiden, wo ihn der Trompeter erwartete, um nochmals Rücksprache mit ihm wegen des um Mitternacht beabsichtigten Raubes zu nehmen.

Franz war wieder kleinmüthig geworden, und sprach seine Besorgniß aus, daß man sie ertappen könne, doch der Trompeter lachte ihn über seine Feigheit aus, und malte ihm das lustige

Leben, dem sie entgegen gingen, so herrlich vor, daß der Knabe wieder Muth bekam und ihm die feste Zusicherung gab, ihn um Mitternacht an der Hausthür erwarten zu wollen.

Kaum aber hatte Franz seinen Heimweg angetreten, als ihn abermals eine solche Unruhe, eine solche Angst überkam, daß er sein Herz deutlich schlagen hörte, und es ihm, so tief er auch Athem holte, war, als ob er ersticken müßte.

Beim Abendessen fiel sein Zustand seiner Mutter auf, sie bereitete selbst für ihn Kamillenthee und brachte ihn, nachdem er eine Tasse davon getrunken hatte, frühzeitig zu Bett.

Sie hatte ihn warm zugedeckt, küßte ihn nochmals herzinnig, wünschte ihm dann eine recht gute Nacht und verließ ihn, nachdem sie sein Licht ausgeblasen hatte.

Da lag er nun im Dunkeln mit seinem bösen Gewissen und steckte sein Gesicht in das Kopfkissen, um die mahnenden Gedanken zu verscheuchen, die ihm das entsetzliche Unrecht vorhielten, welches er begehen wollte.

Er zählte die Viertelstunden, die von dem Kirchthum ertönten, und hörte dann wieder die Stunde voll schlagen, und mit jeder Stunde, um welche er Mitternacht näher kam, wurde er wankender in seinem schlechten Vorhaben.

Da schlug es drei Viertel auf Zwölf, und wie von einem bösen Geist getrieben sprang Franz aus dem Bett. In wenigen Minuten mußte der Trompeter an die Hausthür kommen.

Rasch kleidete sich der Knabe an, zog noch einen warmen Rock über, nahm ein Päckchen mit Kleidungsstücken und Stiefeln, welches er bereit gelegt hatte, unter dem Bett hervor, und verließ damit sein Zimmer.

Vorsichtig war er an die Hausthür geschlichen, schloß dieselbe mit zitternder Hand auf, und als er sie öffnete und hinausschaute, stand die dunkle Gestalt des Trompeters vor ihm.

„Bravo,“ sagte dieser leise zu ihm, „Du bist ein tüchtiger Kerl, sollst aber auch Deine Freude haben, anstatt Dich in Bremen auf den Schulbänken von den Lehrern ärgern zu lassen.“

Dabei gab er Franz die Hand und klopfte ihn ermuthigend auf die Schulter. Dann fuhr er fort:

„Ist Alles im Hause im Schlaf?“

„Ja, schon lange,“ antwortete Franz.

„So komm, wir wollen schnell das Pferd in den Wagen spannen und meinen Freund damit fort nach Osnabrück schicken,“ versetzte der Trompeter, nahm Franz bei der Hand und eilte mit ihm nach dem Stalle, wo ein fremder Mann auf sie wartete.

In sehr kurzer Zeit war der Wagen aus der Remise gebracht und das Pferd in denselben eingespannt, worauf der fremde Mann sich auf den Bock setzte und auf dem sandigen Weg ohne Geräusch davon fuhr.

„So, nun wird kein Mensch daran denken, das wir unsern Weg zu Wasser gewählt haben,“ sagte der Trompeter und führte Franz nach Hause zurück, wo er mit ihm in den Hausflur eintrat. Hier blieb er stehen, zog eine Blendlaterne unter dem Rock hervor, zündete das Licht in derselben an und sagte: „Ziehe Deine Stiefeln aus, damit man uns nicht höre.“

Nachdem Beide sich der Stiefeln entledigt hatten, schlichen sie die Treppe hinauf, und begaben sich eben so leise in die Wohnstube des Pastors, wo Franz nach der Thür zeigte, welche in dessen Studierzimmer führte. Der Trompeter öffnete sie vorsichtig und trat Franz voran in dasselbe ein.

Er hatte die Laterne nur ein wenig geöffnet, so daß nur ein schwacher Lichtstrahl daraus hervorschien, bei welchem er sich in der Stube umsah. Franz zeigte nun auf das Eckschränkchen, worauf der Trompeter zu demselben hintrat, die Laterne an Franz reichte und ein Gebund mit Nachschlüsseln aus der Tasche hervorzog.

Mit größter Vorsicht, um kein Geräusch zu machen, versuchte er mehrere der Schlüssel an dem Schloß des Schränkchens, bis er wieder einen solchen in das Schlüsselloch schob und dann beifällig nickte, denn das Schloß ging auf und die Thür des Schrankes öffnete sich.

Der Lichtstrahl aus der Laterne, welche Franz hielt, fiel auf das darin aufgestellte Gold, welches der Trompeter nun hastig begann in seine Taschen zu versenken.

Nach wenigen Minuten hatte er das letzte Stück davon zu sich genommen, steckte dann auch noch versiegelte Rollen mit Silbergeld ein, reichte den Rest davon an Franz und nahm demselben nun die Laterne ab.

Er wandte sich nach der Thür, da fiel das Licht auf den Schreibtisch des Pastors und beleuchtete dessen dort liegende goldene Taschenuhr. „Nimm sie mit," sagte Sturz zu Franz; dieser ergriff sie schnell und Beide verließen geräuschlos, wie sie gekommen waren, das Zimmer. In den Hausflur zurückgekehrt, zogen sie ihre Stiefeln an, Franz nahm sein Päckchen mit Kleidungsstücken unter den Arm und nun verließen sie eilig das Haus und schlossen die Thür hinter sich zu.

„Komm, jetzt sind wir sicher," sagte der Trompeter zu dem Knaben, und schritt demselben rasch voran nach dem Flusse hinunter, wo er sein Boot an dem Ufer angelegt hatte.

Sie sprangen hinein, der Trompeter ergriff die Ruder, und fort schoß der leichte Nachen auf der dunkeln Fluth hinab nach der Mündung des Flußes in die Weser.

4. Kapitel.

Die Flucht. Das böse Gewissen. Der Abschied von dem guten Sohn. Der Freund. Letztes Lebewohl. Das Versteck der beiden Verbrecher. Der Schreck. Der Schiffscapitain. Aufmunterung zum Schlechten. Abfahrt in die weite Welt.

Es war eine finstere, todtstille Nacht, so daß die Ruderschläge, womit der Trompeter den Kahn in fliegender Eile auf dem gewaltigen Strome fort trieb, weit hin ertönten, sie verhallten aber, ohne daß sie ein menschliches Ohr berührten, denn das Ufer, an dem die beiden Verbrecher vorüberschoßen, war unbewohnt.

Franz saß in sich zusammengesunken schweigend da, und schien zu frieren, denn er hatte seine Hände unter seinen Rock geschoben und fuhr wiederholt wie erschreckt zusammen. Er dachte an seine Eltern; hätte er in diesem Augenblick seine ruchlose That ungeschehen machen können, er würde sie nicht begangen haben. Er sah im Geiste seinen Vater, wie er bleich und entsetzt in das offen stehende leere Schränkchen schaute, er sah seine Mutter, wie sie in ihrer Verzweiflung die Hände rang und nach ihrem entflohenen geliebten Kinde jammerte. Ach, wie gern hätte Franz jetzt sich nach Bremen fahren lassen, wie gern hätte er sich dort auf die Schulbank gesetzt! Es war zu spät, das erste Verbrechen war begangen, und er fühlte sich ohnmächtig unter demselben zusammensinken.

Der Trompeter erkannte in dem Schweigen des Knaben, was in dessen Seele vorging, zog die Ruder ein und sagte, eine Flasche mit Branntwein aus einem im Kahn stehenden Korbe nehmend:

„Ich glaube Du frierst, Franz, hier, trink einmal, das wird Dich wärmen.“

Franz ergriff die Flasche und trank, und wirklich verdrängte das starke betäubende Getränk bald die reuigen Gedanken aus

seiner Seele, zumal, da der Trompeter ihm jetzt wieder lustige Geschichten aus seinem Leben in Amerika erzählte, und ihn versicherte, daß sie nach wenigen Jahren, nachdem sie vorher die kleine Summe, welche sie jetzt mitnahmen, zurückgesandt haben würden, als steinreiche Leute nach Deutschland zurückkehren wollten. Dabei hatte er sich wieder tüchtig in die Ruder gelegt, so daß sie an dem flachen Ufer vorüber zu fliegen schienen.

Ein heller Streif am Himmel im Osten verkündete den nahenden Tag, die Morgendämmerung verscheuchte die Dunkelheit und mit dem klaren Anblick des Trompeters trat die Wirklichkeit des begangenen Verbrechens auch so recht klar vor die Seele des Knaben. Er drehte sich auf seinem Sitze um und schaute bebenden Herzens nach seiner Heimat zurück, doch der Trompeter schien um so stärker zu rudern und ihn immer schneller von ihr hinweg zu führen.

Um diese frühe Morgenzeit war in dem Hause des Schulzen Garbauer schon reges Leben eingekehrt; den heute wollte derselbe seinen geliebten Sohn an Bord des Schiffes Mathilde bringen, um ihn dessen Führers Capitain Harmsens Sorge und Schutz zu übergeben.

Otto's Koffer war gepackt, ein Kistchen mit Würsten, Schinken und einigen Flaschen guten alten Madeiraweins hatte seine Mutter für ihn bereit gestellt, und jetzt befand sich dieselbe in der Küche, um nach dem Frühstück zu sehen. Der Schulze aber ging mit Otto und einem alten Seemann, welcher viele Jahre mit ihm auf seinem Schiffe gefahren hatte, nach seinem Segelboote, um darin Alles zur Abfahrt vorbereiten zu lassen. Als sie in das Haus zurückkehrten, hatte Frau Garbauer das Frühstück aufgetragen, und mit feuchten Augen setzten sich die Eltern an den Tisch nieder, um das letzte Abschiedsmahl mit ihrem theueren Sohne zu verzehren. Es fehlte während desselben allen Dreien an Worten,

und alle Drei suchten einander die Thränen zu verheimlichen, die sich ihnen in die Augen drängten, als sie sich aber nach beendetem Mahle erhoben, gaben sie sich ihren Gefühlen hin, und der Vater und die Mutter preßten abwechselnd ihren Liebling weinend an ihr Herz.

Während dieser Zeit hatten sich viele Leute vor dem Hause versammelt, um Otto Lebewohl zu sagen und ihm Glück und Segen zu wünschen, denn Jedermann im Dorfe war ihm gut, und sah ihn mit Leidwesen scheiden.

Der Schulze selbst öffnete den Leuten die Thür und rief sie zu seinem Sohne herein, der nun feuchten Auges ihre guten Wünsche empfing und tief ergriffen Abschied von ihnen nahm.

Die zur Abfahrt bestimmte Zeit rückte heran, Otto's Effecten waren nach dem Boote gebracht worden und ihn selbst hielt die Mutter wieder an ihrem Herzen, da trat der Schulze zu ihnen in das Zimmer und sagte:

„Ich begreife nicht, es ist schon sechs Uhr und noch läßt sich von Pastors Niemand sehen, wir haben es ihnen doch gestern, als Otto Abschied von ihnen nahm, gesagt, daß wir gegen sechs Uhr fahren würden. Sollten sie verschlafen haben? Ich will schnell einmal hinüber laufen, ich bin gleich wieder hier.“ Hiermit verließ der Schulze das Zimmer und eilte durch den Garten nach dem Pastorhause. Er trat vom Hofe in den Hausflur ein und sah Gretchen mit verweinten Augen aus der Wohnstube kommen und an sich vorüber in die Küche laufen. Er blieb einen Augenblick, ihr nachschauend, verwundert stehen, dann aber schritt er rasch nach der Thür, öffnete sie und trat in die Stube. Welch' entsetzlichem Bilde begegnete sein Auge dort!

Auf dem Sopha lag der Pastor, wie leblos hingestreckt. Sein todtbleiches hageres Antlitz war zurück auf das Kissen gesunken,

sein stierer Blick war regnungslos nach oben gerichtet und sein linker Arm hing bis auf den Fußboden herab. Vor ihm aber auf ihren Knieen lag die Pastorin, verzweiflungsvoll die Hände ringend, und laut jammernd und wehklagend. „Mein Gott, Freunde, was ist geschehen?“ rief der Schulze erschrocken aus, sprang zu der Frau hin und ergriff ihre beiden Hände.

„Alles hin, Alles verloren — o, daß der Allmächtige sich doch erbarme und uns Beide zu sich nähme,“ jammerte sie in höchster Verzweiflung und warf sich über ihren Mann hin.

„Nein, nein, Freunde, nicht so verzweifeln — — — ein Freund bleibt Euch ja doch in aller Noth, hier ist er, um Euch beizustehen,“ rief der Schulze außer sich, zog die Frau von ihrem Gatten hinweg und setzte den Pastor in dem Sopha auf.

„Hören Sie, bester Freund, so lange Sie mich noch haben, dürfen Sie nicht verzweifeln,“ sagte er jetzt dringend zu ihm und sah ihm tröstend in die stieren Augen. „Schütten Sie Ihr Herz aus, nennen Sie mir Ihr Unglück, ich trage es mit Ihnen.“

Des Pastors stierer Blick wurde weicher, seine Augen füllten sich mit Thränen und sein Haupt senkte sich an die Brust des Schulzen, während die Pastorin in einem Lehnsessel niedergesunken war und ihr Antlitz in ihrem Schooße verbarg. „Reden Sie, Freund, dann wird es Ihnen leichter um's Herz,“ bat der Schulze wieder und schüttelte dem Pastor tröstend die Hände.

Da sah derselbe ihn mit einem Blicke an, der zu sagen schien, daß keine Hoffnung, keine Hilfe möglich wäre, und schüttelte dabei verzweifelnd das Haupt.

„Doch, doch, Freund, es gibt noch Hilfe und Rettung in jedem Unglück — reden Sie, ich beschwöre Sie,“ bat der Schulze wieder, und drückte dem Pastor abermals die Hand, worauf dieser mit herzzerreißender Stimme ausstieß:

„Unser Franz ist entflohen und hat die Kirchencasse bestohlen!“

Der Schulze schreckte zusammen und sah den Pastor einen Augenblick entsetzt an, dann aber sah er sich scheu nach der Thür um und sagte rasch mit gedämpfter Stimme:

„Um Gotteswillen, Freund, lassen Sie dies Wort nie wieder über ihre Lippen gehen, damit es außer mir, ihrem treuesten Freunde, kein Mensch vernehme. Niemand darf es erfahren, denn wenn Ihr Sohn noch zu retten und auf den Weg der Tugend zurück zu führen wäre, so würde das Bekanntsein dieser seiner That ihn für Lebenszeit brandmarken. Wie viel fehlt Ihnen in der Kirchen-cassa?“

„Beinahe dreitausend Thaler,“ stöhnte der Pastor und ließ sein Haupt auf die Brust sinken.

Der Schulze erschrak sichtbarlich und sah einige Augenblicke sinnend vor sich nieder, dann aber ergriff er rasch die Hand des Pastors und sagte:

„Wenn Sie das Geld bedürfen, so steht es Ihnen zur Verfügung, ich gebe Ihnen eine Anweisung darauf auf Bremen. Damit wird die Sache vor der Welt verheimlicht und Ihren Sohn wollen wir schon wieder zurückbringen. Fassen Sie nur Muth, Freund, im Unglück stark und im Glück nicht übermüthig, ist ein gutes Sprichwort.“

Der Pastor brach in Thränen aus und wollte dem Schulzen die Hand küssen, doch dieser entzog sie ihm, legte seinen Arm um ihn und drückte ihn an seine Brust, indem er sagte:

„Kein Wort des Dankes, ich thue nichts als meine Schuldigkeit, denn sie würden in gleicher Lage dasselbe für mich gethan haben.“

„Jetzt muß ich fort, um Otto an Bord seines Schiffes zu bringen. Morgen Abend bin ich wieder bei Ihnen, bis dahin seien Sie stark und bauen Sie auf Gott und mich, Ihren treuen Freund. Alles wird wieder gut werden.“

Während dieser Worte des Schulzen hatte die Pastorin dessen Hand ergriffen und bedecke sie schluchzend mit Küssen und Thränen. Auch sie drückte der Schulze mit innigster Theilnahme an seine Brust, sagte: „Muth, Muth, Freunde, Gott wird seine Hilfe nicht versagen,“ und verließ die beiden unglücklichen Eltern mit noch einer tröstenden Handbewegung und einem herzinnigen Blick.

Er eilte tief erschüttert aus dem Hause und nach seiner Wohnung, wo er seine Frau allein in der Wohnstube traf.

Dieselbe sah ihn erschrocken an und sagte:

„Was ist geschehen? Du bringst böse Nachricht von Pastors!“

„Still, still, Frau, Niemand darf es wissen, der Franz ist fortgelaufen. Gehe hinüber und tröste die Freunde und versichere sie, daß ich helfen und Rath schaffen würde,“ sagte der Schulze hastig, und schwieg einen Augenblick, weil Otto in das Zimmer trat. Dann fuhr er mit entschlossener Stimme fort:

„Nun, Frau, Deinen Segen für unsern guten Sohn und einen kurzen Abschied auf glückliches Wiedersehen. Ich gehe nach dem Boote voran.“

Dabei hatte er Otto's Hand ergriffen, führte ihn in die Arme der Mutter, verließ dann rasch das Zimmer und wischte sich in dem Hausflur, ehe er aus dem Hause trat, schnell die Thränen aus den Augen.

Das Segelboot war bereit und der Schulze stand daneben auf dem Ufer, als seine Frau mit Otto am Arm von dem Hause hergeschritten kam.

Sie wollte stark sein und wollte ihr Mutterherz bezwingen, als sie aber auf dem Ufer angekommen war und hier von ihrem Herzensliebling scheiden sollte, da brach sie schluchzend in Thränen aus und preßte ihn wie in Verzweiflung an ihre Brust, als könne sie ihn nicht von sich lassen.

Der Schulze jedoch trat zu ihr hin, schlang seinen Arm um Beide und sagte:

„Komm, Frau, fasse Dich, Otto geht mit Gott, seinem Schutze vertrauen wir ihn an und da ist er gut bewahrt! Gib ihm noch einen Kuß auf frohes Wiedersehen und nun müssen wir segeln.“

Die Frau preßte ihren Sohn noch einmal an ihr Herz, dann zog ihn der Schulze aus ihren Armen, schlang die seinigen zum Abschied um sie und folgte Otto dann schnell in das Boot.

Im nächsten Augenblick entfaltete sich das Segel, das Schiff schoß in den Fluß hinaus, und so lange sich die Scheidenden noch mit den Blicken erreichen konnten, winkten sie sich mit Tüchern Lebewohl zu.

Um diese Zeit glitten die beide Diebe in ihrem Nachen leise an dem nördlichen Ufer der Weser dicht an dem Schilf hinab; denn neben ihnen in der Mitte des Stromes lag das amerikanische Schiff, auf welchem der Trompeter die Passage für sich und Franz bedungen hatte, mit noch sechs anderen Seeschiffen vor Anker.

„Siehst Du, Franz,“ sagte der Trompeter, „das erste Schiff hierherzu ist das unserige, es ist das größte und das schönste von der ganzen Gesellschaft. Das nächste ist die Mathilde, auf welchem der dumme Junge, der Otto, fahren soll, der wird ein Vergnügen ausstehen, wenn er in stockfinsterer Nacht im Regen und Wind in die Masten hinaufklettern muß und nichts zu essen kriegt, als trokene Bohnen und gesalzenes Fleisch. Da wollen wir ganz anders leben!“

Dabei lenkte er den Kahn in das Schilf hinein bis unter einen großen, dichten Weidenbaum, wo er denselben festband. „So, nun sind wir sicher, kein Teufel kann uns hier finden,“ hub der Trompeter wieder an, indem er sich behaglich auf der Bank nieder=

ließ, den Korb öffnete, Brod, Fleisch und Käse daraus hervornahm und die Speisen an Franz reichte.

Dieser nahm davon, es schmeckte ihm aber nicht, er dachte nach Hause, wo um diese Zeit immer das Frühstück aufgetragen wurde und seine gute Mutter ihm das Brod stets so dick mit Butter bestrich.

„Hier trink einmal auf eine glückliche Reise und ein lustiges Leben in Amerika," sagte der Trompeter, und reichte dem Knaben die Flasche mit Branntwein, um dessen Gedanken von seiner Heimat abzuziehen, und die Reue, welche er auf dessen Antlitz las, aus seinem Herzen zu verscheuchen.

Franz trank, der Branntwein aber, anstatt ihn zu beleben, vermehrte nur noch seine Niedergeschlagenheit und Müdigkeit, und alle Scherze und lustige Erzählungen des Trompeters vermochten nicht, ihn aufzuheitern.

„Weißt Du, was Du jetzt thun sollst, hub dieser nach einer Weile wieder an, Du sollst Dich unter dem Weidenbaum in das Gras legen und ausschlafen, Du bist müde."

Dabei nahm er eine wollene Decke aus dem Kahn, trat damit auf das flache Ufer und breitete sie dort für den Knaben aus, welcher sich erschöpft darauf niederlegte, die Augen schloß und sofort einschlief.

Der Trompeter hatte ihn beobachtend eine Zeit lang bei ihm gesessen, dann öffnete er seine Weste und sein Beinkleid, nahm eine breite lederne Geldtasche, welche er um den Leib geschnallt trug, hervor und begann nun das Geld aus seinen Taschen herauszunehmen und den ledernen Gürtel damit zu füllen. Nachdem er das letzte Goldstück hinein versenkt hatte, schloß er die Oeffnung und schnallte dann die schwere Tasche wieder um den Leib. Auch nahm er das Silbergeld aus seinem Rock hervor, steckte es zusam-

men in einen leinenen Beutel, band denselben zu und legte ihn in den Korb in dem Kahn.

Nachdem er nun auch für sich selbst eine wollene Decke unter dem Weidenbaum ausgebreitet und sich darauf gesetzt hatte, betrachtete er den schlafenden Knaben, und dachte, daß es jetzt ein Leichtes sein würde, denselben zu verlassen und mit dem gestohlenen Gelde in dem Kahne davon zu fahren.

Er konnte ja weiter hin am Ufer in dem Schilf versteckt die Nacht erwarten und sich dann allein an Bord des amerikanischen Schiffes begeben. Es schien ihm aber zu gefährlich, denn der Knabe konnte bis zum Abend wieder nach Hause gelangen und seine Aussage gegen ihn mußte sogleich das Gericht an Bord des Schiffes führen, um ihn zu verhaften; und sollte er dennoch glücklich mit dem Schiffe in See entkommen, so konnte eine Gerichtsperson mit dem nächsten Dampfer nach Newyork fahren und ihn dort erwarten, da derselbe ja zu der Reise viel weniger Zeit bedurfte als das Segelschiff. Er gab darum bald den Gedanken auf, Franz zu verlassen, konnte es ihm ja doch nicht schwer fallen, sich seiner in Amerika zu entledigen.

Während dieser Betrachtungen wurde der Trompeter selbst schläfrig und versank bald, neben dem Knaben hingestreckt, in festen Schlaf.

Es war um die Mittagszeit, als Sturz erwachte und, Franz aus dem Schlafe rüttelnd, zu diesem sagte:

„Franz, Franz, wach auf, da kommt ein Segelboot auf dem Fluß herab, wer weiß, wer darin sitzt!“

Franz fuhr erschrocken aus seinem tiefen Schlafe auf und stierte nach dem Segelboote hin, während der Trompeter hastig sein Fernglas aus dem Nachen holte und dasselbe auf das schnell nahende kleine Fahrzeug richtete. „Ha, ha!“ lachte er aber schon nach einigen Augenblicken auf, „der Schulze mit seinem dummen Jungen und der alte Matrose sitzen in dem Boote — das war ein unnöthiger

Schreck! Und wäre das ganze Gericht von Bremen selbst gekommen, so hätte man uns nicht finden sollen."

Franz aber war todtenblaß geworden und hielt seinen Blick ängstlich auf das Segelboot geheftet, wie dasselbe beim Winde liegend eilig mit den Wogen des Stromes herankam.

Der Schulze selbst saß an dem Steuerruder, und neben ihm saß Otto, während der alte Matrose vorn im Schiffchen auf dessen Boden lag und, auf seinen Elbogen gestützt, über den Rand hinaus um sich spähete.

„Sieh, Otto," hub der Schulze an, indem er mit seiner Linken nach den Seeschiffen zeigte, „das zweite Schiff von rechts ist die Mathilde. Sie ist ein prächtiges, solid gebautes Fahrzeug; es ist kein schlechtes Stück Holz an ihr, und ihren Capitain kenne ich schon seit vielen Jahren als einen tüchtigen, erfahrenen Seemann. Ich wüßte kein Schiff und keinen Capitain, denen ich Dich so gern und mit so vieler Ruhe anvertrauen würde, als diesen Beiden. Freilich auch das beste Fahrzeug steht in Gottes Hand und das Leben des Seemans ist ein Leben voller Gefahren, wer sich aber auf Gott verläßt und niemals an dessen Beistand, dessen Hilfe zweifelt, den verläßt er auch nicht. Darum, Otto, auch in der größten Gefahr verzage nicht, rufe den Allmächtigen getrost um Schutz und Rettung an, er wird Dir seine Gnadenhand reichen und Dich von Untergang bewahren."

Je näher sie den vor Anker liegenden Schiffen kamen, um so höher hoben sich die Wogen und um so brausender stieg der Schaum unter der Spitze des Segelbootes empor, denn hier war der Ausfluß der Weser in die Nordsee nicht mehr fern und der Strom hatte eine ungeheuere Breite.

„Nimm das Segel ein," sagte der Schulze zu dem alten Matrosen, als sie sich nur noch einige hundert Schritt von der Mathilde

befanden, und zugleich lenkte er das Boot nach der Seite dieses Schiffes hin.

An dessen Brüstung stand Capitain Harmsen und winkte dem Schulzen freundlichst seine Grüße zu, während mehrere Matrosen mit Tauen in den Händen sich bereit stellten, um dieselben den Nahenden zuzuwerfen, damit sie ihr Boot daran befestigen sollten.

Schon nach wenigen Minuten war dies geschehen, auch eine Strickleiter war von dem Verdeck herabgelassen, Otto erstieg sie zuerst, der Capitain reichte im hilfreich die Hand und dann folgte der Schulze mit dem alten Matrosen behend nach.

„Hier, alter Freund, bringe ich Ihnen mein ganzes Lebensglück, meinen Otto, damit Sie einen tüchtigen Seemann und einen braven Menschen aus ihm machen,“ sagte der Schulze zu dem Capitain, indem er ihm die Hand schüttelte und seine Linke auf den blondgelockten Kopf seines Sohnes legte.

„Soll Beides geschehen, so weit es in meiner Macht steht,“ antwortete Capitain Harmsen, reichte dann Otto liebevoll seine Hand und sagte zu ihm:

„Sei mir herzlich willkommen, mein Sohn, so Gott will, wird Dein Vater Freude an Dir erleben, und ich hoffe, das Vertrauen zu rechtfertigen, welches er in mich setzt. Glaube immer, daß ich nur Dein Bestes will und sieh mich als Deinen zweiten Vater an.“

Darauf schüttelten sich die beiden Männer gegenseitig nochmals die Hand und schritten vor die Cajütenthür, wo der Capitain stehen bleibend seine beiden Steuerleute zu sich heran rief, ihnen Otto als seinen schutzbefohlenen Lehrling vorstellte und sie bat, sich seiner gleichfalls hilfreich anzunehmen.

Während Otto nun in der liebevollsten Weise durch seinen Vater in seinen neuen Lebensberuf eingeführt wurde, saß Franz unter dem Weidenbaum und lachte über die Kartenkunststücke, welche

ihm der Trompeter, um ihn zu erheitern, vormachte, trank Bier und Branntwein mit ihm und rauchte Cigarren.

„Ein ganz anderer Kerl sollst Du in Amerika werden, als wenn Du Dich noch jahrelang hier in dem hungrigen Deutschland auf den Schulbänken herumgetrieben hättest," hub der Trompeter, die Karten in seine Tasche schiebend, wieder an, „und Spaß sollst Du auch genug haben. Alle Tagen reiten, oder fahren wir spazieren, Abends gehen wir in das Theater, oder in den Circus, von da in einen Austerkeller und später in ein Spielhaus, da sollst Du aber einmal sehen, wie das Gold herüber und hinüber fliegt — in einem einzigen Abend können wir Hunderttausend gewinnen! Und wenn Du mir dann hilfst und mir die Karten der Anderen verräthst, dann nehmen wir ihnen alles Geld ab. Ich habe es Dich ja gelehrt, wie Du es machen mußt."

„Ei freilich — ich will es schon richtig machen," antwortete Franz begeistert, „ich wollte, wir wären schon dort."

„Werden bald genug drüben sein," bemekte der Trompeter, „viel früher als die alte Mathilde, denn unser Schiff segelt noch einmal so schnell, als sie.

Sturz war unermüdlich in seiner aufmunternden Unterhaltung und so schwand dem Knaben der letzte Tag auf seiner heimatlichen Erde. Die Nacht brach herein, der Trompeter reichte Franz noch einen starken Schlaftrunk, und dann hüllten sich Beide in ihre wollenen Decken und schliefen ein.

Kaum zeigte sich der erste helle Streif am östlichen Horizont, als Sturz den Knaben weckte und schnell mit ihm das Boot bestieg, um nach dem Schiffe hinüber zu rudern. Noch war die Morgendämmerung nicht angebrochen, als sie schon an der Seite des mächtigen Fahrzeuges anlangten, und der Trompeter die Matrosen anrief und um Beistand bat, an Bord zu kommen.

Dieselben warfen ihm ein Tau zu, um seinen Nachen daran

zu befestigen, eine Strickleiter wurde herabgelassen und bald befanden sich die beiden Flüchtlinge auf dem Verdeck des amerikanischen Schiffes.

Alles war daselbst schon in voller Arbeit, um das Fahrzeug zur Abfahrt bereit zu machen, und der Capitain sagte zu dem Trompeter, es wäre gut, daß er noch zu rechter Zeit gekommen wäre, denn in einer Stunde werde er segeln.

Während nun die Matrosen die Segel lösten und Vorbereitungen trafen, um den Anker zu heben, saß der Trompeter und Franz hinter der Brüstung und schauten verstohlen über dieselbe hinweg nach der Mathilde, wo gleichfalls die ganze Mannschaft eifrig beschäftigt war, um die Abfahrt zu beeilen.

Kapitain Harmsen stand auf dem oberen Verdeck über der Cajüte und gab den Matrosen seine Befehle, während der Schulze mit Otto im Arm dort auf einer Bank saß und Abschied von ihm nahm.

Beiden war das Herz schwer und Beider Augen entquollen Thränen. So stark und fest der Schulze sonst auch war, in diesem Augenblick, wo er sein höchstes irdisches Glück den Gefahren des Seelebens übergeben sollte, übermannte ihn die väterliche Liebe, und weinend drückte er wieder und wieder unter heißen Küssen sein Kind an seine Brust.

Doch der Tag erschien, das Schiff war segelfertig, und der Capitain gab den Befehl, den Anker zu lichten.

Der letzte Abschied zwischen Vater und Kind war genommen, noch einmal preßte der Schulze seinen Otto an sein Herz, übergab ihn dann der Sorge des Capitains, drückte diesem nochmals die Hand, und sprang nun eilig in sein Boot hinab, wo ihn der alte Matrose bereits erwartete.

Über der Mathilde, so wie über dem amerikanischen Fahrzeuge stiegen jetzt die Segel empor, sie blähten sich über ihnen, wie

weißes Gewölk, die Anker waren gehoben und zwei Riesenschwänen ähnlich zogen die beiden majestätischen Schiffe mit dem gewaltigen Strome dahin dem Meere zu.

Und mit ihnen zogen die beiden Knaben in die weite Welt, der eine von dem Segen der Tugend, der andere von dem Fluche des Lasters begleitet.

„Geh mit Gott, Otto!" rief diesem der Schulze aus seinem Boote zu und winkte ihm unter Thränen seinen Segen und letzten Abschied nach.

„Nun mögen sie Alle zum Teufel gehen, uns können sie nicht mehr kriegen," sagte der Trompeter zu Franz, der auf den Fluß zurückschauend an der Brüstung des amerikanischen Schiffes stand, und dem die Augen feucht geworden waren.

---

5. Kapitel.

Nördlicher Cours. Erster Seemannsdienst. Der Sturm. Auf den Felsen. Gescheitert. Festes Gottvertrauen. Ruhige Fahrt der beiden Bösewichter. Verzweifelte Lage. Das Rettungsschiff. Fahrt nach dem Eismeere. Botschaft in die Heimat. Grönland.

Stolz fuhren die beiden prächtigen Dreimaster nebeneinander hin, und beider Mannschaft that ihr Möglichstes, um durch Aufsetzen von Segeln das andere Fahrzeug an Schnelligkeit zu überbieten, doch ziemlich zu gleicher Zeit fuhren sie in die Nordsee hinaus, und hier erst trennten sie sich und nahmen verschiedene Richtungen an.

Der Wind nämlich war mehr westlich geworden, so daß er von dem Ocean her in den Canal hinein blies, welches die Fahrt durch denselben beschwerlich machte.

Der Capitain des amerikanischen Schiffes aber wählte dennoch diesen Weg, während Capitain Harmsen sich kurz entschloß, in der

Nordsee hinauf und zwischen den Orkney- und Schetland-Inseln hindurch nördlich um Schottland nach dem Weltmeere hinaus zu fahren.

Für die Mathilde war der Wind sehr günstig, und unter den vielen Segeln, welche sie trug, ließ sie mit jeder Stunde zwölf Meilen hinter sich zurück. Schon gegen Mittag aber mußte Capitain Harmsen Segel einziehen lassen, denn der Wind wurde heftiger und die See unruhiger.

Mit Otto an der Hand ging er auf dem Verdeck hin und her, nannte ihm die verschiedenen dort befindlichen Gegenstände beim Namen, und sagte ihm, zu welchem Zwecke sie dienten, er zeigte ihm die Taue, welche nach den verschiedenen Segeln hinaufführten, und da der Knabe gar keine Neigung zur Seekrankheit zeigte, so ließ er ihn vor sich hin auf der Strickleiter in den ersten Mast hinaufsteigen, indem er ihn beschied, wie er die Füße setzen und wie er sich mit den Händen halten müsse.

Otto ging mit großer Lust und Freude ans Werk, wußte er doch, daß er den Wunsch seiner geliebten Eltern erfüllte, wenn er durch Fleiß und Aufmerksamkeit sich die Zufriedenheit des Capitains verdienen und bald ein tüchtiger Seemann werden würde.

Der Wind stürmte immer stärker und ging nach Süden herum, so daß der Capitain bedauerte, nicht auch durch den Canal gefahren zu sein, da die Reise um Schottland der vielen Inseln wegen mit mehr Gefahren verbunden ist.

Als der Abend hereinbrach, waren die Segel bis auf sehr wenige eingezogen, denn es wehte ein Sturm aus Südost, und alle Verkehrungen wurden getroffen, um einer bösen Nacht zu begegnen.

Otto verrichtete die Arbeiten, die ihm von dem ersten Steuermann aufgetragen wurden, mit Pünklichkeit und Schnelligkeit,

wobei ihm seine für sein Alter ungewöhnlichen Körperkräfte zu Statten kamen.

Gleich dem Capitain verzehrte er sein Abendbrod in wenigen Minuten, dann war er wieder mit ihm auf dem Verdeck und wartete der Befehle, die ihm ertheilt werden würden. Trotzdem, daß die See sehr hoch ging und das Schiff gewaltig arbeitete, fühlte er doch nichts von Seekrankheit und sprang so leicht, wie die andern Matrosen, bei der Arbeit auf dem schief liegenden Verdeck hin und her.

Der Capitain stand fast immer bei dem Manne am Steuerruder und hielt den hell beleuchteten Compaß im Auge, als sei er sehr besorgt dafür, daß das Schiff genau gesteuert würde.

Die Nacht war tief finster, schweres, schwarzes Gewölk hing auf die See herab und der Sturm trieb den fliegenden Schaum der Sturzwellen, die sich an der Seite des Schiffes brachen, zischend über dessen Verdeck hin.

Der Capitain hatte Otto schon einigemale gesagt, er möge sich schlafen legen, dieser hatte ihn aber immer gebeten, bei ihm bleiben zu dürfen, als es aber Mitternacht war, schickte er ihn zu Bett, und versprach, ihn zu rufen, wenn er etwas helfen könne.

Die Wachen waren verdoppelt, aber trotz der größten Anstrengung war keiner der ausspähenden Matrosen im Stande, auch nur in ganz kurzer Entfernung etwas zu erkennen, nur die weißen schaumgekrönten Häupter der Wogen, die unmittelbar neben dem Schiffe aufstiegen, leuchteten durch die rabenschwarze Finsterniß.

Es war gegen zwei Uhr Morgens, als der Capitain wieder bei dem Steuermann am Ruder stand und mit großer Spannung bald auf den Compaß, bald nach den kleinen Segeln hinaufblickte, welche der Sturm zu zerreißen drohte, und die, so klein sie auch waren, die Masten weit über die See hinaus beugten. Dabei

pfiff und heulte der Sturm in dem Tauwerk, so daß man einander auf wenige Schritte weit nicht verstehen konnte.

So eben hatte der Capitain dem ersten Steuermann aufgetragen, nach der Spitze des Schiffes zu gehen, um selbst auszuspähen, als ein Zetergeschrei der Matrosen zu ihm herübertönte und der Steuermann ihm die Schreckenskunde zurief:

„Brandung vor dem Schiffe!“

Entsetzt warf Harmsen das Steuer zur Seite, um das Fahrzeug in seinem verderblichen Laufe aufzuhalten, denn die Brandung konnte nur an einem Felsen sein, doch im nächsten Augenblick bekam das Schiff einen so furchtbaren Stoß, daß der Capitain, sowie seine Gefährten auf das Verdeck niederstürzten, und eine Woge über dasselbe hinrollte.

Das Schiff war bei der Insel Fair auf ein Felsenriff gerannt und streckte, sich bäumend, seine Spitze hoch empor.

Otto ward durch den Stoß aus seinem Bette hinausgeworfen, raffte sich aber auf, zog seine Stiefeln und seine dicke Jacke an, ergriff seinen Hut und sprang aus der Cajüte auf das Verdeck im Augenblick, als eine See über Bord stürzte und ihn mit sich fortriß. Er erfaßte aber das starke Tauwerk, welches von der Brüstung nach den Masten hinaufführte, hielt sich fest und fußte wieder auf dem Verdek, denn eine gewaltige Woge hob die Mathilde hoch empor und warf sie noch weiter auf die Felsen hinauf.

Bei diesem zweiten Stoß krachte das Fahrzeug in allen seinen Fugen, und die nächste über dasselbe rollende Welle würde Otto sicher mit sich fortgeschwemmt haben, hätte der Capitain ihn nicht erfaßt und mit sich nach dem Hauptmast gezogen, wo er ihn in seinem Arme an sich festhielt. „Wir sind verloren!“ murmelte der Capitain mit einem tiefen krampfhaften Athemzug und starrte nach den Wasserbergen, die um das Schiff aufstiegen und ihren Gischt über dasselbe hinspritzten.

„Gott wird uns beistehen, er hat meinem Vater ja so oft geholfen,“ sagte Otto mit einer Zuversicht, die den Capitain überraschte.

„Auch mich hat er oft schon aus großen Gefahren gerettet,“ versetzte Harmsen, „hier aber ist eine Rettung unmöglich.“

„Für Gott ist nichts unmöglich, Capitain Harmsen, und darum kann er uns auch hier zu Hilfe kommen,“ entgegnete Otto wieder, da schlug es wie Donner unter die Seiten des Schiffes, und abermals wurde es von einer Woge emporgehoben und noch höher auf die Klippe geworfen, so daß es dröhnte, als wäre es in Trümmer gebrochen.

„Noch einen solchen Stoß, und das Schiff stürzt auseinander,“ sagte der Capitain abermals mit entsetzter Stimme.

„Gott ist ja bei uns,“ entgegnete Otto wieder und schmiegte sich fester an den Arm des Mannes, während der Sturm in seinen Locken wühlte, denn die erste Woge hatte ihm den Hut vom Kopfe gerissen. Es waren furchtbare Minuten der Erwartung, denn jeden Augenblick konnte das Schiff zersplittern und seine Trümmer in die See hinaus treiben.

Von der Mannschaft, welche sich mehr auf den vorderen Theil des Verdecks geflüchtet hatte, drang nur einzeln ein lauter, gellender Schrei durch den Donner des Sturmes und der Wellen zu den Ohren des Capitains und Otto's, welche unbeweglich an dem mittelsten, dem Hauptmaste, standen, und bei jeder sich über sie hinstürzenden See sich gewaltsam an denselben festklammerten. Auf und nieder fuhr die Mathilde mit jeder neuen Welle, und jeder neue Fall auf die Felsen unter ihr löste ihre festen Bande mehr und mehr.

Da abermals warf eine Riesenwoge sie auf das Gestein nieder, mit einem Donnergekrach wurde sie auf ihm zerschmettert, ihre vordere Hälfte stürzte mit dem vorderen Maste in die Fluth; der

hintere Theil mit dem Hauptmaste wurde noch einmal von der See gehoben, stürzte sich dann auf die Seite, und die nächste Woge schwemmte ihn in einzelnen Trümmern in das Meer hinaus.

„Halt fest, Otto!“ rief der Capitain, indem er seinen rechten Arm um den Mast schlang, mit dem linken aber den Knaben umklammerte, während das colossale Holz auf der Höhe der Wogen auf und nieder durch die Finsterniß dahintrieb.

Eine Zeit lang hatten Beide stumm an dem Maste gehangen, und sich mit Hilfe der vielen darum geschlungenen Taue daran festgehalten, da brach der Capitain das Schweigen und sagte:

„Hebe Dich auf den Mast hinauf, damit Du nicht müde wirst, Otto,“ und zugleich half er ihm mit seiner Linken, so daß der Knabe im nächsten Augenblick oben auf dem Holze saß. Auch Harmsen schwang sich auf dasselbe hinauf, und da es sich wegen der vielen daran hängenden Segel nicht rollen konnte, auch immer auf der Höhe der Wogen trieb, so war es für die beiden Schiffsbrüchigen möglich, sich auf ihrem Sitze zu erhalten, wenn sie auch gegen den Sturm alle ihre Kräfte anwenden mußten, um nicht heruntergeweht zu werden.

Vom Schaum der See umsprüht und vom Donner des Sturmes umtobt, trieben sie auf dem Maste niedergekauert über die Wasserberge durch die Finsterniß dahin, und das oft wiederholte Flehen von Otto's Lippen: „O Gott stehe uns bei!“ wurde selbst von dem Capitain nicht gehört, doch auch er sandte seine heiße Bitte um Rettung zum Allmächtigen auf und dachte dabei an Frau und Kind zu Hause.

Während die beiden Schiffbrüchigen nun durch Nacht und Graus dahin schwammen, saß Franz bei dem Trompeter ganz vergnügt in dem Eingang der Cajüte, wo sie der Wind und der über das Verdeck fliegende Wellenschaum nicht treffen konnte, und lachte über die Schnurren, welche dieser ihm erzählte. Auch ihr

Schiff trug nur wenige Sturmsegel, es hatte aber in dem breiten Fahrwasser keine Felsen zu fürchten und die Leuchthäuser an der englischen Küste zeigten ihm seinen sichern Weg in den Ocean hinaus.

„Wie wird es dem Herrn Otto in dieser Nacht so gut schmekken, wenn er auf dem Verdeck arbeiten soll,“ hub der Trompeter nach einer kurzen Pause wieder an, „da sitzen wir doch viel gemüthlicher hier und behalten unsere Kleider hübsch trocken.“

„Ich möchte auch kein Matrose sein,“ bemerkte Franz, „da hat man ja Tag und Nacht keine Ruhe.“

„Und gar kein Vergnügen,“ sagte der Trompeter, „denn die paar Tage, welche der Matrose am Lande zubringt, sind zu wenig, um sich ein ordentliches Plaisir zu machen. Wir wollen nichts als Vergnügen haben und uns unseres Lebens freuen, mag der eingebildete Junge, der Otto, sich auf der See amüsiren, so lange er Lust dazu hat.“

Hierbei stand der Trompeter auf, und sagte dann: „Nun komm, wir wollen noch einen tüchtigen Grog zu uns nehmen und dann den Rest der Nacht verschlafen; morgen wird es ja wohl aufhören so zu stürmen.“

Beide lagen bald darauf mit von genossenem Branntwein umnebeltem Geiste in tiefem Schlafe, und es kümmerte sie wenig, ob es draußen stürmte, oder ob es Nacht, oder Tag sei.

Ganz anders war es mit Otto und seinem Capitain, die, von Nässe und Kälte erstarrt, sich mit schwindenden Kräften gegen den Sturm und gegen die Wogen auf dem treibenden Maste zu erhalten suchten. Auf denselben niedergebeugt und mit frostzitternden Gliedern sich festklammernd, spähte Otto von jeder Wogenhöhe rund um nach der Ferne, ob er noch keinen Schimmer von dem nahenden Tage erkennen könne, doch lange, lange Zeit ver-

gebens. Endlich aber begann es im Osten zu grauen, die Finsterniß floh und die Morgendämmerung zog über das tobende Meer.

Wie wenig Trost brachte die nahende Helligkeit, und doch mit welch inbrünstigem „Gottlob" wurde sie von Otto's hoffender und auf Gott vertrauender Seele begrüßt! „Es wird hell, Capitain Harmsen, der Tag kommt," sagte er zu seinem Gefährten hinter sich, und sah sich nach ihm um.

„Wir werden unser elendes Ende nur besser übersehen können," antwortete der Capitain, in sein Schicksal ergeben, „ich habe keine Hoffnung für uns, lieber Otto, und wahrscheinlich hat unsere Kameraden ein besseres Schicksal betroffen, als uns, sie haben den Tod nicht so lange vor Augen haben müssen, wie wir. Wären wir im Canal, dann würden wir sicher von vorüberfahrenden Schiffen aufgenommen werden, in diesen Regionen aber begegnet man seltener einem Fahrzeuge, zumal bei solchem Wetter."

„Wir haben ja den Tag vor uns und können weit gesehen werden, denn die Spitze des Mastes, an der das Segel hängt, steht ja hoch aus dem Wasser in die Höhe, der Sturm scheint auch nachzulassen," nahm Otto wieder das Wort, und fügte, da der Capitain schwieg, noch wie zur Ermuthigung hinzu: „Gott wird uns gewiß helfen!"

Dennoch gab der Capitain wieder keine Antwort, er wollte dem guten, frommen Knaben die Hoffnung und den Glauben nicht nehmen, und wollte doch auch keine Hoffnungen in ihm erzeugen, die ihm den Abschied von diesem Leben nur noch schwerer machen mußten. Er schwieg darum und wandte seinen Blick von ihm ab, denn seinen Augen entquollen Thränen, die dem Knaben den Muth nicht nehmen sollten.

Es wurde Tag, das fliegend am Himmel hinziehende Gewölk hatte sich gehoben und der Sturm blies mehr stoßweise. Aber Sturm, oder nicht Sturm, für Otto und den Capitain war es einerlei, denn lange konnten sie ja doch nicht ohne Speise und

Trank leben, wenn ihre Kräfte sie auch länger auf dem Maste hätten halten können. Der Capitain hatte seine Rechnung mit dieser Welt abgeschlossen, denn er sah keine Möglichkeit zu einer Rettung. Vor sich niedergebeugt und nicht um sich schauend, saß er in sich versunken und dachte an den Jammer, an das Elend der Seinigen, wenn ihnen sein Tod zur Gewißheit werden würde.

Otto aber ließ seinen hoffenden und auf Gott vertrauenden Blick unermüdlich von jeder Wellenhöhe rund um den Meeresrand schweifen, ob er nirgends ein Rettungszeichen erspähen könne.

Der Sturm ließ nach, das Gewölk brach sich, und hier und dort blickte der blaue Himmel dazwischen durch. Auch die Sonne warf bald freundlich ihre Strahlen auf die Gescheiterten hernieder, als wollte sie ihnen ihr Schicksal erleichtern. Doch Woge auf, Woge nieder trieben sie in der brausenden See während des ganzen Tages dahin, und sahen mit Entsetzen, wie die Sonne sich wieder neigte, und dachten mit Angst und Grauen an die Nacht, die ihrem Versinken folgen würde.

Da plötzlich hob sich Otto hoch empor und schrie:

„Ein Schiff, Capitain, ein Schiff!“

Auch dieser fuhr aus seiner Versunkenheit auf und schaute nach der Richtung hin, welche Otto mit ausgestreckter Hand andeutete, doch sie waren mit der Welle in die Tiefe gesunken und konnten nicht weit sehen. Im nächsten Augenblick aber stiegen sie abermals auf einer Woge in die Höhe und abermals rief Otto.

„Dort, Capitain, dort sehe ich das Schiff!“

„Ja wohl, Du hast Recht, das ist ein Schiff, „versetzte Harmsen schnell, und richtete sich hoch auf, um den weißen Punkt zu erkennen, der über dem Merresrande aufgetaucht war.

„Du hast recht, es ist ein Segel,“ fuhr er fort, als sie wieder

in die nächste Vertiefung versanken, „doch wer weiß, ob es in unsere Nähe kommen wird.“

„Gewiß wird es zu uns kommen, der liebe Gott schickt es zu uns,“ antwortete Otto, und zeigte freudig wieder nach dem Segel hin, welches sich rasch über der See vergrößerte.

Beide hielten fortwährend ihre sehnsüchtigen Blicke mit wachsender Hoffnung auf das Schiff geheftet, dessen Richtung nach ihnen her immer deutlicher erschien.

Bald erkannten sie auch, daß es ein großes dreimastiges Fahrzeug war, und nach Verlauf von einer Stunde war die Entfernung bis zu ihm schon so verringert, daß Capitain Harmsen es für ein Bremer Schiff erkannte.

Mit aufgeblähten Segeln kam es über die noch immer hochgehenden Wogen majestätisch herangezogen, und zwar in gerader Richtung auf die Schiffbrüchigen zu.

„Wir sind gerettet, denn man muß uns von dem Verdeck aus sehen,“ jubelte jetzt der Capitain, „der Allmächtige hat es sichtbarlich zu unserer Hilfe hierher kommen lassen.“

„Ich sagte es Ihnen ja, daß der liebe Gott uns nicht verlassen würde,“ rief Otto jauchzend aus, zog sein nasses Taschentuch aus der Jacke und wehte damit hoch über sich durch die Luft.

„Sie haben uns schon gesehen,“ sagte der Capitain, „denn sie drehen das Schiff in den Wind, um ihm seine Schnelligkeit zu nehmen. Sie wollen auch schon ein Boot aussetzen.“

Und wirklich hatte man die Verunglückten auch schon von dem Schiffe aus gesehen, und traf eilig Vorkehrungen, um sie zu retten. Bald senkte sich ein Boot von dem Verdeck auf die See hinab, viele Matrosen ließen sich in dasselbe hinunter, und unter deren gewaltigen Ruderschlägen schoß es durch den Gischt der Wogen auf die beiden Hilfsbedürftigen zu. Nach wenigen Minuten hatte es sie erreicht, mit großer Vorsicht naheten die braven Seeleute

sich ihnen, um nicht bei dem Maste ihr Boot von den sich darüber hinrollenden Wellen umwerfen zu lassen, doch bald saß Otto und dann auch der Capitain bei ihnen geborgen, und nun ging es mit großer Freude nach dem Schiffe zurück, wo die Geretteten mit Jubel empfangen wurden.

Das Schiff hieß Marie, und Capitain Loose war sein Führer. Es war in Bremen zu einer Fahrt auf den Walfischfang nach dem nördlichen Meere ausgerüstet, und der Capitain wollte noch vor Eintritt des Winters in die David-Straße vordringen, um dort das Frühjahr zu erwarten und dann beim ersten Aufbrechen des Eises weiter in die Baffins-Bay zu fahren.

Loose war ein langjähriger Freund von Harmsen und ebenso von Otto's Vater, was seine Freude über deren Rettung noch sehr erhöhte. Er bot sofort Alles auf, um sie zu erquicken und sie von den ausgestandenen Leiden sich erholen zu lassen, und für den Fall, daß sich nicht durch Begegnen eines Schiffes die Gelegenheit für sie bieten sollte, nach ihrer Heimat zurückzukehren, hieß er sie als seine Gäste während seiner Reise auf's Herzlichste willkommen.

Das war nun allerdings eine lange, unfreiwillige Fahrt für sie, und namentlich war es Beiden ein trauriger Gedanke, ihre Lieben vielleicht für länger als ein Jahr ohne Nachricht von ihrer Rettung zu lassen, doch in ihrem Glück, dem so nahen, sichern Tode entronnen zu sein, hofften sie auch, den Ihrigen bald ein Lebenszeichen von sich zukommen lassen zu können.

Am folgenden Morgen schon trat Otto seinen Dienst auf dem Schiffe an, denn er wollte nicht als Gast fahrend seine Zeit unnütz verbringen, und Capitain Loose war sehr erfreut darüber, den Sohn seines alten Freundes zu seinem Schüler zu bekommen. Otto verdiente sich auch bald dessen größtes Lob, denn er war sehr fleißig und aufmerksam, und lernte den Gebrauch der Meßinstru-

mente sowohl, als auch den Matrosendienst auffallend schnell. Nach einigen Wochen kletterte er ebenso flink, wie die Matrosen, in die Masten und auf die über die See hinausragende Segelstangen, und er ließ es sich nicht nehmen, auch wenn der Wind sehr heftig war und das Schiff hin und her schwankte, diesen Dienst in luftiger Höhe mitzuthun.

Alles an Bord war von größtem Interesse für ihn, mit Staunen betrachtete er in den untern Räumen die dort auf einander gestapelte große Zahl von leeren Oelfässern, in welche man den gewonnenen Thran unterbringen wollte, so auch beschaute er die Kessel und Pfannen, in welchen man den Walfischspeck ausbraten würde, und mit Spannung lauschte er der Beschreibung, wie die Harpunen gebraucht und wie der Walfisch gefangen würde.

Capitain Loose sowohl, wie auch seine beiden Steuerleute unterrichteten Otto gern und gaben sich alle Mühe, ihn zum Seemann auszubilden. Von Tag zu Tag wurde das Wetter schöner. Ohne ihre Richtung auch nur für eine Stunde ändern zu müssen, lag die Marie wochenlang mit vollen Segeln bei dem günstigsten Winde und steuerte ihrem Ziele, der Südspitze von Grönland, zu, um welche sie der Capitain in die David-Straße einlaufen lassen und dort noch in diesem Jahre eine möglichst reiche Beute an Walfischthran erzielen wollte. In diesem Gewässer beabsichtigte er dann, in einer Bucht an der Westseite Gränlands zu überwintern, um von da aus im kommenden Frühjahr beim ersten Losbrechen des Eises in die Baffins-Bay vorzudringen, wo sehr viele Walfische sein sollten. Dort hoffte er, seine sämmtlichen leeren Fässer mit Thran zu füllen, und im Herbste seine Rückreise nach Bremen anzutreten. So war sein Plan, doch hing dessen Ausführung von außerordentlich vielen Zufälligkeiten ab, die Niemand vorauszusehen vermochte, und es konnten ebenso gut zwei, auch drei Jahre darüber hingehen, bis er seine volle Ladung ge-

wonnen haben würde. Vier Wochen waren bereits seit der Rettung der beiden Schiffbrüchigen verfloßen, ohne daß man, wenn auch in weiter Ferne, ein Schiff gesehen hätte, und Otto sowohl, wie Harmsen wurde täglich der Gedanke an ihre Lieben zu Hause peinigender, denn dieselben hatten möglicherweise jetzt schon Nachricht über das Scheitern der Mathilde erhalten.

Da eines Morgens verkündete ein Matrose aus der Höhe des Hauptmastes, daß ein Segel am Horizont im Nordwesten sichtbar sei, und bald darauf konnte man dasselbe auch schon von dem oberen Verdeck über der Cajüte erkennen.

Capitain Harmsen hatte schnell das Fernglas bei der Hand, und sah durch dasselbe, daß das fremde Schiff der Marie entgegen zu kommen scheine. In dieser Voraussetzung wurde sogleich ein langes, schwarz angestrichenes Brett auf das Verdeck geholt und Capitain Harmsen schrieb mit weißer Kreide und mit sehr großen dicken Buchstaben darauf:

Capitain Harmsen und Otto Garbauer an Bord.

Darauf ließ Capitain Loose eine Signalflagge aufziehen, welche andeutete, daß er den Führer des heransegelnden Schiffes zu sprechen wünsche, und nun blieben Aller Blicke auf dasselbe gerichtet, um zu sehen, ob man der Aufforderung Folge leisten und nahe herankommen würde.

Da das Schiff aber den Wind gegen sich hatte, so mußte es hin und hersegeln, wobei es nur in stundenlangen Zwischenräumen seine Richtung änderte, und darum war es ungewiß, ob es dabei ganz in die Nähe der Marie kommen würde.

Es hatte nun schon geraume Zeit seinen Cours unverändert gesteuert, und kam ziemlich geraden Weges auf die Marie zu, so daß Capitain Loose schon den Befehl gab, ein Boot bereit zu halten, um es schnell in See zu lassen, für den Fall sich Gelegenheit biete, seinen Freund Harmsen und seinen lieben Schüler

Otto darin an Bord des Schiffes zu senden, da plötzlich legte dasselbe sich wieder auf die andere Seite und mußte nun nach der angenommenen Richtung ziemlich fern vorüber kommen.

Nun aber wurde schnell das schwarze Brett mit der Schrift an Tauen über Bord an die Seite der Marie gehangen, und Loose sowohl, wie auch Harmsen spähten jetzt aufmerksam durch Fernröhre nach dem vorüberziehenden Fahrzeuge hin, ob sie von dort ein Zeichen bekämen, daß die Schrift erkannt worden wäre.

Bald auch sahen sie den Capitain desselben auf dem obern Verdeck mit einem weißen Tuche winken, und so nahmen sie freudig an, daß er die gemachte Mittheilung gelesen habe. Noch mehr aber steigerte sich ihre Freude, als auf dem Fahrzeuge die Hamburger Flagge aufgezogen wurde, so daß sie sicher darauf rechnen konnten, das Lebenszeichen von ihnen werde bald bei ihren Lieben zu Hause anlangen. Mit noch einmal so leichtem Herzen sahen Beide jetzt in ihre Zukunft, wenngleich es ja lange Zeit dauern konnte, ehe sie selbst in ihre Heimat zurückkehren würden.

Otto namentlich war außer sich vor Freude, denn er hatte sich es immer vorgestellt, wie seine guten, geliebten Eltern über seinen wahrscheinlichen Tod trostlos sein würden, und nun sah er sie im Geiste, wie sie unter Freudenthränen die Nachricht von seiner Rettung bekamen.

Abermals verstrichen bei heiterem Wetter und günstigem Winde einige Wochen, ohne daß sie einem Schiffe begegnet wären, hier und dort zeigte sich ein Walfisch, doch der Capitain wollte sich noch nicht mit der Jagd nach ihnen aufhalten, weil er in der Davidstraße auf eine größere Anzahl derselben rechnete.

Die Küste von Grönland mußte jetzt sichtbar werden, und schon am frühen Morgen spähten Aller Augen nach dem Horizont, bis endlich gegen Mittag ein langer, weißer, nach Norden laufender Streif über dem Meere den Gürtel

von aufstrebendem Treibeise andeutete, welches fast die ganze Ostküste von Grönland für Schiffe unnahbar macht. Noch vor Abend lief die Marie nahe an der südlichsten Spitze des Landes an Cap Farewell vorüber, und steuerte nun gegen Nordwest in die David-Straße hinein.

Das Meer fand man frei von Treibeis, weshalb Capitain Loose hoffte, obgleich es schon Mitte August war, noch vor eintretender strenger Kälte einen guten Gewinn an Thran zu machen. Während der Einfahrt in dieses nordische Meer sah man viele Walfische, und noch spät Abends war sehr reges Leben an Bord der Marie, um alle noch nöthigen Vorbereitungen für den folgenden Morgen zur Jagd auf diese Riesen des Meeres zu machen.

Otto verbrachte eine fast schlaflose Nacht, und konnte kaum den Morgen erwarten, wo er sehen sollte, wie ein solches ungeheueres Thier gefangen würde. Er war einer der Ersten, die außer den dienstthuenden Matrosen auf dem Verdeck erschienen, und ließ sofort seinen scharfen Blick über das weite Meer wandern, ob er nicht eines Walfisches ansichtig werden könne. Noch aber zeigte sich keiner seinem Auge, und während er so in die Ferne schaute, trat Capitain Loose zu ihm, sagte, ihn auf die Schulter klopfend: „Guten Morgen, Otto, schon so früh bei der Hand, Du willst gewiß den ersten Walfisch verkünden?“

„Ja, Capitain,“ antwortete Otto lächelnd, „und ich wollte Sie um die Erlaubniß bitten, mitfahren zu dürfen, wenn Jagd nach ihm gemacht wird.“

„Das ist zu gefährlich, Otto,“ entgegnete der Capitain zögernd, „Du hast erst vor Kurzem Schiffbruch erlitten, und ich möchte Dich nicht gern einer unnöthigen Gefahr aussetzen. Meine Mannschaft wird für ihren Dienst bezahlt, mit Dir aber ist es anders, Du bist der Sohn meines alten Freundes und das Schick-

sal hat mir die Sorge für Dich übertragen. Bleibe lieber hier an Bord, Du kannst ja die Jagd durch das Fernrohr mit ansehen."

„Wenn Sie es wünschen, Capitain, so bleibe ich hier," versetzte Otto mit kleinlauter Stimme, „ich hatte mich aber so sehr darauf gefreut, und einmal muß ich es als Seemann ja doch lernen, und alt und stark genug bin ich doch dazu."

„Ja, ja, mein lieber Junge," lachte der Capitain, „das bist Du freilich, stärker, als mancher alte Matrose. In Gottes Namen fahr mit, sei mir aber hüsch vorsichtig, damit Du nicht, wenn das Boot hinter dem Walfische herschießt, aus demselben hinausgeworfen wirst, es gibt mitunter gewaltige Rucke an dem Boote."

„Das verspreche ich Ihnen," sagte Otto außer sich vor Freude, schaute nochmals nach dem fernen Meeresrande und rief: „Dort, Capitain, sehen Sie den Wasserstrahl nicht, das ist ja ein Walfisch!"

„Hast ein gutes Auge, mein Sohn, ich würde ihn nicht bemerkt haben," antwortete Loose, „komm mit mir, wir wollen erst frühstücken, Du hast Zeit genug, bis das Boot bereit gemacht ist."

Hiermit nahm er Otto bei der Hand, und ging mit ihm nach der Cajüte, wo ihnen Harmsen entgegenkam.

Otto verkündete diesem nun jubelnd, daß er auf die Walfischjagd mitgehen dürfe.

6. Kapitel.

Die Walfischjagd. Die Eistafel. Der todte Fisch. Erstes Lob. Die Bay von Newyork. Großartiges Leben. Die Spielhölle. Bettelmann.

Das Frühstück war bald verzehrt, und als Otto wieder auf das Verdeck gesprungen kam, war bereits ein sehr großes Boot auf die See hinabgelassen, und die zum Dienst in demselben bestimmten Leute glitten an Tauen in dasselbe hinab. Otto reichte

den beiden Capitains freudig die Hand, und sprang schnell über die Brüstung und eilte gleichfalls in das Boot hinunter. „Karsten, nimm Otto in Acht,“ rief Loose dem Bootsführer zu, worauf dieser ihm bejahend zunickte und den Ruderern einen Wink gab, davon zu fahren.

Im Augenblick trug die nächste Welle das Boot von der Marie hinweg, und die acht Ruderer trieben es mit gewaltigen Ruderschlägen über die Wogen dahin dem nicht mehr sehr fernen Walfisch entgegen, der aus seinen Nasenlöchern hohe Wasserstrahlen in die Luft über sich blies, und dann wieder minutenlang mit seinem Riesenleib unter die Oberfläche der See versank. Ebenso langsam stieg er dann wieder in die Höhe, um Athem zu schöpfen und das Wasser über sich empor zu spritzen.

„Setz' Dich hierher zu mir, Otto, und nimm das Beil in die Hand, damit Du die Leine an dem Harpun kappen kannst, sobald ich es Dir sage,“ rief der Harpunirer dem Knaben zu, indem er in der Spitze des Bootes sich jetzt mit dem Wurfspieß in der Hand aufrecht aufstellte.

Otto stieg behend über die Bänke zwischen den Ruderern hin, ergriff das Beil, und setzte sich neben der Rolle nieder, auf welcher die Leine, deren Ende an dem Harpun befestigt, aufgerollt war.

Woge auf, Woge nieder schoß das Boot über die See dem Walfisch entgegen, doch je näher es ihm kam, um so weniger Geräusch suchten die Matrosen mit den Rudern zu machen.

Jetzt versank der ungeheure Körper desselben wieder in der See, und die Matrosen hielten mit dem Rudern ein, da sie berechneten, daß der Fisch nicht weit von dem Boote wieder auftauchen müsse. Und so geschah es auch, nach einigen Minuten hob sich in kurzer Entfernung von dem Boote der Walfisch mit dem Kopfe zuerst aus der Fluth empor und blies die Wasserstrahlen hoch über sich

in die Höhe, während sein ganzer 60 Fuß langer Rücken langsam wieder auf der See erschien.

Der Harpunirer hielt den scharfen, mit Widerhaken versehenen Wurfspieß in seinen Händen zum Wurf bereit, die Muskeln seiner entblößten, starken Arme spannten sich zu größter Kraftentwickelung an, er bog sich mit dem Wurfspieß zurück und schleuderte denselben nun mit solcher Gewalt auf den keine Gefahr ahnenden Walfisch, daß er sich tief in dessen Seite vergrub.

Ein furchtbarer Zuck und Schlag mit dem Schwanze des verwundeten Thieres warf die Fluth hoch um sich her und über das Boot hin, so daß dessen Mannschaft davon überfluthet wurde; im nächsten Augenblick tauchte er unter und zog die Leine des Harpuns, der in ihm fest saß, so schnell hinter sich her, daß sie von der sich schnurrend drehenden Rolle, bei welcher Otto saß, ablief.

Das Boot brachten die Matrosen rasch in die Richtung, in welcher der Fisch versank, und wenige Augenblicke nachher wurde es von der langen abgerollten Leine über das Meer fortgezogen.

Seine Schnelligkeit mehrte sich von Minute zu Minute, da erschien der Fisch wieder auf der Oberfläche, und nun brauste er, wie ein gehetzter Renner, mit dem Boote über das Meer hin, daß die Wellen sich vor Beiden aufthürmten und ihr Gischt Beide übersprühte.

Otto, das Beil in der Hand, spähte nach dem dahinrasenden Thiere, und war in dem fliegenden Laufe des Bootes kaum im Stande, Athem zu holen, dennoch ließ er den Fisch nicht aus dem Auge, und hielt sich bereit, die stramme, zitternde Leine durchzuhauen, für den Fall, daß der Harpunirer ihm den Befehl dazu geben sollte.

Es wurde immer schwieriger, den Fisch zu sehen, da der vor dem Boote emporfliegende Schaum immer dichter und höher stieg, doch Otto's Auge blitzte unverwandt durch den Sprühregen

hindurch nach dem dahintobenden Thiere, alle seine Muskeln waren gespannt, und sein Herz schlug so wild, daß er es zu hören glaubte.

Da plötzlich meinte er etwas Glänzendes in einiger Entfernung vor dem Fische gesehen zu haben, von der nächsten Wellenhöhe sah er es wieder — er irrte sich nicht, es war eine ungeheuere Eistafel, die sich auf den Wellen wiegte — der Fisch schoß geraden Weges auf sie zu — jetzt tauchte er unter sie in das Meer, und die Leine zog das Boot in fliegender Eile der Eisscholle zu. Es waren nur Augenblicke, wo Otto die große Gefahr erkannte. „Eis!" schrie er mit aller Macht seiner Stimme, und mit einem Hieb schlug er die Leine mit dem Beile durch.

Und „Eis!" schrien alle Matrosen, der Mann am Steuer wandte erschrocken das Boot zur Seite, und hart an der Eistafel hin schoß das Schiff ihr aus dem Wege; wäre es auf sie gerannt, so wäre es zertrümmert und seine Mannschaft unfehlbar verloren gewesen.

„Das hast Du brav gemacht, Otto!" rief ihm der Bootsführer zu und alle Matrosen stimmten in sein Lob ein.

Der Schreck war aber bald über den entflohenen Fang vergessen, und Aller Augen spähten jetzt in die Weite, ob sie nichts von dem Walfische entdecken könnten — nirgends aber war er zu sehen.

„Es hilft uns nichts, ihm noch weiter nachzuziehen," sagte der Harpunirer, „er ist wahrscheinlich nicht tödtlich getroffen und jagt jetzt wie toll vielleicht noch zehn Meilen weiter. Laßt uns nach der Marie zurückkehren, der Fisch ist für uns verloren."

Die Matrosen zögerten, den Rückweg anzutreten, denn die ganze Mannschaft war auf Antheil an der Beute, welche das Schiff machen würde, gedungen, alle schauten nochmals in die Ferne, als müßten sie den Fisch erspähen.

„Wie ich Euch sage, es hilft uns nichts, der Bursche ist fort, und wir sehen ihn nie wieder, laßt uns umkehren," nahm der Harpunirer wieder das Wort, nahm eine andere Rolle mit einer Harpunenleine aus dem Boote, steckte sie in die Stelle der leeren, und setzte sich dabei nieder, um das Ende der neuen Leine an einem andern Harpun zu befestigen. Während dieser Zeit war das Boot nach der Marie zurückgerichtet worden, und die Ruderer legten sich mißmüthig in die Ruder.

Otto aber hatte seinen Blick noch nicht von der Gegend abgewandt, wo der Walfisch verschwunden war, jetzt hob er sich in die Höhe und spähte wieder einige Augenblicke, dann streckte er seine Hand aus und sagte:

„Dort sehe ich etwas Weißes schwimmen, das ist doch nicht etwa der Fisch?"

Alle im Boote hoben sich empor, und schauten nach der Richtung, welche Otto andeutete, und gleich darauf riefen sie einstimmig:

„Ja wohl, der Fisch, der Fisch, er ist todt und liegt auf der Seite; das Weiße, was Du siehst, ist sein Bauch. Du bist ja ein prächtiger Kerl, Otto, beschämst uns alte Walfischfänger."

Der Jubel war nun groß, im Augenblick war das Boot wieder gedreht, und nun ging es mit doppelter Eile vorwärts nach der reichen Beute hin.

Je näher man kam, um so deutlicher sah man den ungeheuren Fisch auf der Seite liegend sich auf den Wogen schaukeln, und bald konnte man schon den Harpun erkennen, der hoch aus seiner Seite empor stand.

„Mein Harpun that mir leid, er ist der beste, den ich an Bord habe," sagte der Harpunirer vergnügt, „er muß gut getroffen haben, sonst wäre der Bursche nicht so bald auf die Seite gefallen. Es war die Todesangst, die ihn so toll laufen machte."

„Ein colossaler Kerl," sagte der Bootsführer am Steuer, „der hat wenigstens für 3000 Thaler Thran auf sich."

Zugleich steckte er eine weiße Fahne auf ziemlich hoher Stange neben sich auf, und fuhr dann fort:

„Nun wird die Marie bald hier sein, bei einem so fetten Braten läßt sie nicht lange auf sich warten."

Und wirklich hatte man an Bord des fernen Schiffes bereits die Fahne gesehen, denn schnell stiegen die Segel über ihm auf und sich voll blähend kam es eilig herangezogen.

In der Nähe des Fisches angekommen, zog die Marie schnell ihre Segel wieder ein, und ließ sich treiben, während noch ein zweites Boot von ihr auf die See gelassen und gleichfalls nach dem Fische gerudert wurde. Derselbe ward nun von beiden Booten mittelst Tauen nach dem Schiffe gebracht und mit Ketten an der Seite desselben befestigt.

„Ein colossaler Fisch, Capitain," rief der Bootsführer dem Capitain Loose zu, als sie mit der Beute ankamen; „den haben wir unserm Otto zu verdanken, wir hatten den Fisch schon für verloren gegeben, als Otto ihn entdeckte."

„Ei, das freut mich, Otto, gratulire zu Deiner ersten Jagd," rief Loose von dem Schiffe herab, und winkte dem Knaben zu.

„Das ist noch nicht Alles, Capitain," fuhr der Bootsführer fort, „wir Alle haben ihm das Leben zu danken, denn ohne ihn wären wir an einer Eisscholle zerschmettert worden."

„Ja, Otto," rief der Capitain freudig überrascht, „Du bist ja ein prächtiger, lieber Kerl, komm herauf an Bord, daß ich Dir zum Dank einen Kuß geben kann. Wie wird sich Dein Vater darüber freuen, wenn er das hört."

Otto mußte nun nach dem Schiffe hinaufsteigen, wo ihn Loose und dann auch Harmsen umarmten und küßten und ihn dann mit in die Cajüte nahmen, wo er ein Glas Wein mit ihnen

trinken mußte, denn er war tüchtig durchgefroren. Während dieser Zeit hatten die Matrosen Schuhe mit Stacheln unter den Sohlen angezogen, waren damit auf den festgeketteten Walfisch hinabgestiegen, und begannen mit Aexten und Messern den über einen Fuß dicken Speck in langen Streifen von seinem Rücken abzulösen und auf das Verdeck der Marie hinauf zu befördern. Dort wurde derselbe zerschnitten, in große Kessel gethan und über Feuer ausgelassen, und den daraus gewonnenen Thran, wenn erkaltet, ließ man mittelst Schläuchen in die leeren Fässer im untern Schiffsraum laufen.

Während Otto nun selbst ein Paar Stachelschuhe angezogen und tüchtig und freudig an dem Speck des durch ihn erbeuteten Walfisches mitarbeitete, wurde sein Schulkamerad Franz Hagen durch den sehnlichst erwarteten Anblick von Newyork erfreut, denn das amerikanische Schiff, auf welchem er sich befand, hatte eine ungewöhnlich lange Reise gehabt, der vorräthige Proviant war ausgegangen, und in den letzten vierzehn Tagen hatten Mannschaft und Passagiere von immer kleiner werdenden Brodrationen leben müssen.

Darum zählten Franz und auch der Trompeter Sturz jetzt, als sie durch das Felsenthor, die Narrows, in die Bay von Newyork segelten, die Minuten, bis sie die an der andern Seite des ungeheuren Wasserbeckens im hellen Sonnenschein glänzende Stadt Newyork erreichen würden.

So hungrig, wie in diesem Augenblicke, war Franz in seinem Leben noch nicht gewesen, und noch niemals hatte er sich so sehr nach seiner stets so liebevoll für ihn sorgenden Mutter gesehnt, als während der letzten Wochen.

„Noch eine gute halbe Stunde, Franz, und wir sitzen bei einem Mittagsessen, wie es in ganz Deutschland keines gibt,“ sagte der Trompeter, und klopfte dem Knaben auf die Schulter,

„und heute Abend trinken wir uns in Champagner so dick, daß wir kaum unser Bett finden können. Soll das aber einen Spaß geben.“

„Wenn ich nur erst ein Glas Milch habe, darnach verlange ich mehr, als nach Champagner,“ versetzte Franz und schaute sehnsüchtig nach der Stadt hinüber.

Da glitt ein kleines Segelboot an dem Schiffe vorbei, welches mit Obst beladen war und nach der Stadt fuhr.

„Ach, Sturz, siehe einmal ein ganzes Schiff voll Aepfel,“ rief Franz aus, und blickte auf das schöne Obst hinab, „wenn ich doch einen Apfel davon hätte.“

„Den sollst Du bald haben,“ entgegnete der Trompeter, „dort an der linken Seite der Stadt liegen alle Tage Hunderte solcher Schiffe mit Obst, da kannst Du Dir etwas zu Gute thun, so schönes Obst gibt es in Deutschland nicht.“

Fast ohne alle Bewegung strich das Schiff mit vollen Segeln über die wunderbar schöne, grüne Fluth, und Tausende von großen und kleinen Segelschiffen und kleinen und großen Dampfböten brausten nach allen Richtungen hin und her über das klare durchsichtige Wasser.

„Gelt, Franz, das ist ein anderes Leben hier, als auf der alten garstigen Weser, und nun sollst Du erst einmal die Stadt sehen, da wirst Du die Augen aufreißen,“ sagte der Trompeter.

Doch die Augen des Knaben waren bereits weit genug geöffnet, und staunend schaute er nach den unzähligen Fahrzeugen und nach den schwarzen Menschen, welche sein Auge hier und dort auf denselben erblickte.

Die Zeit der Fahrt bis an die Stadt war bald verlaufen, obgleich sie Franz sehr lang erschienen, da legte das Schiff an das Werft an, auf welchem Hunderte von Menschen sich zusammen=

drängten und namentlich viele Neger erschienen, um der Mannschaft und den Passagieren ihre Dienste anzubieten.

Der Trompeter winkte einen schwarzen Kutscher, der mit einem Miethwagen auf das Werft gefahren kam, zu sich heran, übergab ihm das wenige Gepäck, welches er und Franz besaßen, und folgte ihm mit diesem nach dem Wagen.

„Nun werden wir in wenigen Minuten unser Mittagsessen bekommen,“ sagte er zu Franz, mit ihm Platz in der Kutsche nehmend, und rief dann dem Schwarzen zu:

„Nach dem nächsten großen Hotel!“

Fort ging es nun in fliegendem Trab nach der meilenlangen, zu beiden Seiten mit Riesengebäuden besetzten Hauptstraße Broadway und in derselben hinauf durch das Gewühl von Fuhrwerken, Reitern und Fußgängern, bis der Wagen vor einem palastähnlichen Hotel still hielt.

Der Trompeter hatte sich bei dem Capitain des Schiffes einiges amerikanisches Geld eingewechselt, bezahlte schnell den Kutscher und schritt nun mit dem Gepäck in der Hand die breite Marmortreppe hinan.

Franz, der neben ihm ging, hatte mit Staunen das Haus betrachtet, als er nun aber in die hochgewölbte, mit marmornen Säulen umgebene Vorhalle trat, da hatte er keinen Ausdruck mehr für seine Verwunderung über diese prächtige Hausflur, durch welche sich ein Gewühl von Menschen fortwährend aus und ein bewegte.

An der rechten Seite der Halle war das Geschäftslocal des Hauses, und Sturz trat an dessen offenes Fenster, aus welchem einer der Beamten einen prüfenden Blick auf ihn warf, denn das ganze Aeußere des Trompeters paßte nicht für einen Gast in diesem Hotel.

Sturz aber erwiderte den Blick unbekümmert und sagte auf englisch zu dem Herrn, indem er eine Hand voll Gold aus der

Tasche nahm: „Sie sind wohl so gütig und wechseln mir etwas deutsches Geld, wir kommen so eben von der See, haben noch keine Toilette machen können und sind beinahe verhungert. Das Mittagsessen wird wohl bald beginnen?"

Der Beamte machte jetzt ein viel höflicheres Gesicht, wechselte schnell die vier Goldstücke, die ihm der Trompeter hinlegte, und sagte dann: „Es hat bereits begonnen, meine Herren, gehen Sie gefälligst dort in den Corridor und links in die zweite Thür."

Dann rief er einem Neger zu: „Heda, Bob, nimm das Gepäck der Herren hier," worauf Sturz dasselbe dem Schwarzen einhändigte und dann mit Franz nach der bezeichneten Thür ging.

Das Erstaunen von Franz erreichte seinen Höhepunkt, als er hinter dem Trompeter her in den Speisesaal trat, wo an zwei langen Tafeln über zweihundert Personen zu Mittag speisten.

Der Trompeter, der Franzens Schüchternheit bemerkte, sagte zu ihm:

„Nur nicht verlegen, Franz, und nicht bescheiden, das wird hier Dummheit genannt, je frecher und gröber man auftritt, desto mehr Respect haben die Leute."

Mit diesen Worten ging er nach zwei noch leeren Stühlen an der Tafel, nahm dort erst seinen alten Filz vom Kopfe, legte ihn unter seinen Stuhl und setzte sich nieder, während Franz genau seinem Beispiel folgte.

Ein schwarzer Diener nannte Sturz nun schnell eine große Zahl von Gerichten, welche sich auf dem Tische befanden, und fragte, was er davon zu haben wünsche, worauf er mit barschem befehlendem Tone für sich und Franz Speisen bestellte.

Zugleich ließ er eine Flasche Madeirawein kommen, und nun begann er mit Franz um die Wette zu essen, so daß die umsitzenden Herren ihren Appetit bewunderten. So feine Speisen hatte Franz

in seinem Leben noch nie gekostet und auch so guten Wein noch nicht getrunken, und als er endlich dem Trompeter aus dem Saale folgte, meinte er, das wäre doch auch ein ganz anderes Essen als zu Hause an der alten garstigen Weser.

„Sollst noch ganz andere Speisen schmecken,“ versetzte der Trompeter, „wenn wir heute Abend einen Austerkeller besuchen, da wirst Du Dich wundern. Nun komm, wir wollen unsere deutschen Röcke ausziehen und feine Amerikaner aus uns machen.“

Hiermit verließ er mit Franz das Hotel, setzte sich mit ihm in eine Droschke und fuhr nach einem Kleiderladen.

Hier wurden sie mit ebenso scheuen Blicken empfangen, wie im Hotel, aber auch hier wirkte das Gold schnell, welches der Trompeter zeigte und nach Verlauf von einer halben Stunde waren Beide von Kopf bis zu Fuß auf's eleganteste gekleidet.

„Nun sieh Dich einmal im Spiegel,“ sagte der Trompeter zu Franz, „Du kennst Dich selbst nicht wieder.“

Franz freute sich über sich selbst, als er seine ganze Gestalt in dem großen Stehspiegel sah im feinen schwarzen Anzug mit einem grauen Ueberzieher auf dem Arm und dem glänzenden Cylinder auf dem Kopf.

„Du mußt den Hut so auf ein Ohr setzen, das sieht unternehmend aus,“ sagte Sturz und drückte Franz den Hut auf die Seite. „Nun müssen noch unsere langen Haare gestümpft werden, dann gehören wir zu den feinsten Gentleman in Amerika.“

Bald war auch dies Geschäft abgemacht, und nun ließ der Trompeter sich und seinen jungen Gefährten nach dem ersten Kaffeehaus fahren.

Franz hatte seine Befangenheit jetzt vollständig überwunden, und sein natürlich freies Wesen machte sich doppelt geltend. Er behielt, als sie in den Salon eintraten, von selbst den Hut auf dem Kopfe, und als Sturz sich mit ihm an eines der offenen,

bis auf den Fußboden reichenden Fenster setzte, streckte er, wie dieser, seine Füße über das eiserne Geländer zum Fenster hinaus. Dabei rauchte er eine der feinen Cigarren, welche der Trompeter mit dem Kaffee hatte kommen lassen und sagte zu diesem im größten Wohlbehagen:

„Das ist doch ganz anders, als wenn ich jetzt in dem kalten garstigen Bremen auf der Schulbank säße.“

Von hier fuhren sie nach einem Geldwechsler, wo Sturz das ganze gestohlene Geld in amerikanisches Papiergeld umwechselte und in einer Brieftasche, welche er kaufte, verwahrte.

Dann machten sie noch eine Spazierfahrt, und kehrten gegen Abend in das Hotel zurück, wo man sie in ihren neuen Anzügen kaum wieder erkannte und sie mit großer Höflichkeit behandelte.

Nach eingenommenem Thee, wobei ein ganzes Abendessen aufgetragen wurde, gingen sie in den Circus, wo es Franz zum Entzücken gefiel, und er meinte, so ein Kunstreiter möchte er auch wohl sein.

„Da wollen wir ein viel besseres Geschäft treiben,“ antwortete der Trompeter, „ich spiele und Du verräthst mir die Karten der Andern, wie ich es Dich gelehrt habe, da sollst Du einmal sehen, wie viel Geld wir verdienen. Ich muß nur erst ausfinden, wo die geheimen Spiellocale sind. Von hier gehen wir in einen Austerkeller, da werde ich es schon gewahr werden.“

In dem Austerkeller, wohin sie sich aus dem Circus begaben, fand Sturz dann auch die erhoffte Spielgesellschaft, Spieler von Profession, und erfuhr von ihnen die geheimen Orte, wo an jedem Abend zahlreiche Gäste zu finden wären. Er hielt diese neuen Bekannten mit Austern und Wein frei, und schied mit dem Versprechen von ihnen, sich am morgenden Abend in dem Hauptspiellocale einzufinden.

Es war gegen Mitternacht, als er mit Franz in das Hotel

zurückkehrte, wo er, ehe sie nach ihrem Zimmer gingen, dem Kellner auftrug, zwei Flaschen Champagner für ihn dorthin zu bringen.

„Nun wollen wir mit Champagner zu Bette gehen, dann kannst Du doch nicht sagen, daß wir nicht gut lebten,“ sagte der Trompeter lachend zu Franz; „was meinst Du, gefällt Dir das Leben hier?“

„Ganz wunderschön, tausendmal schöner, als in dem alten garstigen Bremerlande,“ antwortete Franz entzückt.

„Soll noch besser kommen, wart nur morgen Abend, da wirst Du einen Spaß erleben, wenn wir den dummen Kerlen alles Geld abnehmen,“ bemerkte der Trompeter, als der Champagner in das Zimmer gebracht wurde.

Er zog nun seinen Rock aus, warf sich in das Sopha und winkte Franz, sich neben ihn zu setzen. Dann ließ er den Propf von der einen Flasche springen, füllte die beiden großen Gläser mit dem schäumenden Wein, und sagte, das eine davon ergreifend:

„Amerika soll leben, mag der Teufel ganz Deutschland holen!“ worauf er mit Franz anstieß und Beide ihre Gläser leerten.

Der Wein schmeckte Franz ganz vorzüglich, doch schon beim vierten Glase war er seiner Sinne nicht mehr mächtig, worauf der Trompeter ihn entkleidete, in das Bett legte, und sich dann wieder in das Sopha setzte und nun die zweite Flasche allein leerte.

Auch er wankte, als er aufstand, lag aber gleichfalls bald in dem Bett, schlief ein und schnarchte, daß man es außerhalb des Zimmers hören konnte.

Die Frühstücksglocke weckte am folgenden Morgen die beiden Schläfer, welche dann mit noch schweren Köpfen schnell aus ihren Betten taumelten.

„Nun, wie hast Du die erste Nacht in Amerika geschlafen,“ fragte der Trompeter seinen jungen Gefährten.

„Ganz gut, aber ich habe Kopfweh,“ antwortete Franz.

„Du mußt das Leben hier erst gewohnt werden,“ fuhr Sturz fort, „nach dem Frühstück trinken wir ein paar Gläser Branntwein und Wasser, dann bist Du Dein Kopfweh sogleich los. Wir haben lange geschlafen, zieh Dich schnell an, damit wir eine gute Tasse Kaffee bekommen.“

In wenigen Minuten hatten Beide ihre Toilette beendet und eilten hinunter in den großen Speisesaal, wo schon über hundert Gäste beim Frühstück saßen.

Da gab es nun außer Kaffee und Butterbrod, wie es Franz zu Hause gewohnt gewesen war, kalte und warme Fleischspeisen, gebackene und gekochte Eier, gebratenen und gesottenen Fisch, Buchweizenkuchen, glühheißes Brod und Torten, so daß Franz die Wahl der Gerichte schwer wurde, und er meinte, solch ein Frühstück kenne man doch in dem alten Deutschland auch nicht.

Beiden hatte es sehr gut geschmeckt, und nun löste der Trompeter sein Wort und spazierte mit Franz nach einem Trinkhaus, wo sie Branntwein und Wasser zu sich nahmen und sich dadurch neu belebten.

Den ganzen Tag verbrachten sie mit Spazierengehen, Rauchen, Essen und Trinken, während der Trompeter die Zeit benützte, Franz alle Kunstgriffe, welche er ihn in Bezug auf das falsche Kartenspielen und namentlich auf die Zeichen, wodurch er ihm die Karten der andern Spieler verrathen solle, gelehrt hatte, nochmals in das Gedächtniß zurück zu rufen, denn an diesem Abend wollte Sturz in dem Spielhause eine reiche Beute machen.

Der Abend kam, sie gingen wieder in den Circus, doch nur, um die Zeit hinzubringen, denn Sturz sowohl, wie auch Franz konnten es kaum erwarten, bis sie in das Spiellocal gehen würden, welches sich immer erst nach zehn Uhr belebte.

Endlich war die ersehnte Zeit gekommen, sie verließen die

Kunstreiter und eilten mit langen Schritten nach dem Orte ihres Verlangens.

In einer engen, dunkeln Gasse traten sie in das ihnen bezeichnete Haus ein und fanden die Treppe kaum hell genug beleuchtet, um in den zweiten Stock hinauf zu finden.

Auch dort brannte nur ein trübes Oellicht, als Sturz aber die ihm angegebene Thür öffnete, strömte ein heller Lichtglanz aus ihr hervor. Er trat mit Franz in den sehr großen Saal ein und fand nur noch wenige Gäste in demselben versammelt. Einer seiner neuen Bekannten vom Abend vorher aus dem Austerkeller aber kam sofort auf sie zu, begrüßte und bewillkommnete sie auf's freundlichste, und bat sie, mit ihm in das anstoßende Zimmer, wo sich die Schänke befand, zu gehen, und ein Glas Wein mit ihm zu trinken, denn es sei noch etwas früh, da es sich gewöhnlich erst gegen 11 Uhr fülle.

Sturz nahm die Einladung an, und folgte dem Herrn, dessen Name Shot war, mit Franz in das Trinkgemach, wo sie auf gegenseitiges Wohlsein, an dem Schanktisch stehend, ein Glas Portwein zu sich nahmen.

Nachdem der Trompeter dem Herrn Shot mitgetheilt hatte, daß sein junger Freund und Begleiter noch kein Wort Englisch spreche und auch keinen Begriff vom Kartenspiel habe, schlug er ihm vor, einstweilen unter sich Beiden ein Spielchen zu machen, was Shot auch gern zusagte und worauf sie sich in den Saal zurückbegaben und sich dort an einem Tische einander gegenüber niederließen.

Franz, anstatt auch Platz zu nehmen, blieb hinter seinem Stuhle stehen und zündete eine Cigarre an. Er beugte sich nun, wie aus Neugirde, bald nach dem Trompeter, bald nach Shot hin und sah ihnen in die Karten, während er seine Hände auf der

Stuhllehne ruhen ließ und durch die Stellung seiner Finger seinem Freunde Sturz die Karten seines Gegners verrieth.

Herr Shot aber mußte wohl dieses Kunststück schon kennen, vielleicht auch selbst schon oft benutzt haben, denn kaum hatte Franz ihm einigemale in die Karten geschaut und seine Finger hin und her bewegt, als Shot ihn bat, sich auf die Seite des Herrn Sturz zu setzen, es mache ihn im Spiele irre, wenn ihm Jemand in die Karten schaue.

Shot spielte entweder, weil er es nicht besser konnte, oder absichtlich auffallend schlecht, so daß der Trompeter fortwährend gewann, und nach kurzer Zeit schon sein Gegner ihm über vierzig Dollars schuldete. Da legte dieser nach einem abermals verlorenen Spiele die Karten auf den Tisch, und sagte:

„Ich sehe, es haben sich bereits viele meiner Freunde eingefunden, so daß wir ein gemeinschaftliches Spiel machen können. Ist es Ihnen vielleicht möglich, mir auf eine Banknote von hundert Dollars herauszugeben? Ich habe kein kleines Geld bei mir.“

Dabei reichte er die Banknote an Sturz hin, und dieser griff schnell in die Brusttasche und nahm seine Brieftasche, in welcher er das ganze gestohlene Geld aufbewahrte, daraus hervor.

Shot hielt sein scharfes Auge unverwandt auf die große Baarschaft des Trompeters geheftet, aus welcher derselbe ihm den ihm zukommenden Betrag herauszahlte, und nachdem er denselben eingesteckt hatte, erhob er sich und sagte:

„Nun, verehrter Herr Sturz, erlauben Sie mir, daß ich Sie mit meinen Freunden bekannt mache. Wir spielen hier gewöhnlich Pharao und halten abwechselnd Bank, damit Keiner vor dem Andern einen Vorzug habe.“

Hierauf ging Shot mit Sturz zu seinen Freunden und stellte ihn als einen neuen, lieben Bekannten vor. Von allen Seiten traten noch andere Anwesende herzu, um die Bekanntschaft des

Herrn Sturz zu machen, und bald fand sich eine Gesellschaft von einigen zwanzig jungen und alten Herren zusammen, welche sich vereinigten, um Pharao zu spielen und das Bankhalten nach Belieben wechseln zu lassen.

„Vorher aber laßt uns nochmals trinken, und zwar auf das Wohl unsres neuen Freundes," hub Shot wieder an, nahm Sturz beim Arm und ging mit ihm in die Schänke, wohin ihnen alle Andern folgten.

Nachdem Alle ihre Gläser mit Wein oder Branntwein gefüllt hatten, brachte Shot die Gesundheit des Herrn Sturz aus, und Alle leerten ihre Gläser mit einer Verbeugung gegen ihn.

Nun eilte man aber in den Saal zurück an einen großen, grünen Tisch in dessen Mitte, um das Glücksspiel zu beginnen.

„Wie wäre es, Herr Sturz, wenn sie zuerst die Bank übernähmen, als neuer Gast räumen wir Ihnen gern diesen Vortheil ein," fragte ihn Shot und zeigte auf den Armstuhl an der langen Seite des Tisches.

„Sehr gern bin ich dazu bereit," entgegnete Sturz, „es fehlt mir aber dazu an kleinem Gelde, wenn ich hier etwas gewechselt bekommen könnte!"

„Ich will Ihnen Silber und Gold geben," sagte ein langer, hagerer junger Mann mit bleichem Antlitz und tief liegenden schwarzen Augen, dem man es ansah, daß ihm schon seit langer Zeit die Nachtruhe gefehlt hatte.

Sturz nahm eine Geldtasche aus seiner Weste hervor, und legte daraus fünf Stück Banknoten, jede von hundert Dollars auf den Tisch, wofür ihm der blasse junge Mann theils Gold, theils Silbergeld einhändigte.

„Setz Dich neben mich, Franz," sagte der Trompeter nun zu diesem, und warf ihm einen schlauen triumphirenden Blick

zu, indem er selbst in dem Armstuhl Platz nahm und die andern Spieler sich um den Tisch niederließen.

Es wurde sehr hoch gesetzt, Sturz mischte mit augenscheinlicher Fertigkeit die Karten, ließ abheben, und begann nun dieselben nach Links und nach Rechts mit den Worten „Gewinnt," „Verliert" abzuziehen und aufzulegen.

Er hatte die Haut an seinen Fingerspitzen auf einem Stein so dünn abgeschliffen, daß er an den Karten von unten ziemlich genau fühlen konnte, welche Karte es war, und hatte sich durch lange Übung eine solche Gewandtheit darin angeeignet, daß er sich nur in den Bildern manchmal irrte, ob es ein König, eine Dame oder ein Bube sei. Dabei besaß er eine erstaunliche Fertigkeit, die Karten in seiner Hand zu verwechseln, zum Beispiel die oberste mit der darunter liegenden, ohne daß es Jemandem auffiel.

Während einiger Spiele machte er nun keinen Gebrauch von diesen seinen Geschicklichkeiten, zumal da er im Glück war und gewann. Nun aber verlor er mehrere bedeutende Summen, und er konnte nicht länger widerstehen, falsch zu spielen.

Es war wieder sehr hoch gesetzt, namentlich auf Treffaß standen über fünf hundert Dollars, der Trompeter befühlte jede Karte, ehe er sie abzog, mit größter Vorsicht, da kam Treffaß und zwar zu seinem Verlust. Im Augenblicke hatte er die Karte verwechselt, und nun erschien dieselbe für seinen Gewinn. Er strich das Geld ein und glaubte, es hätte Niemand den Betrug bemerkt. Der hagere, blasse junge Mann aber, welcher an seiner linken Seite saß, hatte es gesehen, und hatte auch sofort mehreren der Spieler, deren Blicken er begegnete, ein Zeichen darüber gegeben.

Jetzt standen auf Treffzwei bedeutende Summen, und als Sturz fühlte, daß diese Karte zu seinem Verlust erschienen war, wechselte er sie wieder mit größter Schnelligkeit. Diesmal haf-

teten viele Blicke an seinen Händen, und kaum hatte er den Betrug vollführt, als der blasse junge Mann aufsprang, ihn beim Halse faßte und schrie:

„Schurke, Du hast die Karte verwechselt, hast betrogen, bist ein falscher Spieler!“

„Falscher Spieler!“ schrien jetzt Alle aufspringend und auf Sturz eindringend, dieser wollte sich vertheidigen, einige Faustschläge aber warfen ihn zu Boden und nun regnete es Hiebe auf ihn nieder mit Stöcken und Fäusten.

Der blasse junge Mann hatte ihm das Geld aus der Weste genommen, sein Freund Shot aber hatte den Augenblick benutzt, und hatte ihm die Brieftasche aus seinem Rock hervorgezogen.

Franz, der sich des Trompeters annehmen wollte und ihm zu Hilfe sprang, bekam gleichfalls viele Schläge, und nach wenigen Minuten waren Beide mit blutigen Nasen zur Thür hinaus und die Treppe hinunter geworfen.

Sie rannten aus dem Hause in die dunkle Straße und zogen dort ihre Taschentücher hervor, um sich das Blut von den Nasen zu wischen, da rief der Trompeter in höchstem Entsetzen:

„Meine Brieftasche — sie haben mir meine Brieftasche mit unserm ganzen Gelde gestohlen!“

Dabei faßte er wieder und wieder in seinen Rock und schrie:

„Fort — sie ist fort, die Schurken haben sie mir gestohlen!“

„Laß uns noch einmal hinauf gehen, Sturz, wir bekommen sie vielleicht wieder,“ sagte Franz in seiner Angst.

„Sie schlagen uns lieber Beide todt, ehe sie uns einen Heller wiedergeben. Es sind ja lauter falsche Spieler, Räuber und Mörder!“ schrie Sturz wieder, und trocknete das Blut an seiner großen Nase.

„Siehst Du, Du meintest, das könnte Niemand sehen, wenn Du falsch spieltest, nun sind wir alles Geld los, und was sollen

wir nun anfangen?" sagte Franz schluchzend und hielt das Tuch gegen seine Wange, auf welche er einen harten Schlag bekommen hatte.

„Ich weiß nicht, was wir machen sollen — das Geld ist fort und es borgt uns kein Mensch einen Cent," versetzte der Trompeter verzweifelnd.

„Und was werden die Leute in dem Gasthaus sagen, wenn wir so blutig und ohne Hüte ankommen," bemerkte Franz.

„Wir sagen, wir wären von Räubern angefallen, das geschieht fast in jeder Nacht hier," antwortete der Trompeter, „komm, wir wollen gehen, wenn die Kerle herunter kommen und finden uns noch hier, so schlagen sie uns die Knochen entzwei. Morgen wollen wir sehen, was wir anfangen."

Wenn auch verwundert von allen an ihnen Vorübergehenden angeschaut, erreichten sie unbehelligt das Hotel, und gleich beim Eintreten verkündete Sturz die Gräuelthat, die man an ihnen begangen habe, um sie zu berauben.

Dann eilte er mit Franz auf ihr Zimmer und ließ ein Abendessen dorthin bringen. „Es kommt jetzt auf Eins hinaus, bezahlen können wir doch nicht, denn ich habe keinen Dollar mehr, und so wollen wir auch noch einmal Champagner trinken," sagte der Trompeter zu Franz, und als der Kellner das Essen brachte, ließ er durch denselben auch noch zwei Flaschen Champagner holen.

An diesem Abend war es aber Verzweiflung, mit welcher die beiden Sünder den Wein tranken, und mit schwerem Herzen legten sie sich zum Schlafen nieder.

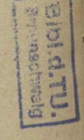
---

7. Kapitel.

Die trauernden Eltern. Die Zeitungsnachricht. Wiedergekehrtes Glück und neue Hoffnung. Der Eispalast. Plötzliche Kälte. Im Eis eingeschlossen. Große Gefahr. Zertrümmerung des Schiffes. Das Eisland. Marsch durch die Eiswüste.

In dem Hause des Schulzen Garbauer, so wie in dem des Pastors Hagen sah es traurig aus. Der Pastor hatte noch kein Lebenszeichen von seinem Sohne Franz bekommen und hatte trotz allen Nachforschungen nicht die leiseste Spur von ihm entdecken können. So entsetzlich schwer sein Kind sich auch an ihm und an seiner Mutter versündigt hatte, so war das Vater- und das Mutterherz doch nicht im Stande gewesen, die Liebe für dasselbe aus sich zu verdrängen, und wie gern hätten sie ihren Franz wieder in ihre Arme geschlossen und Alles vergeben, wenn sie ihn mit ihrer Sehnsucht nach ihm hätten zu sich zurückziehen können.

Und der Schulze hatte die Nachricht von dem Untergange des Schiffes Mathilde mit der ganzen Mannschaft erhalten, so daß auch aus seinem Hause jede Freude verschwunden und tiefe Trauer eingezogen war.



Im Unglück liegt eine Art Trost darin, Gefährten zu haben, und so suchten auch Pastors und Schulzens gegenseitig durch ihr eigenes Unglück Einer den Andern zu trösten.

Sie kamen oft zusammen, und namentlich war es der Schulze, der Alles aufbot, um dem Pastor Muth und Hoffnung einzusprechen, denn der Geistliche hatte nicht die Kraft, wie er, das Schicksal zu tragen, er schien täglich mehr unter demselben zu sinken, während der Schulze sich mit fester Gottergebenheit ohne Murren in die Fügung des Allmächtigen fand.

„Sie haben ja noch gegründete Hoffnung, lieber Freund, Ihren Franz über kurz oder lang zu Ihnen zurückkehren zu sehen," sagte der Schulze eines Abends zu dem Pastor, als sie

mit ihren trauernden Frauen zusammen in der Wohnstube des Pastorhauses saßen. „Mir aber bleibt ja kein Funke von Hoffnung für ein anderes Wiedersehen mit unserm geliebten guten Otto, als für das in der andern Welt — im Himmel! Gott hat es so haben wollen, und was er thut, ist wohlgethan!“

Bei diesen letzten Worten traten dem Schulzen Thränen in die Augen, die er aber verheimlichte und mit erzwungener starker Stimme fortfuhr:

„Sicher ist es, daß Franz durch den abscheulichen Menschen, den Trompeter, verführt worden und mit ihm geflohen ist, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn sie nach Amerika gefahren wären, denn dort war der Gauner ja schon einmal gewesen. Das Geld wird ihnen bald ausgehen, und dann sollen Sie sehen, dann wendet sich der reuige Sohn wieder seinen guten Eltern zu. Seien Sie besten Muths, Sie werden ihn wiedersehen.“

„Gebe es Gott,“ sagte der Pastor mit einem schweren Seufzer, „und gebe es Gott, daß noch eine Besserung bei ihm möglich ist.“

Da trat Gretchen in das Zimmer und legte die neue Bremer Zeitung auf den Tisch, welche der Pastor und der Schulze zusammen hielten.

Wie oft hatte der Schulze die Schiffsnachrichten darin schon mit hoffendem Herzen durchgesehen, um möglicher Weise ein Lebenszeichen von seinem geliebten Kinde zu finden! Die Hoffnung aber war vollständig in ihm zu Grabe gegangen, und wenn er jetzt die Zeitung von dem Tische aufnahm, so geschah es, weil der Pastor in seine düsteren, schweren Gedanken versunken war, die beiden Frauen sich die Thränen von den Augen wischten, und ihm selbst das Weinen so nahe stand, daß er durch weiteres Reden seine eigene Schwäche verrathen haben würde.

Er schlug die Zeitung auf und richtete seinen Blick, wie schon so oft, gleich auf die Schiffsnachrichten.

Da sah er die Namen Harmsen und Garbauer — Otto Garbauer — er traute seinen Augen nicht, hatte aber in der nächsten Sekunde die Anzeige gelesen:

„Schiff Hercules mit Thran von Grönland, Schiff begegnet, Capitain Harmsen und Otto Garbauer an Bord."

Der freudige Schreck wirkte fast lähmend auf den Mann, das Papier zitterte in seiner Hand, und nach seiner im Sopha zusammengekauert sitzenden Frau hinblickend, hielt er gewaltsam seinen Jubelruf auf seinen bebenden Lippen zurück; er dachte daran, daß auch zu große plötzliche Freude tödten könne.

Er mußte sich sammeln, ehe er reden durfte, und seinen Blick auf seine Frau haltend überdachte er, was er sagen wollte.

Endlich nahm er alle seine Kraft zusammen, um unbekümmert zu erscheinen, und hub doch mit beklommener Stimme an:

„Da steht in den Schiffsnachrichten, daß nördlich von Schottland einige Schiffbrüchige aus der See aufgefischt worden sind."

Im Augenblick fuhr die Frau aus ihrem Versunkensein auf und sah mit weitgeöffneten, fragenden Augen nach ihrem Gatten hin, dann sagte sie mit weinerlichem Tone:

„Ach Gott, es ist ja schon zu lange her, daß unser Otto scheiterte!"

„Diese Nachricht ist auch nicht mehr neu," fuhr der Schulze mit erzwungener Ruhe fort, „es kann ungefähr um jene Zeit gewesen sein."

„Wäre es möglich!" stieß die Frau jetzt aus, und sah ihren Mann erstaunt über seine Ruhe an.

„Ja, und es ist in der Nähe der Orkney-Inseln geschehen; sollte der Allmächtige uns gnädig gewesen sein und uns unseren Otto erhalten haben?"

„Mann, um Gotteswillen rede!“ schrie plötzlich die Frau. sprang auf, stürzte zu ihrem Gatten hin, und erfaßte krampfhaft dessen beide Hände. „Du weißt mehr, o, laß mich keine Minute länger in Ungewißheit!“

„Nun ja, es sind Leute von der gescheiterten Mathilde gewesen,“ antwortete der Schulze, und wollte noch immer mit der Glücksnachricht zurückhalten, sein Widerstand gegen sein Gefühl aber war zu Ende, er sprang auf, schlang seine Arme um seine Frau, und stammelte unter einem Strom von Freudenthränen:

„Ja, ja, Frau, Gott ist uns gnädig und barmherzig gewesen, er hat uns unsern Otto erhalten, ein Schiff hat ihn und Capitain Harmsen aufgenommen.“

„Ach, guter Gott!“ sagte die Frau mit ersterbender Stimme, faltete ihre Hände auf ihre Brust, und sank, mit seligem Lächeln die Augen schließend, in die Arme ihres Gatten zurück.

Der Pastor und die Pastorin, gleichfalls von der Nachricht tief ergriffen, wollten der Frau hilfreich beispringen, der Schulze aber winkte ihnen zu, still zu sein, geleitete seine Gattin in das Sopha und ließ sie dort an seiner Brust ruhen.

Nach einer Weile hub er milden Tones an:

„Die Hoffnung wenigstens ist uns zurückgegeben, Otto über kurz oder lang wiederzusehen, und daran laß uns nun festhalten, beste Frau,“ worauf diese zu schluchzen begann, in Thränen ausbrach und leise sagte:

„Gelobt sei unser gnadenreicher Gott!“ Es dauerte lange Zeit, bis die Frau ihre Fassung wieder erlangte, dann aber war sie erst im Stande, sich ihrer Freude, ihrer Seligkeit ganz hinzugeben, und nun bot sie mit ihrem Manne zugleich Alles auf, um die Hoffnung auch in ihren Freunden für ein Wiederfinden ihres Sohnes Franz neu zu beleben.

Glück war nun wieder in dem Hause des Schulzen einge-

kehrt und Hoffnung in dem des Pastors, wenn auch weder der eine, noch der andere wußte, wohin er die guten Wünsche für sein geliebtes Kind in Gedanken senden sollte.

Einige Wochen lang hatte das Schiff Marie in nördlicher Richtung seine Jagd auf Walfische verfolgt, und die Mannschaft hatte bereits zehn dieser werthvollen Thiere ihres Thrans und Fischbeins beraubt.

An der Küste von Grönland war sie bei der dänischen Niederlassung Godshaab vorüber gesegelt und hatte auch die Ansiedelung Godthavn auf der Diseo-Insel gesehen und sie auf ihrem Wege nach der Baffin-Bay hinter sich zurückgelassen, denn das Wetter war noch in den ersten Tagen des Septembers für diese hochnördliche Region ungewöhnlich mild, die See noch ziemlich frei von Eis und die Zahl der Walfische sehr groß.

Für Otto war Alles neu und begeisternd, namentlich bewunderte er oftmals die schroffe, steil aus der See aufsteigende Küste Grönlands, an welcher die Brandung schäumend hinauf stieg, und sich überschlagend zurückstürzte, um der nachfolgenden Woge Platz zu machen.

Eines Tages war er nach einer mißglückten Jagd nach einem Walfisch mit dem Harpunirboote der Küste so nahe gekommen, daß die Ruderer alle Kraft anwenden mußten, um nicht von der Strömung in die Brandung gezogen zu werden, und während Otto selbst mitruderte, hielt er seinen bewundernden, staunenden Blick auf das Bild geheftet, welches sich vor ihm entfaltet hatte. Hier strebten die schwarzen Basaltfelsen mehrere hundert Fuß hoch in den wunderbarsten Formen aus dem tobenden Meere empor, durchbrochen von tiefen Spalten, Schluchten und Höhlen, über welche riesige Eiszapfen herabhingen und aus denen colossale Eiskegel hervorschauten, dort bildeten ungeheuere über einander aufgethürmte Eismassen das hundert Fuß hohe Gestade, und schil=

lerten in der klaren Sonne in allen Farben des Regenbogens, während der Schaum der an ihrem Fuße sich mit Donnergetöse brechenden Wogen in dem Sonnenlichte wie Brillantenschauer verwehte.

Immer noch dem entkommenen, verwundeten Walfische folgend zogen die Jäger an dieser großartig schön beeisten Küste hinauf, als sie an einen von der Natur aufgeführten Eisbau gelangten, der aus übereinander aufgethürmten riesigen Eisblöcken bestand, und auf dessen ungeheurer Höhe sich zahllose, dreißig bis vierzig Fuß hohe Eisspitzen wie Thürme erhoben, und dem Ganzen das Ansehen eines Schloßes gaben.

Das Boot war nur einige hundert Schritt von ihm entfernt, und die Mannschaft bewunderte den merkwürdigen Bau, als Otto bemerkte, es käme ihm vor, als ob sich die Spitzen nach vorn bewegten. Alle sahen es nun auch, und ruderten mit höchster Eile von der Küste ab, doch der ganze Eispalast bewegte sich jetzt schneller und schneller, neigte sich über das Meer und stürzte plötzlich von seinem Felsengrunde herab in die brandenden Wogen, so daß die Fluth unter ihm zur Seite wich, sich rund um ihn zu Bergen aufthürmte und der Gischt wie eine Wolkensäule über ihm emporwirbelte.

Das Boot wurde mit der aufschießender Fluth in die Höhe geschleudert und so von Schaum übersprüht, daß die Mannschaft nicht mehr sah, nicht mehr hörte und ein jeder von ihr sich an dem Schiffe festklammerte, dann aber wurde dasselbe von der verlaufenden Woge weiter hinaus in die See getragen und folgte wieder willig den Rudern und dem Steuer. Der herabgestürzte Eisberg aber trieb, einige zwanzig Fuß hoch aus den Wellen hervorragend, mit der Strömung an der Küste hinab.

Es war nicht weit mehr von Mitternacht, als die Walfischjäger an Bord der Marie zurückkehrten, welche sie fortwährend in

weiter Ferne im Auge gehalten hatten, denn Dunkelheit der Nacht gibt es während der Zeit des langen Tages in diesen Regionen nicht. Der Himmel aber glühte in den prächtigsten Farben vom zartesten Rosenroth bis zum dunkelsten Carmin.

Gegen Morgen wurde die See unruhiger, und der Wind begann stürmisch von Osten her zu wehen.

„Lieber Loose," sagte Harmsen zu dem Capitain, „ich glaube, es ist für dieses Jahr mit dem Walfischfang zu Ende, wir bekommen anderes Wetter, und wenn Sie bis zu der Disco-Insel zurückkehren wollen, um dort zu überwintern, so würde es Zeit sein, daß Sie es thun, ehe Sie das Eis und die Alles erstarrende Kälte hier überrascht. Ich habe in meiner Jugend mehrere Winter hier zugebracht und kenne daher etwas von den Launen dieses nördlichen Klimas.

„Es wäre Schade der vielen Fische wegen, jetzt schon zurückzugehen," entgegnete der Capitain, „ich will aber sehen, wie das Wetter sich heute anläßt, wer weiß, es hält sich wohl noch eine Woche."

Es stürmte aber immer heftiger und die Kälte nahm plötzlich so zu, daß das Thermometer bis auf zehn Grad unter Null fiel.

Obgleich sich ganz in der Nähe des Schiffes viele Walfische zeigten, so wagte man es doch nicht, ein Boot auszusetzen, weil man hätte wagen müssen, daß es die Wellen umwarfen.

Auch zeigte sich immer mehr Treibeis, und als der Abend kam, war das Schiff von allen Seiten von Eistafeln umgeben, die es auf seiner jetzt eingeschlagenen Rückfahrt begleiteten.

Schon in der Nacht hatte sich das Eis so dicht um das Schiff zusammengeschoben, daß ihm jede freie Bewegung genommen war und es sich ohne allen Widerstand der Strömung mit dem Eise überlassen mußte. Alle Segel, bis auf die wenigen,

welche nöthig waren, das Schiff in seiner Richtung zu erhalten, wurden eingezogen, und wie von unüberwindlicher Gewalt gefangen gehalten, trieb es nach Süden und somit immer weiter an die westliche Seite der Davidstraße nach der Küste von Cumberland hin.

Vergebens machte die Mannschaft alle möglichen Anstrengungen, um sich nach Osten zwischen dem Eise durchzuarbeiten, weil an der Küste von Grönland das Wasser noch frei sein mußte, alle Bemühungen aber blieben vergebens, denn die Eistafeln waren von zu ungeheurer Größe, als daß man sie hätte aus dem Wege schieben können.

„Ich fürchte, Capitain Loose, wir sind gefangen und werden ein schlechteres Winterquartier bekommen, als wenn wir an der Diseo-Insel in der Nähe der Niederlassung gelegen hätten,“ sagte Harmsen, „gestern Morgens wäre es noch Zeit gewesen, dem Eise zu entgehen.“

„Allerdings, Sie hatten Recht,“ antwortete Loose, „es ist aber einmal geschehen, und ich hoffe, wir werden mit dem Eise so weit südlich getrieben, daß wir wieder in das freie Wasser kommen. Dann fahre ich nach Neu-Fundland und bleibe dort den Winter über.“

Die Hoffnung des Capitains aber zeigte sich am folgenden Morgen schon sehr zweifelhaft, denn der Sturm kam mehr von Südost und hemmte den Lauf des Eises. Nur sehr langsam trieb es an der Küste von Cumberland hin, und seine Bewegungen nahmen von Stunde zu Stunde einen drohenderen Charakter an. Die Wogen thürmten sich höher und höher auf, mit ihnen stiegen die ungeheuern Eistafeln vom Schiffe ab in die Höhe und stürzten sich dann beim Sinken der Wellen mit solcher furchtbarer Gewalt gegen dessen Wände, daß es in allen seinen Fugen stöhnte und krachte. Dabei steigerte sich die Wuth des eisigen Sturmes so sehr, daß das Schiff,

welches jetzt von allen Segeln entblößt war, gewaltig herüber und hinüber rollte, und nur noch ein zerbrechliches Spielzeug der furchtbaren Elemente zu sein schien. Dennoch war die Marie ein starkes Fahrzeug, und Capitain Loose blieb guten Muths, während Harmsen anfing, sehr besorgt zu werden.

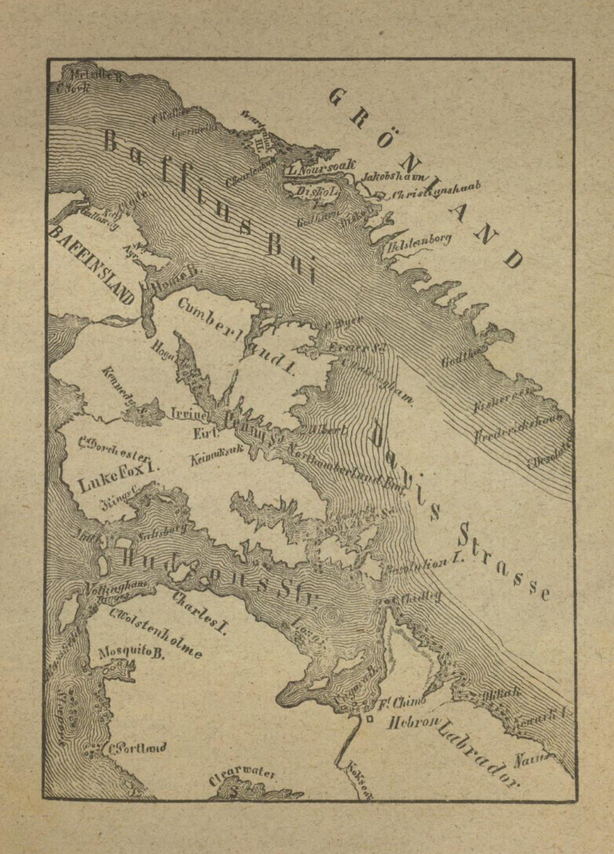
So trieben sie eine Woche lang an der Küste hin, von Augenblick zu Augenblick dem Zerbrechen des Schiffes entgegensehend, und zogen bei Cap Walsingham vorüber, wonach der Capitain hoffte, in die Cumberland-Bay hineinzutreiben, um dort weniger von dem Sturm zu leiden zu haben.

Aber auch diese Hoffnung wurde zu Schanden, das Eis hielt das Schiff gefangen und zog mit ihm an der Küste weiter, bis es vor der Hudson-Straße anlangte und der jetzt fliegende Orkan aus Südost es mit den Eismassen in dieselbe hineinjagte.

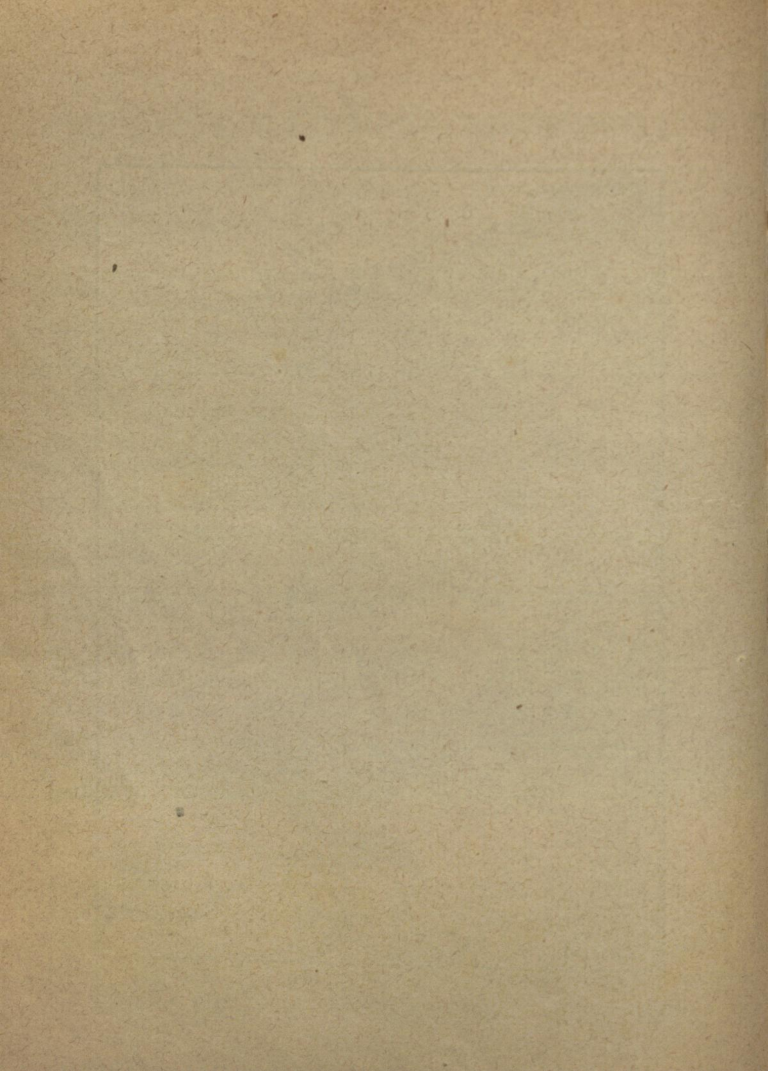
Es war in der taghellen Nacht, als das Schiff hart an der Resolution-Insel vorüber in das Meer zwischen Cumberland und Labrador mit den tobenden Eismassen um sich hineingedrängt wurde und eben solche Eiscolosse ihm mit dei Strömung aus der Hudson-Straße entgegenstürmten, so daß jetzt ein entsetzlicher Kampf zwischen den sich begegnenden Rieseneisschollen begann, der der Marie von Minute zu Minute mit sicherem Untergang drohte.

Dabei war das Thermometer auf zwanzig Grad unter Null gefallen, so daß die Mannschaft trotz dickster Kleidung und Pelzen sich nicht gegen die Kälte zu schützen wußte.

Capitain Loose hatte Otto sowohl, wie auch Harmsen mit Pelzen versehen, und hatte den kleinen Ofen in der Cajüte geheizt, Otto blieb aber fast fortwährend bei der Mannschaft auf dem Verdeck. Er konnte freilich dort nichts helfen, denn zu helfen war ja dem Schiffe überhaupt nicht, aber er wollte doch sehen, was mit demselben geschähe, und hielt seinen Blick auf die colossalen



GRÖNLAND
Baffins Bai
BAFFINSLAND
L. Noursoak
Jakobshavn
Christianshaab
Disko I.
Holstenborg
Cumberland I.
Godthaab
Frederikshaab
Davis Strasse
Luke Fox I.
C. Dorchester
Keimukisuk
Northumberland Einf.
Hudsons Str.
Salisbury
Charles I.
C. Wolstenholme
Mosquito B.
Resolution I.
C. Portland
Clearwater
Ft. Chimo
Hebron
Labrador
Irrine
Eirt.



Eisstücke geheftet, wie sie von dem Fahrzeuge ab in die Höhe stiegen und sich dann mit Donnerkrachen gegen dessen Wände warfen.

Noch aber setzte die Marie der Gewalt der Elemente festen Widerstand entgegen und schüttelte, wie im Zorn, bei jedem neuen Stoße, den sie erhielt, ihre hohen Masten.

Dabei wurde sie von der aus der Hudson-Straße kommenden Eismasse immer weiter südlich in die Ungava-Bay hineingedrängt, anstatt aber, wie der Capitain hoffte, ruhigeres Wasser zu finden, vergrößerte sich die Gefahr für das gute Schiff mit jeder Stunde.

Vierzehn Tage lang hatte es nun der Wuth des Sturmes und des Eises widerstanden, und seit mehreren Tagen und Nächten hatte die Mannschaft nicht geschlafen, da mußte sie dem Lande sehr nahe sein, denn das Eis hatte sich nach Süden hin übereinander aufgethürmt und in die Höhe gestellt, und das von Norden her auf das Schiff eindrängende Eis hatte nicht viel Spielraum mehr.

Der Andrang der Riesenschollen aber wurde immer fürchterlicher, Stoß auf Stoß schossen sie jetzt gegen die Seiten des Schiffes, da krachte es, als wären seine Rippen zerbrochen, es krachte wieder und wieder, und plötzlich schrien die Matrosen:

„Das Schiff bricht auseinander!“

Es war ein Augenblick des Entsetzens, Keiner wußte, was er thun sollte, Keiner kümmerte sich mehr um den Andern, ein Jeder dachte nur an seine eigene Rettung, und während das Fahrzeug von dem siegreichen Eise jetzt in Trümmer gestoßen wurde und in Stücke auseinander brach, klammerten die Männer sich hier an ein Stück Holz, dort an einen Mast fest, und wurden im nächsten Augenblicke zwischen dem Eise zerdrückt und von der See verschlungen.

„Spring auf die Scholle, Otto!“ rief Harmsen dem Knaben zu, als das letzte Stück Verdeck unter ihren Füßen von zwei

riesigen Eisfeldern zertrümmert wurde, und eben so schnell, als Otto über die Eistafel hin und auf die zweite und dritte sprang, folgte ihm Harmsen auf dem Fuße nach.

Es war ein zufälliges glückliches Zusammentreffen, daß die Eistafeln in dieser Richtung gerade im Augenblick sich nicht aufbäumten, und je weiter Otto und der Capitain von Scholle zu Scholle sprangen, um so dichter wurde das Eis. Bald hatten sie die übereinander aufgeschichteten, fest liegenden Eismassen erreicht, und kletterten, ohne sich umzuschauen, weiter und weiter über dieselben hin, bis sie nach Verlauf von einer halben Stunde über einen hoch aufgethürmten Eisgürtel stiegen, der das Festland von dem Meere trennte.

Da standen sie nun aus dem Schiffbruch gerettet, dem Hungertode und dem Erfrieren preisgegeben, und schauten nach Süden über die unabsehbare Schneefläche, über welcher eine Eisdecke sich gebildet hatte.

Zum Stehen aber war es zu kalt, der eisige Frost und der Sturm trieb sie vorwärts, sie zogen ihre Pelze fest um sich, zogen ihre Pelzkappen über die Ohren, steckten ihre Hände in die Aermel ihrer Pelzröcke, und wanderten ohne Ziel über das weite Eisfeld nach Süden hin.

„Der liebe Gott hat uns doch wieder beigestanden," hub Otto im Vorwärtsschreiten an, „ich glaube kaum, daß von der ganzen Mannschaft sich Einer gerettet hat."

„Sichtbarlich hat der Allmächtige uns gerettet, denn warum mußten gerade im Augenblick unserer Flucht die Eistafeln sich nicht aufstellen," versetzte Harmsen, „aber was soll nun aus uns werden? Legen wir uns zum Schlafen hin, so erfrieren wir, und immer gehen können wir doch nicht. Auch haben wir ja nichts zu essen."

„Der liebe Gott hilft uns gewiß auch aus dieser Noth,"

sagte Otto vertrauungsvoll," wie war es damals, als wir auf dem Maste saßen?"

„Ja, da konnte uns doch ein Schiff begegnen, aber hier in der Eiswüste, wo kein Baum, kein Strauch wächst, wer soll uns hier begegnen," entgegnete der Capitain.

„Gott ist nichts unmöglich, er wird uns schon zu Hilfe kommen," versetzte Otto wieder, und fügte nach einer Weile noch hinzu:

„Es ist doch bitter kalt, ich meine, eine solche Kälte hätte ich zu Hause nie erlebt."

Dann wanderten sie schweigend weiter, schienen aber ihre Schritte noch zu beschleunigen, um sich warm zu gehen. Dabei hatte sich rund um ihre Gesichter durch den frierenden Athem ein breiter Kranz von Reif gebildet, der fast die ganze Kappe überzog.

Meile auf Meile blieb hinter ihnen zurück und das Donnern und Brausen des Meeres verhallte mehr und mehr, da waren sie gegen fünf Stunden lang ununterbrochen vorwärts geschritten, und ihre Glieder begannen zu ermatten.

„Bist Du noch nicht müde, Otto?" fragte der Capitain den Knaben.

„Noch nicht, ich kann es noch aushalten," antwortete Otto, sich zusammennehmend, obgleich er schon sehr erschöpft war.

„Ich werde nicht viel weiter gehen können," fuhr Harmsen fort, „und ich weiß wahrlich nicht, was ich Dir zu thun rathen soll."

„Ich bleibe bei Ihnen, denn wenn uns der liebe Gott zu Hilfe kommt, so sind wir doch zusammen, und mag es werden, wie es will, verlassen würde ich Sie keinesfalls," sagte Otto, und sah seinen Begleiter so recht herzlich und liebevoll an.

„Du bist ein guter, braver Junge," versetzte Harmsen, „und ich wollte gern mein Leben hingeben, wenn ich Dich retten könnte."

Hiermit blieb er stehen, drehte dem Sturm den Rücken zu, und sagte nach einem tiefen Athemzug:

„Ich kann nicht weiter, Otto!"

„So bleiben wir Beide hier, ich bin gleichfalls müde," antwortete dieser.

„Wir werden aber erfrieren," bemerkte Harmsen.

„Ich habe immer gehört, daß der Schnee warm hält, wenn wir uns nun ein tiefes Loch machten und uns hineinlegten?" versetzte Otto.

„Du hast Recht, das ist das Einzige, um uns zu schützen, dann kann uns der Sturm nicht so sehr treffen," entgegnete der Capitain, und stampfte dabei mit dem Fuße auf die Eisdecke, um sie durchzutreten.

„Warten Sie einmal, Capitain," hub Otto jetzt an, und hielt seinen Blick unverwandt seitwärts in die Ferne gerichtet. „Ich sehe dort Etwas, es sieht aus wie ein hoher Schnee- oder Eishaufe," fuhr er nach einigen Augenblicken fort, „sehen Sie dorthin, können Sie es nicht erkennen?"

„Ja wohl, das scheint so," erwiderte Harmsen, nachdem er hingespäht hatte.

„Ich denke, wenn es Schnee ist, so machen wir uns an der anderen Seite eine Höhle hinein, dann kann uns doch der Wind gar nicht treffen. Lassen Sie uns hingehen, es ist ja so sehr weit nicht," bemerkte Otto, und Harmsen stimmte seiner Meinung bei.

---

8. Kapitel.

Der Eskimo. Die Schneewohnung. Die ungewohnte Speise. Der Hundeschlitten. Der willkommene Fund. Der Thrantrank. Die Eisfüchse. Die Walroßjagd.

Jetzt hatten sie beim Gehen den Wind gerade auf dem Rükken, so daß sie viel leichter vorwärts schritten, und zugleich die eisige Kälte desselben nicht mehr ihr Gesicht traf.

Sie traten frisch auf, um bald den zu ihrer Ruhe auserwählten Platz zu erreichen; denn sie sehnten sich Beide sehr nach Ruhe.

„Das scheint aber doch Eis zu sein,“ bemerkte Otto im Vorwärtsgehen, „es glänzt und blinkt so.“

„Scheint mir auch,“ versetzte der Capitain, „jedenfalls hält es, was es auch sein mag, den Wind von uns ab.“

„Das ist ja ein sonderbares Ding,“ hub Otto nach einiger Zeit, als sie schon viel näher gekommen waren, wieder an; „es sieht aus, als ob es von Eistafeln künstlich so gemacht wäre, sehen Sie nur, wie das Licht die einzelnen Flächen beleuchtet.“

„Ich sehe es wohl, aber auch die Natur schafft manchmal Dinge, von denen man glauben sollte, es müßten Menschenhände es gethan haben,“ sagte der Capitain, als sie nur noch hundert Schritt von dem Eishaufen entfernt waren, und fügte gleich darauf hinzu:

„Aber jetzt weiß ich doch wirklich nicht, wofür ich es halten soll, es scheint mir auch, als wäre es künstlich hergestellt worden.“

So ihre Blicke neugierig und gespannt auf den wie eine Halbkugel sich über der hart gefrorenen Schneefläche erhebenden Eishaufen haftend, hatten sie sich demselben bis auf fünfzig Schritte genähert, als plötzlich einige dreißig Schritte seitwärts von demselben ein schwarzer Kopf über dem Schnee erschien.

Otto sowohl, wie Harmsen stutzten halb erschrocken und starrten den Kopf, den sie jetzt für den eines Menschen erkannten, an,

so wie auch dessen Augen, die überrascht auf sie gerichtet waren. So hatten sie sich gegenseitig einige Augenblicke erstaunt angesehen, als der Mensch, welchem der Kopf angehörte, ganz aus der Schneefläche empor stieg und Harmsen ihm schnell mit größter Freundlichkeit seine Grüße zuwinkte. Der Schneebewohner, der von Kopf bis zu den Füßen in Pelz gekleidet war, erwiederte den Gruß ebenso freundlich und schritt auf sie zu, indem er in sehr gebrochenem Englisch sagte:

„Ihr habt gewiß Euer Schiff im Eise verloren, und könnt von Glück sagen, daß Ihr dieses Weges gekommen seid, sonst würdet Ihr verhungert und erfroren sein. Ich habe mehrere Jahre einer amerikanischen Nordpolexpedition als Jäger gedient, und habe unter den weißen Menschen viele Freunde. Mein Name ist Konewykua, die Amerikaner nannten mich aber Henry. Seid mir als Gäste in meinem Hause willkommen!"

Dabei trat der sehr kleine, doch breitschulterige Mann auf Harmsen zu und reichte ihm die Hand. Dann wandte er sich zu Otto, bot ihm denselben Gruß, und sagte theilnehmend zu ihm:

„Du bist noch zu jung, um in dieses kalte Land zu kommen, und es wäre Schade für Dich gewesen, wenn Du hier gestorben wärest."

Harmsen und Otto zugleich dankten nun diesem Fremden der Eiswüste mit überströmendem Gefühle für seine Menschenfreundlichkeit, sie schlangen Beide ihre Arme um ihn und drückten ihn herzlich an die Brust, so daß der arme Eskimo ganz verlegen da stand und meinte, sie hätten ja noch nichts bei ihm gegessen und viel könnte er ihnen auch nicht geben, sie müßten vorlieb nehmen.

„Nun kommt aber mit mir in meine Wohnung, damit Ihr Euch erwärmt, Ihr seid durchgefroren," sagte er dann, augenschein=

lich, um den weiteren Dankbezeugungen zu entgehen, und schritt nun voran nach dem Platze, wo er aus dem Schnee aufgetaucht war.

Hier führte ein Gang schräg sechs Fuß tief unter den Schnee, und wandte sich dann aus der Richtung nach dem Schneehause rechts ab bis an einen sechs Fuß weiten und vier Fuß hohen Raum, an welchem er vorüberführte. Der Gang selbst war nur vier Fuß hoch und drei Fuß breit, so daß Harmsen, der vor Otto her dem Eskimo folgte, sehr gebückt gehen mußte. In dem Raume, an welchem der Gang vorüberführte, lagen vier mittelgroße, zottige Hunde auf Robbenfellen zusammengekauert und knurrend, doch ein Wort ihres Herrn ließ sie verstummen. Der unterirdische Gang wandte sich von hier aus ganz links und dann nach etwa zehn Schritten wieder rechts nach der Wohnung des Eskimos, in welche derselbe nun mit seinen Gästen eintrat. Seine Frau, eine sehr kleine Gestalt, ebenso wie er gekleidet, kam ihnen entgegen, blickte die Fremden erstaunt an, begrüßte sie aber, nachdem ihr Mann ihr mit wenigen Worten Aufklärung über sie gegeben hatte, gleichfalls sehr freundlich. Sie bat sie, auf einem mit dem Fell eines Eisbären überdeckten Sitze Platz zu nehmen, und setzte sich selbst ihnen gegenüber auf ein ähnliches Sopha nieder, indem sie an einer Näharbeit, einem Pelzstiefel, fortfuhr, sich zu beschäftigen, und ihre zwei Kinder von vier und fünf Jahren, gleichfalls in Pelz gekleidet, sich an sie drückten und mit ihren kleinen schwarzen Augen scheu nach den Fremden hinsahen.

Der Raum, in welchem sie sich befanden, war nicht ganz zehn Fuß hoch, rund und zwölf Fuß im Durchmesser. Die Wand bestand aus dem sechs Fuß hohen, steinhart gefrorenen Schnee, auf der die Kuppel, welche die Aufmerksamkeit der Schiffbrüchigen auf sich gezogen hatte, künstlich erbaut war. Sie bestand aus vier Zoll dicken, viereckigen, steinhart gefrorenen Schneetafeln, die mit einem langen Messer geschnitten und aufeinander gesetzt waren,

welches der Eskimo dadurch erzielt, daß er mit einem heißen Messer zwischen den Fugen hinstreicht, wonach die Kälte sie sofort fest zusammen verbindet. Da diese Tafeln nur vier Zoll dick waren, ließen sie hinreichend Licht in die Wohnung durchscheinen, während sie doch stark genug waren, um dem Sturme zu widerstehen, zumal da die Kuppel eine runde Form hatte. Die drei Fuß breiten Sitze zu beiden Seiten des Raumes, welche zugleich als Schlafstätten dienten, bestanden aus Schnee, und waren mit Robbenfellen und Eisbärenhäuten dick bedeckt, und der Tisch in der Mitte des Gemachs, gleichfalls aus Schnee erbaut, trug einen Überzug von Rennthierhaut.

Über diesem Tische hing an einem beweglichen, leichten, aus Fischbein verfertigten und an der Wand befestigten Galgen eine großen Thranlampe, deren Licht niemals ausgelöscht wurde, und deren Flamme hinreichend war, den ganzen Raum zu erwärmen. Dem Eingang gegenüber befand sich noch ein sehr niedriger Ausgang, welcher in eine nicht hohe, aber sehr geräumige Vorrathskammer führte, in welcher eine große Menge Speckstücke von Walfischen und Walroßen, sowie Massen von Robben- und Walroßfleisch aufbewahrt lagen.

Konewykua, oder Henry, wie auch wir den freundlichen Eskimo nennen wollen, hatte während des Sommers an den nördlichen Ufern der Hudson-Bay gejagt, und war bei Eintritt der Kälte wieder in diese seine Winterwohnung zurückgekehrt, welche er schon vor mehreren Jahren erbaut hatte, und welche er beim jedesmaligen Beziehen auch neu herstellen mußte; denn während des Sommers vernichtete die Sonne die Kuppel und auch die Überdachung der Gänge, die Hauptschneemasse jedoch, welche hier gegen vierzehn Fuß dick lag, konnte sie nicht schmelzen.

Vor beiden Ausgängen des Zimmers waren Eisbärenhäute

aufgehangen, um die Wärme der großen Thranlampe im Zimmer zu erhalten.

Harmsen sowohl, wie auch Otto hatten sich auf den weichen Pelzen niedergelassen und zwar mit einem stillen Dankgebet zum Allmächtigen für ihre wunderbare Rettung, und Beide fühlten sich sehr behaglich in diesem kleinen Schneepalast, wo sie der eisige Sturm nicht mehr treffen konnte und wo sie sich bald von ihrer großen Anstrengung erholten.

Otto bewunderte nun, sich umschauend, die Geschicklichkeit und das Praktische, womit alle Einrichtungen ausgeführt waren, nur konnte er es sich nicht erklären, wo die Leute ihre Speisen kochten, da sie doch weder Herd, noch Ofen hatten.

Da sagte Henry zu ihnen:

„Ihr seid nicht gewöhnt, rohes Fleisch zu essen, und doch kann ich nichts für Euch kochen; denn ich habe kein Holz, um ein Feuer anzuzünden. Ihr müßt es schon versuchen zu leben, wie wir es thun.“

Dabei gab er seiner Frau einen Wink und diese ging hinaus in die Vorrathskammer, von wo sie nach wenigen Minuten zurückkehrte und einige Stücke Speck und ein paar lange Streifen rohes Robbenfleisch auf den Tisch legte.

„Versucht einmal,“ nahm Henry wieder das Wort, „dies ist unser liebstes Essen.“

Harmsen und Otto hatten Beide sehr großen Hunger und das Robbenfleisch sah schön frisch und roth aus. Sie nahmen ihre Messer aus den Taschen hervor, schnitten Stückchen Fleisch und Speck ab und versuchten die neue Kost.

Das Fleisch war ein wenig zu süß, etwas Salz würde es viel schmakhafter gemacht haben, und der Speck schmeckte sehr thranig, aber Beides zusammen ließ sich essen und der Hunger würzte ihnen die ungewohnte Speise.

„Trinkt Ihr gern Wasser?“ fragte Henry, während er zu seiner großen Freude sah, daß es seinen Gästen recht gut schmeckte, „wir essen immer Schnee, wenn wir durstig sind, ich kann euch aber auch sogleich Wasser geben.“

Harmsen meinte, er und Otto wären das Schneeessen nicht gewohnt, und es könnte sie vielleicht krank machen, lieber wollten sie um Wasser bitten.

Schnell holte Henry nun aus der Vorathskammer einen großen Blechtopf, ein Andenken an seinen Dienst bei der Nordpolexpedition, sprang damit aus der Wohnung, füllte ihn draußen mit Schnee und trug ihn mit den Worten: „Nun sollt ihr sogleich Wasser haben,“ in das Zimmer.

Dann hielt er ihn über die Thranlampe, wo der Schnee in sehr kurzer Zeit geschmolzen war.

„Recht kaltes Wasser schmeckt aber am besten,“ sagte er wieder, hob die Felle neben sich von dem Sitze auf und stellte den Topf auf den Schnee, wo das Wasser sehr bald eiskalt wurde.

„Nun laßt es Euch gut schmecken,“ sagte er dann, indem er den Topf vor Harmsen auf den Tisch stellte. „So könnt Ihr Euch Wasser schaffen, wann es Euch darnach verlangt.“

Die Gäste tranken Beide nach Herzenslust, denn sie waren sehr durstig gewesen, da fuhr der Eskimo wieder fort:

„Ihr müßt Euch zufrieden stellen mit dem, wie ich es Euch geben kann, denn ehe die Sonne wieder den Schnee schmilzt, könnt Ihr nicht von hier fortkommen. Meine Frau wird gute Pelzkleider für Euch machen, damit Ihr nicht immer hier im Hause zu sitzen braucht und damit Ihr mich auch manchmal auf die Jagd begleiten könnt; denn ihr müßt mir helfen, die Nahrung für Euch anzuschaffen. Meine Vorräthe sind nicht groß.“

„Gern, sehr gern wollen wir das thun,“ sagte Otto, der sehr gut englisch sprach und auch Harmsen stimmte dabei ein. „Sobald

sich der Sturm gelegt haben wird," fuhr der Eskimo fort, „finden wir östlich von hier an der Küste sicher Walrosse und auch viele Robben, denn bei dieser Kälte kommen sie aus den nördlicheren Gegenden hierher, weil dort die Gewässer leicht ganz zufrieren und diese Thiere nicht unter Wasser leben können, sie müssen von Zeit zu Zeit Luft schöpfen."

Harmsen erzählte nun, in welcher Weise sie Schiffbruch gelitten und wie ihnen der Allmächtige beigestanden hätte, sich zu retten und hierher zu finden, worauf der Eskimo, nachdem er aufmerksam zugehört hatte, sagte:

„So wollen wir, sobald der Sturm vorüber ist, mit meinem Schlitten dorthin fahren, wo Euer Schiff entzwei ging, denn wir werden zwischen dem Eise viele Dinge finden, welche wir gut gebrauchen können. Namentlich Fässer mit Thran, von denen Ihr ja schon eine große Zahl im Schiffe hattet, wären mir sehr willkommen. Wir werden eine gute lange Nacht haben und keinen Hunger leiden."

Otto sah auf seine Uhr, denn die Müdigkeit erinnerten ihn daran, daß es Zeit zum Schlafen sei, obgleich es noch Tag war. Seine Uhr zeigte Mitternacht, und er sowohl, als auch Harmsen deuteten ihrem freundlichen Wirthe an, daß sie sich nach Ruhe sehnten.

„Legt euch nieder und schlaft," sagte Henry, und reichte Beiden noch ein Bärenfell, um sich damit zuzudecken. „Wir schlafen immer, wenn wir müde sind, die Zeit ist uns dabei einerlei."

Nachdem Otto seine Pelzkappe tief über die Ohren gezogen und sich in das warme Fell eingehüllt hatte, faltete er seine Hände und dankte in innigem Gebet nochmals dem Allmächtigen für seine wunderbare Rettung, und war, von Müdigkeit überwältigt, bald in festen, wohlthuenden Schlaf versunken.

Auch Harmsen war, Gott innig dankend und an seine Lieben in der Heimat denkend, bald eingeschlafen, und als Beide nach zehn Stunden erwachten, fühlten sie sich außergewöhnlich frisch und heiter.

„Ihr habt aber herrlich geschlafen," sagte der Eskimo freudig zu ihnen, „nun kann ich Euch auch eine gute Nachricht geben. Der Sturm ist vorüber und wir wollen nach der Küste fahren, wo Ihr gescheitert seid, um zu holen, was die See für uns aufgespart hat. Vorher aber müßt Ihr essen."

Gleich trug die Frau wieder Fleisch und Speck auf den Tisch, und die beiden Gäste hielten eine tüchtige Mahlzeit, denn sie meinten, so hungrig wären sie in ihrem Leben nicht gewesen.

An diesen nordischen Seeküsten bedarf der Mensch viel mehr Nahrung, als anderswo, weil die Seeluft und die große Kälte den Stoffwechsel im menschlichen Körper sehr beschleunigt.

Nachdem sie sich tüchtig gesättigt und wieder Schneewasser getrunken hatten, versah der Eskimo Otto mit einem dicken Pelzüberwurf, an welchem eine große Kapuze befestigt war, welchen Rock er Parca nannte, dem Capitain aber gab er eine große Wolfshaut, in welche derselbe sich hüllte, und Beiden band er Robbenfelle um die Beine, damit sie nicht frieren sollten.

Dann ging er hinaus und holte seinen Schlitten herbei, der in kurzer Entfernung von seinem Schneehause stand und zugeschneit war, spannte seine vier Hunde davor, nahm von seiner Frau zärtlich Abschied und machte sich nun mit seinen Gästen neben dem Schlitten hinschreitend auf den Weg nach dem Platze, wo die Marie durch das Eis zertrümmert worden war.

Er suchte nur einige Augenblicke auf dem Schnee, um die Fährte zu entdecken, welche seine neuen Freunde auf ihrem Herwege hinterlassen hatten, und wenn diese auch nichts davon erkennen konnten, so hatte sie der Eskimo doch sogleich gefunden.

In raschem Schritte ging es über die Schneefläche hin, ganz bedeutend schneller, als die Gescheiterten ihren Weg zu dem Eskimo gegen den riesigen Sturm zurückgelegt hatten; denn schon nach nicht ganz zwei Stunden langten sie an dem Eiswall an, welcher das Festland von dem Meere trennte.

Die Hunde mit dem Schlitten zurücklassend, führte Henry seine Freunde nun über den Wall und jenseits über die fest zusammengeschichteten Eisschollen, bis sie in die Nähe der losen Eistafeln kamen, welche noch durch die Wogen auf und nieder geworfen wurfen.

Diesseits aber von dem noch losen Eise sahen sie schon auf den bereits festliegenden Schollen eine Menge Gegenstände von dem zertrümmerten Schiff und dessen Ladung, wie Bretter, Balken, Stücke von Masten, Tauwerk, Segelzeug, und was dem Eskimo besonders sogleich ins Auge leuchtete, Fässer.

Seine Freude darüber war groß, er winkte seine Begleiter zu sich heran an ein großes Faß mit Thran, welches noch halb zwischen zwei Eisschollen saß, und bat sie, ihm zu helfen, es an das Land zu schaffen. Er schlang ein aus Walroßhaut verfertigtes langes Seil um das Faß und zog mit auffallender Kraft daran, während Harmsen und Otto dasselbe hin und her schoben, um es frei zu machen. Es gelang ihnen bald und nun rollten sie es mit vereinten Kräften über das Eis und über den Eiswall, über welchen der Eskimo mit einer schweren Holzaxt vorher einen Weg ebnete. Noch ein zweites Oelfaß wurde unweit entdeckt und auf das Land gebracht, und zur großen Freude Harmsens und Ottos auch ein Faß mit Schiffsbrod, welches ziemlich wasserdicht zu sein schien.

Außerdem zogen sie mehrere Segel und vieles Tauwerk auf das Land, so wie auch einige Segelstangen.

Vergebens schauten sie sich aber nach ihren unglücklichen Schiffs=

gefährten um, es war keiner von ihnen zu sehen, die See mußte sie alle verschlungen haben.

Henry verlängerte nun den Schlitten, indem er zwei Segelstangen auf demselben festband, rollte dann mit Hilfe seiner Begleiter ein Faß mit Thran und das Brodfaß darauf, befestigte beide mit Stricken, und bat nun seine Freunde den Schlitten mit der schweren Last etwas vorwärts zu schieben, so daß den vier Hunden das erste Anziehen erleichtert würde. Dann aber zogen dieselben den Schlitten ohne große Anstrengung über die glatte Schneefläche fort, und der Eskimo und seine Begleiter konnten kaum gleichen Schritt mit ihnen halten.

Nach einigen Stunden langten sie wohlbehalten mit ihrem reichen Fund bei der Schneewohnung an und wurden von der Frau mit großer Freude begrüßt, denn Thran war etwas, wornach sie und ihr Mann sich lange gesehnt hatten.

Henry, nachdem er die Hunde von dem Schlitten befreit hatte, öffnete sogleich den Spund des Fasses, hing ein getrocknetes Stück eines dünnen Darmes hinein, sog mit dem Munde an dessen anderem Ende das Oel in den Darm und ließ nun dieses Ende an dem schräg gelegten Fasse herabhängen, so daß der Thran durch den Darm wie durch einen Heber heraus in einen Blechnapf floß, den die Frau untergestellt hatte.

Als der Napf voll war, verstopfte der Eskimo das Faß wieder und folgte seiner Frau in die Wohnung, wo dieselbe den Napf auf den Tisch stellte und dann auch Fleisch und Speck auftrug.

Harmsen aber hatte während der Zeit, daß der Eskimo sich bei dem Oelfaß beschäftigte, das Brodfaß geöffnet, und zu seiner und Otto's großer Freude gefunden, daß das Brod vollkommen trocken und unversehrt geblieben war. Sie trugen nun etwas davon in die Schneehütte, legten es auf den Tisch und setzten sich

nieder, um ihre Mahlzeit zu halten, denn der Marsch hatte ihnen wieder tüchtigen Appetit gegeben.

Die Blicke des Eskimos und seiner Frau hingen mit Wohlgefallen an der großen Blechschüssel mit Thran, endlich konnten sie nicht länger widerstehen, die Frau schob dieselbe ihrem Manne zu und dieser schob sie weiter zu Harmsen, indem er sagte:

„Trink Du zuerst.“

Harmsen dankte für den Trunk, worauf der Eskimo auch Otto aufforderte, zu trinken, und als dieser nun auch dankte, nahm er selbst die Schüssel mit beiden Händen vom Tische auf, hob sie an seinen Mund und leerte sie beinahe bis zur Hälfte, ohne abzusetzen, und mit einem Ausdruck höchsten Entzückens auf seinen Zügen.

Dann reichte er sie seiner Frau hin, wischte den an seinen Lippen übergeflossenen Thran mit dem Aermel seines Rockes weg, und sagte:

„Ganz ausgezeichnet!“

Die kleine Frau trank das Übrige aus der Schüssel bis auf ein Weniges, welches sie ihren Kindern gab.

Nach gehaltener Mahlzeit, bei welcher Harmsen und Otto sich an dem Brod labten, welches die Eskimos nicht essen wollten, gingen Alle hinaus und gruben eine tiefe Höhle mit einem kurzen Gange in den Schnee, in welcher sie das Oelfaß und das Brodfaß unterbrachten.

Dann erst holte Henry aus der Vorrathskammer getrockneten Fisch und einiges Knochenwerk von Robben, und fütterte damit seine Hunde.

„Nun wollen wir schlafen, und dann wollen wir das andere Faß mit Thran und die anderen Sachen noch holen, welche wir an der Küste zurückgelassen haben,“ sagte der Eskimo nun zu seinen Gästen, die seinem Vorschlage gern beistimmten und sich, so

wie er, sofort zur Ruhe niederlegten, während die Frau sich zu ihnen setzte und an den Pelzstiefeln nähte. Gegen Mitternacht ermunterten sich die Schläfer, frühstückten schnell und holten dann mit dem Schlitten den Rest ihres Fundes aus dem Nachlasse des zertrümmerten Schiffes.

Während einiger Tagen pflegten sie nun der Ruhe zu Hause, Henry verfertigte einige Lanzen für seine Freunde, deren Schafte er aus den beiden Stücken einer sauber gespalteten Segelstange machte. Die Spitzen, welche er mittelst Thiersehnen daran befestigte, bereitete er aus Walroßzähnen und feilte sie mit einer Feile so glatt und so spitz wie Nadeln.

Auch seine eignen Waffen sah er nach und besserte alle Schäden daran aus, seinen Wurfspieß mit sehr langer Leine aus Walroßhaut, dessen Spitze gleichfalls aus einem Walroßzahn bestand, spitzte er zu, eine Menge langer und kurzer Pfeile, welche für die Jagd auf großes und kleines Wild bestimmt waren, sah er nach, dem mit Darmsaiten umwundenen starken Bogen gab er eine neue Sehne und seine Lanze schmückte er mit Vogelfedern und langen Bändern von Pelzstreifen.

Die Pelzstiefeln, welche die Frau aus Robbenfell verfertigt hatte, waren ursprünglich für die sehr kleinen Füße ihres Mannes bestimmt, weshalb sie für Harmsen zu klein waren, darum gab sie der Eskimo an Otto, und die Frau begann sofort, auch ein größeres Paar für den Capitain anzufertigen.

Sie nähte dieselben mit Thiersehnen außerordentlich sauber und dicht, so daß keine Feuchtigkeit durchdringen konnte, und befestigte in gleicher Weise starke Sohlen von Walroßhaut darunter, welche ein sehr elastisches und unverwüstliches Material dazu gab.

Die Kälte hatte noch sehr zugenommen, weshalb die großen Pelzhandschuhe, womit der Eskimo seine Gäste versah, denselben sehr willkommen waren, doch der heftige Nordostwind hatte nach=

gelassen, so daß eines Morgens Henry seinen Freunden vorschlug, einen Jagdausflug an die östliche Meeresküste zu machen.

Wohl geschützt gegen die Kälte zogen die Jäger, mit den vier Hunden vor dem Schlitten neben sich, davon über die im Sonnenschein glänzende Schneefläche der Küste zu, welche, so wie die nördliche der Hudsonstraße nur einige Stunden von der Wohnung des Eskimos entfernt war.

Plötzlich blieb Henry stehen, zeigte auf ein rundes Loch im Schnee und sagte: „Hier haben sich Füchse frisch in den Schnee eingegraben, denn ich sehe keinen andern Ausgang. Wenn sie längere Zeit sich wo niederlassen, so machen sie sich ein großes Haus mit vielen weit auseinander liegenden Eingängen unter dem Schnee, und dann ist es schwierig, sie herauszujagen, hier aber ist es sehr leicht gethan."

„Wovon leben denn aber die Füchse in dieser Gegend," fragte Otto, der hier noch kein lebendes Thier gesehen hatte.

„Ihre Nahrung hält sich gleichfalls unter dem Schnee verborgen," antwortete der Eskimo, „es sind die Lemminge, die in ganzen Schaaren auf der Erde unter dem Schnee sitzen und sich dort von den Moosen und Pflanzen ernähren, die den Boden bedecken. Auf dieser baumleeren Wüste schmilzt im Sommer für einige Zeit der Schnee, und nur in den Schluchten und Vertiefungen, wie die, in welcher ich mein Haus gebaut habe, bleibt er liegen. Dann sieht man statt des Schnees die Erde mit Pflanzen beoeckt, und dann finden sich allenthalben auch Thiere hier ein."

„Was sind denn die Lemminge für Thiere?" fragte Otto wieder.

„Kleine handlange vierfüßige Thiere mit sehr zartem Pelz, die von Kräutern und Wurzeln leben und zu Tausenden zusammen wohnen. Wenn der Fuchs sie dann auswittert und zwischen sie kommt, hat er eine gute Zeit," sagte der Eskimo, befreite nun

zwei der Hunde von dem Schlitten, und zeigte ihnen das Loch in dem Schnee.

Sofort kratzten sie sich in dasselbe hinein und waren im nächsten Augenblick verschwunden. Der Eskimo machte nun Bogen und Pfeil zum Schuß bereit und hielt seinen Blick auf das Loch geheftet.

Bald gab es in einiger Entfernung unter dem Schnee ein dumpfes Getöse, worauf der Eskimo freudig sagte: „Sie haben ihn!"

Fest aber hielt er dabei seinen Blick noch immer auf das Loch gerichtet, da plötzlich sprang mit Blitzesschnelle ein schneeweißer Fuchs aus demselben hervor und wollte entfliehen, der Pfeil Henry's aber holte ihn ein und streckte ihn im Todeskampfe auf den Schnee hin.

Fast im selbigen Augenblick hob sich dort, wo der Lärm ertönte, die Eisdecke in die Höhe, und die beiden Hunde mit einem zweiten Fuchs im Kampfe erschienen auf der Oberfläche. Der Fuchs wehrte sich brav, unterlag aber bald der Wuth der Hunde und hauchte nach wenigen Minuten unter ihren Zähnen sein Leben aus.

„Ach, wie schön — weiße Füchse!" rief Otto freudig aus und hob den einen davon in die Höhe, „sie sind ja so weiß wie der Schnee."

„So sind sie alle in dieser Gegend," sagte der Eskimo, „sie haben einen herrlichen Pelz und schmecken sehr gut."

Er baute nun schnell aus Stücken der Eisdecke eine drei Fuß hohe Pyramide, damit er auf dem Rückweg den Platz leicht finden könne, legte die beiden Füchse dabei und spannte die Hunde wieder vor den Schlitten.

Nun schritten sie abermals frisch ihrem Ziele, der Küste, zu, und erreichten dieselbe noch bei hellem Sonnenschein.

Auch hier hatte die See große Massen von Eis an dem Ufer aufgethürmt und einen Wall dadurch gebildet, der hier und dort vierzig, auch fünfzig Fuß hoch einzelne Eistafeln in den wunderbarsten zackigsten Formen in die Höhe hielt.

Der Eskimo ließ seine Gefährten nun zurückbleiben, stieg lautlos an dem Wall hinauf, und schaute von dort aus vorsichtig über denselben hinweg auf das Meer.

Kaum hatte er einen Blick hinüber gethan, als er eilig zurückgesprungen kam und mit größter Freude seinen Freunden verkündete, daß er Walroße gesehen habe und eine gute Jagd machen würde.

Schnell nahm er nun die Harpune vom Schlitten, hing deren lange Leine in Schlingen über seinen Arm, befahl den Hunden still liegen zu bleiben, und nahm nun seine Gefährten mit sich auf die Höhe des Eiswalls, wo er sie sich hinter einer emporstehenden Eistafel verbergen ließ, so daß sie doch zu deren beiden Seiten seine Jagd beobachten konnten, ohne von dem Wild gesehen zu werden.

Jenseits des Eiswalls bildeten ungeheuere, an einander fest gefrorene Eisschollen wohl fünf hundert Schritte weit auf das Meer hinaus eine feste Eislage, von da aber weiterhin hatte sich nun in den letzten Tagen eine noch dünne Eisdecke auf dem Wasser gebildet, die je weiter hinaus, um so dünner wurde.

Dort nun zeigte der Eskimo seinen Begleitern mehrere schwarze Massen, welche bald in dem Wasser verschwanden, bald wieder emportauchten, auf das dünne Eis hinauf zu steigen versuchten, und dann, mit demselben zusammenbrechend, wieder in der See versanken.

„Das sind Walroße,“ sagte der Eskimo zu seinen Freunden, vom Jagdeifer in größte Aufregung versetzt, bat er sie nun, sich hier verborgen zu halten, wartete einen Augenblick ab, wo keines der

colossalen Thiere sichtbar war, und sprang über den Wall hinab auf die feste Eisfläche.

Er lief wohl hundert Schritt, dann warf er sich blitzschnell auf das Eis nieder und lag regungslos da; denn eines der Walroße war zwischen den losen Eisschollen erschienen und hob sich mit dem Vordertheil auf die neue Eisdecke hinauf. Es mußte ein riesiggroßes Thier sein, denn Otto konnte es ganz genau sehen und die beiden fußlangen, senkrecht aus seinem Oberkiefer vor ihm herabstehenden blendend weißen Zähne deutlich erkennen.

Kaum aber war sein Körper bis zur Hälfte auf dem Eise, als dieses mit lautem Krachen zusammen brach, die Schollen sich um das Thier aufrichteten und dieses in dem Schaum der Fluth wieder versank.

Im Augenblicke war der Eskimo wieder in fliegendem Laufe und kam diesmal noch einige Hundert Schritte weiter, als er abermals niederfiel und zwei dieser schwarzen Seeriesen über dem Eise erschienen.

Dieselben schienen jetzt zu spielen, indem sie wieder und wieder das Eis zerbrachen, in das Wasser zurückstürzten und wieder auftauchend ein weithin schallendes Gebrüll ausstießen.

Jeden Augenblick, wo die Fluth über ihnen zusammenschlug, benützte der Eskimo, um ihnen näher zu kommen, und so lag er nicht weiter als dreißig Schritte mehr von dem Fleck, wo die Thiere soeben mit dem Eise eingebrochen waren.

Er lag einige Minuten da, ohne daß ein Walroß sich wieder zeigte, da tauchte abermals der schwarze runde Kopf eines solchen mit den langen Hauern über dem Eisrande empor, seine flossenartige Vorderfüße legte es auf denselben hinauf und hob nun seinen ungeheueren Leib nach.

Der Eskimo rührte sich nicht.

Das Eis hielt und das Walroß schleifte auf seinen kurzen

Vorderfüßen seinen zwanzig Fuß langen schweren, schwarzen Körper auf dem Eise hin in der Richtung nach dem Eskimo, der noch unbeweglich da lag.

Jetzt schien es ihn zu sehen, es hob sich mit dem Vordertheil auf seinen Füssen in die Höhe, und schien umkehren zu wollen, da sprang der Eskimo blitzschnell empor, schleuderte die Todeswaffe nach dem Thiere hin und dieselbe fuhr ihm hinter dem Vorderfuß tief in die linke Seite hinein.

Mit einem furchtbaren Gebrüll verkündete es seinen Kameraden seine Verwundung und seinen Schmerz, es bäumte sich hoch auf seinem Hintertheil, überschlug sich und wollte nach dem Wasser zurück, doch der Schmerz, welchen die Harpune in seinen Eingeweiden verursachte, schien zu groß zu sein, als daß es daran hätte ziehen können. Statt dessen schien sich sein Zorn zu entflammen, es bewegte sich jetzt brüllend auf den Eskimo zu und dieser zog sich eben so schnell weiter zurück, hielt aber die Leine der Harpune fest, und winkte nun seinen Freunden, ihm zu Hilfe zu kommen, aus Besorgniß, daß er allein das Thier nicht möchte halten können.

Otto, von Harmsen in einiger Entfernung gefolgt, kam nach wenigen Minuten herangesprungen, worauf der Eskimo ihm das Seil zu halten gab, ihm aber zugleich die Lanze abnahm und sich damit von der Seite nach dem wuthschnaubenden Walroß wandte.

Das Thier wollte sich ihm entgegen werfen, ehe es aber die Wendung machte, stieß der Eskimo ihm schon den Speer tief in die Brust, so daß ihm ein Blutstrom aus dem Rachen flog und es sterbend zusammenstürzte.

Henry war außer sich vor Freude und jubelte, daß sie jetzt in Überfluß leben könnten, was allerdings in Aussicht stand, denn das Thier mußte über tausend Pfund wiegen.

Der Eskimo schnitt nun die Harpune aus der Seite des

Walroßes heraus, löste dann die lange Leine von derselben und band sie mit den Enden an die Vorderfüße des Thieres, worauf er sich mit seinen Freunden vor dasselbe spannte und sie es auf seinem glatten Rücken liegend über das blanke Eis nach dem Eiswalle zogen.

Dort mit der reichen Beute angelangt, schnitt der Eskimo nun den Bauch des Walroßes auf, nahm vorsichtig dessen Eingeweide heraus, um keinen der Därme zu verletzen, welche seine Frau zum Anfertigen von wasserdichten Kleidungsstücken benutzen sollte, legte sie zur Seite und holte dann seine vier Hunde herbei, um auch ihnen einen Antheil von der Jagdbeute zu geben. Er öffnete darauf die Brusthöhle des Thieres, aus welcher eine große Masse von bereits geronnenem Blute herauskam, über welches die Hunde gierig herfielen und es verzehrten. Auch gab er ihnen noch die Lunge zu fressen, wonach sie vollständig gesättigt waren.

Mit großer Fertigkeit nahm er dann dem Thier die für ihn sehr werthvolle Haut ab, und zerlegte, als dies geschehen war, den colossalen Körper selbst. Einzelne Stücke davon schleifte er mit seinen Gefährten nicht ohne Anstrengung über den Eiswall nach dem Schlitten, packte dann auch noch die Haut und die vorher gereinigten Därme darauf und ließ den großen Rest des Walroßes auf dem Eise liegen mit dem Wunsche, daß er denselben am folgenden Tage dort noch finden möge.

„Der Eisbär,“ sagte er zu seinen Begleitern, „geht oft hier am Strande hin, um selbst gelegentlich ein Walroß zu fangen, oder todte Thiere, welche die Brandung auf das Eis geworfen hat, zu finden und daran seinen Hunger zu stillen.“

Heute war die Ladung so schwer, daß der Eskimo, oder einer seiner Freunde abwechselnd den Schlitten schieben mußte, um den Hunden die Last zu erleichtern. Unterwegs nahmen sie auch noch die beiden Füchse mit, und erreichten sehr vergnügt über die gute

Jagd, wenn auch nach einem langsamen Marsche, die Schneewohnung.

Die Frau war außer sich vor Freude über die reiche Zufuhr an Lebensmitteln, half das Fleisch in die Vorathskammern befördern, und streifte dann den Füchsen das schöne Fell ab.

Von dem Speck des ungeheuer fetten Walroßes wurde heute schon zum Essen etwas auf den Tisch gebracht, während das Fleisch erst einige Zeit liegen sollte, wodurch es zarter würde.

---

9. Kapitel.

Der Eisbär. Abnehmender Tag. Der Kunstreiter. Das Kunststückpferdchen. Erster Triumph. Die lange Nacht. Das Nordlicht. Wiederkehrender Tag. Der Bisamstier.

Am folgenden Morgen nach dem Frühstück machten sich die Jäger abermals auf den Weg nach der Küste, um den Rest des Fleisches von dem Walroß zu holen.

Sie hatten ohne Aufenthalt den Eiswall erreicht und der Eskimo stieg vorsichtig, wie am Tage vorher, auf denselben hinauf, um zu sehen, ob sich an dessen anderer Seite Wild zeige.

Kaum hatte er aber einen Blick hinüber gethan, als er zurückgesprungen kam, die vier Hunde löste und in größter Aufregung zu seinen Freunden sagte:

„Ein Eisbär liegt bei dem Walroß und frißt an dem Fleische!“

Dann spannte er seinen Bogen, nahm vier Pfeile aus dem Köcher und schritt nun die Hunde hinter sich, mit der Lanze in der Rechten nach dem Wall hinauf, indem er seine Freunde bat, ihm zu folgen und ihm gegen das Thiere beizustehen.

Auf der Höhe des Walles hielt er einen Augenblick mit ihnen an, zeigte ihnen den colossalen Bären, der sich gemüthlich bei dem

Walroßreste hingelegt hatte und sich daran labte, und gab dann den Hunden ein leises Zeichen, vorwärts zu gehen.

Sobald sie die Höhe überschritten hatten, sahen sie den Bären, rannten fliegenden Laufes den Wall hinunter und stürzten wüthend auf das grimmige Raubthier.

Der Bär sprang auf und auf einen der Hunde ein, der aber eben so schnell zurückwich, während die andern ihn von hinten in die Keulen faßten. Jetzt ließ der Eskimo seinen gellenden Jagdruf ertönen und stürmte auf den Bären zu, der sich wandte und die Flucht ergreifen wollte. In diesem Augenblick aber flog ihm von Henry's Bogen ein Pfeil tief in die Seite und im nächsten ein zweiter, so daß der Bär herumfuhr und nun wüthend auf den Eskimo einsprang.

„Von der anderen Seite!" schrie dieser seinen Freunden zu, welche den Kampfplatz erreicht hatten, während die Hunde den Bären wieder von hinten packten.

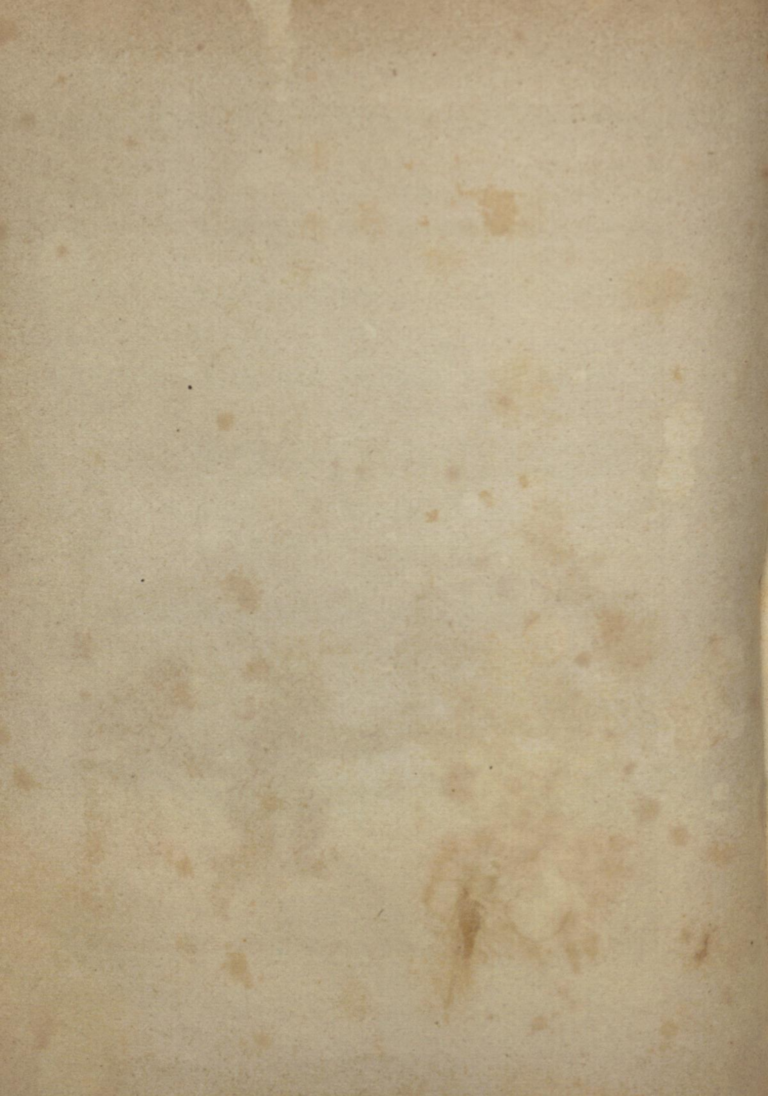
Doch das wüthende Thier sah in dem Eskimo seinen Hauptfeind, setzte in zwei langen Sprüngen auf ihn ein, schlug mit seiner Vordertatze dessen Lanze von der Seite und würde ihn wohl beim nächsten Sprunge niedergeworfen und getödtet haben, hätte nicht Otto in diesem Augenblick seine Lanze dem grimmigen Thier hinter der Schulter in die Brust gestoßen.

Der Bär stürzte sich nun auf diesen zu, doch schon nach dem ersten Sprunge rannte ihm der Eskimo seine Lanze in das Herz, so daß er todt zusammenstürzte.

„Du bist mir noch zu rechter Zeit zu Hilfe gekommen," sagte Henry dankend zu Otto, und reichte ihm die Hand, „wenn der Bär mich erreicht hätte, so würde ich meine Frau und meine Kinder wohl niemals wieder gesehen haben; sie werden Dich sehr lieb dafür haben."

Da lag nun das Ungeheuer todt hingestreckt, sein silberweißer





prächtiger Pelz von dem Purpur seines Blutes um die Wunden herum geröthet und zeigte noch immer, wie vor wenigen Augenblicken im Kampfe, sein mörderisches Gebiß.

Otto's Freude war groß, daß auch er einen Antheil an dem Siege über dies grimmige Raubthier hatte und namentlich, daß er in dem Augenblick der Gefahr dem freundlichen Eskimo, dem sie ihre Rettung verdankten, zu Hilfe gekommen war. Er befühlte und strich das glänzend weiße Haar des mächtigen Thieres, besah die Wunde, die er ihm versetzt hatte und die, wie der Eskimo sagte, zu hoch geführt war, indem das Herz des Bären ganz tief in dem Brustkasten läge.

Für Henry wurde jetzt die Wahl schwer, ob er zuerst das Fleisch des Walroßes oder des Bären mit sich nach Hause nehmen solle, da dieses, wie er bemerkte, sehr schön schmecke. Er entschied sich aber schließlich für das Walroßfleisch, und so wurde es denn von den Jägern nach dem Schlitten gebracht, nachdem der Eskimo seine Hunde mit dem Blut und mit Lunge, Leber und Milz des Bären erfreuet hatte.

Er beraubte diesen nun noch schnell seiner schönen Haut, trug sie gleichfalls auf den Schlitten, und die Kälte mit raschen Schritten besiegend, führten sie die reiche, mit dem Bärenfell überdeckte Ladung im Triumph vor die Schneewohnung.

Dieses Fell wurde am folgenden Tag, nachdem die Frau des Eskimos dasselbe von allen Fleisch- und Fetttheilen sauber befreit hatte, von ihr in dem Gange vor dem Wohnzimmer als zweite Thür aufgehangen, um die eindringende Kälte noch besser zurückzuhalten, denn dieselbe hatte von Tag zu Tag zugenommen.

Trotzdem waren die Jäger heute abermals nach der Seeküste gefahren, um das Fleisch des Bären zu holen, und sie freuten sich bei ihrer späten Rückkehr, die Haut desselben so zu Aller Vortheil verwandt zu finden.

Otto sowohl, wie auch Harmsen hatten sich schon sehr an das rauhe Leben gewöhnt, und Beide fühlten sich bei ihren vielen körperlichen Anstrengungen wohl und kräftig.

Täglich, wenn es nicht zu stark stürmte, zogen sie mit ihrem Wirthe hinaus und kehrten oftmals mit reicher Beute zurück.

Die Jagd wurde aber immer schlechter, denn die zunehmende Kälte trieb die Walroße und die Robben weiter nach Süden, und gleichfalls untersagte sie es den Jägern, so weite Ausflüge zu machen. Es war um die Mitte des Octobers, der lange Tag hatte sehr von seiner Helligkeit verloren, die Sonne verweilte nur wenige Stunden über dem Rande des Horizonts, und doch wurde die Nacht noch nicht sehr dunkel, wenn auch die Sterne zu sehen waren, ja noch um Mitternacht zeigte der Himmel eine leichte Röthe.

Der Eskimo und seine Frau sahen der sich nahenden langen Nacht mit größerer Ruhe und Zufriedenheit entgegen, als je zuvor, denn die großen Vorräthe an Lebensmitteln sicherten sie vor Mangel und Entbehrung, und die Gesellschaft ihrer lieben Gäste mußte ihnen ein Trost, ein erfreulicher Zeitvertreib in ihrer Einsamkeit während der bevorstehenden langen, ununterbrochenen Finsterniß werden.

Otto in seinem festen, unerschütterlichen Glauben an die Gnade und den liebevollen Beistand Gottes war ganz wohlgemuth in sein Schicksal ergeben, er schlief Abends, in die warmen Pelze eingehüllt, mit seinem innigen Dankgebet zum Allmächtigen und mit seiner Bitte um die Erhaltung seiner geliebten Eltern ein, und erwachte am folgenden Morgen mit dem frohen Gedanken, daß wieder ein Tag und eine Nacht seiner Gefangenschaft verstrichen waren und er seiner Erlösung daraus und seiner abermaligen Thätigkeit in seinem Lebenslauf so viel näher stehe.

Ganz anders erwachte Franz Hagen in Newyork an dem Morgen, nachdem er in der Nacht vorher mit dem Trompeter Sturz in der Spielhölle gewesen war.

Noch war sein Geist von dem vielen genossenen Branntwein und Wein umnebelt, doch wie ein Gespenst trat ihm der Gedanke, daß alles Geld verloren sei und daß er und der Trompeter nichts mehr hätten, um davon zu leben, vor die Seele.

Er hielt unwillkürlich die Augen geschlossen, um die Wirklichkeit seiner Lage noch von sich fern zu halten, da sagte die Stimme des Trompeters zu ihm:

„Heda, Franz, wach auf, wir müssen frühstücken und dann sehen, was wir anfangen sollen.“

Franz drehte sich nach ihm um und schlug die Augen auf, worauf Sturz fortfuhr:

„Das war eine böse Nacht, die Spitzbuben haben uns unser ganzes Geld genommen, jetzt ist guter Rath theuer.“

„Ach Gott, was sollen wir denn nun anfangen?“ stotterte Franz entsetzt, verließ mit zitternden Gliedern sein Lager und fuhr in seine Kleider.

„Anfangen?“ wiederholte Sturz, „wir müssen sehen, daß wir irgendwo eine Beschäftigung finden, wodurch wir unsern Lebensunterhalt verdienen.“

„Was für eine Beschäftigung?“ versetzte Franz kleinlaut, „ich wüßte nicht, womit wir etwas verdienen könnten.“

Der Trompeter legte seinen Zeigefinger an seine große, stark geröthete Nase, zog die rothen buschigen Augenbrauen zusammen und blickte einige Augenblicke wie nachdenkend vor sich hin, dann plötzlich schlug er die Hände in einander, sah Franz begeistert an und rief: „Ich hab's!“

Franz wollte fragen, was es sei, der Trompeter aber fuhr schnell fort:

„Wie wäre es, Franz, wenn wir zu den Kunstreitern gingen, da kannst Du Dein Glück machen!“

„Das bin ich zufrieden," antwortete Franz schnell seine Niedergeschlagenheit abwerfend. „Wenn sie uns nur aufnehmen!"

„Du bist ein schöner Junge, mit Kußhand werden sie Dich nehmen," erwiederte Sturz. „Und denke Dir mal, wenn Du erst in seidenen Tricots und goldverzierter Jacke auf einem so schönen Pferde in der Bahn herumgaloppirst und die vielen Zuschauer Dir Beifall zurufen!"

„Ja, ja, wenn ich das erst könnte," sagte Franz begeistert.

„Das wirst Du bald gelernt haben," fuhr der Trompeter fort, „und weißt Du wohl, daß die besten Reiter in dem Circus sich auf viele Tausend Dollars stehen? Dahin kannst Du es auch bald bringen, dann wollen wir aber ein Leben führen!"

„Laß uns gleich hingehen, Sturz," sagte Franz jetzt eifrig und wollte seinen Hut nehmen.

„Erst wollen wir frühstücken und zwar tüchtig und dann gehen wir hin," versetzte der Trompeter, und eilte mit dem Knaben hinunter in den Speisesaal.

Nach dem Frühstück holten sie ihre alten Hüte, Sturz erkundigte sich in dem Comptoir nach dem Polizeibureau, mit dem Bemerken, daß er dort die Anzeige von dem an ihnen begangenen Raubanfall machen wolle, und dann begaben sie sich geraden Wegs nach dem Circus, wo der Trompeter nach dem Director fragte.

Er wurde in die Reitbahn gewiesen, in welche er mit Franz eintrat und dort mehrere Männer und auch einige Frauenzimmer zu Pferde traf.

Franz fand einen großen Unterschied in deren jetzigem Aussehen und dem am Abend bei hellem Lichterglanz in Seide und Gold. In alten, abgetragenen Kleidern, die Frauenzimmer ungeschminkt und mit wüstem, ungeordnetem Haar ritten sie in dem

düstern Zwielicht der Bahn ihre Pferde, peitschten und spornten sie und schwuren und fluchten dazwischen.

Der Trompeter stellte sich nun dem Director vor, erzählte ihm, daß er und sein junger Freund Franz erst kürzlich von Europa gekommen wären, daß mehrere Männer sie gestern Nachts in einer Nebenstraße überfallen und ihnen ihre ganze Baarschaft abgenommen hätten und daß sie nun irgend eine Beschäftigung suchen müßten, um sich ehrlich zu ernähren.

„Franz,“ sagte er, „habe so viel Wohlgefallen an dem Kunstreiten gefunden, daß er wünsche, es zu erlernen, um damit seinen Lebensunterhalt zu verdienen, und er selbst sei ein geschickter Trompeter und wisse sehr gut mit Pferden umzugehen, so daß auch er seine Dienste anbieten wolle.“

Der Director hatte seinen Blick eine Zeit lang auf Franz ruhen lassen, dann sagte er:

„Nun, wir können es ja einmal versuchen, der Junge ist gut gewachsen, vielleicht kann ich etwas aus ihm machen. Ich will ihm Alles geben, was er nöthig hat, bis er so viel kann, daß er mir einen Gehalt werth ist.“

Dann nahm er auch den Trompeter als Stallwärter und zugleich als Trompetenbläser in seinen Dienst, und zwar für den niedrigsten Lohn.

Sturz versprach dem Director, sich am nächsten Morgen zum Dienste einzufinden, empfahl sich mit Franz auf's Höflichste und ging dann mit diesem nach ihrem Hotel zurück.

„Siehst Du, da ist uns Beiden schon geholfen, und Du wirst nun noch ein berühmter Mann werden,“ sagte er zu Franz auf dem Weg „und Dir zu Liebe habe ich den schlechten Dienst angenommen. Nun aber müssen wir unsere Sachen in geschickter Weise aus dem Hotel fortschaffen, ohne daß man es merkt, und dann verschwinden wir selbst auf Nimmerwiedersehen. Wir lassen es

uns heute noch recht gut schmecken, Abends, wenn es dunkel ist, packen wir unsere Sachen in ein Bündel zusammen, Du gehst aus dem Hause in die dunkle Gasse daneben und ich werfe das Packet aus dem Gangfenster zu Dir hinunter. Nach einer Weile komme ich zu Dir, und wir machen uns aus dem Staube."

„Wo schlafen wir denn aber während der Nacht?" fragte Franz.

Ei, wir gehen in den Circus und melden uns, wenn das Reiten vorbei ist, zum Dienste; da wollen wir schon eine Schlafstelle finden," versetzte der Trompeter.

Und so, wie er es sich ausgedacht hatte, führte er es auch durch, sie tranken noch einmal guten Madeirawein zum Mittagsessen, tranken Abends nochmals Champagner, und stahlen sich dann mit ihren Sachen fort, so daß sie den Wirth um eine nicht unbedeutende Summe Geldes betrogen.

Am folgenden Morgen ließ der Director Franz ein Pferd besteigen, und gab ihm die erste Anleitung zum Reiten. Nachdem dann dieser Unterricht vorüber war, nahm ihn ein anderer Mann in die Schule, um seine Glieder biegsam zu machen. Er dehnte und reckte sie hin und her, so daß Franz manchmal vor Schmerz laut aufschrie, dann mußte er springen, schwere Gewichte tragen und vielerlei gymnastische Übungen vornehmen, so daß er, als der Mittag kam, sehr erschöpft war, kaum Lust hatte, etwas zu essen und sich viel lieber schlafen gelegt hätte. Zum Essen schickte ihn der Director mit den Stallwärtern in ein Gasthaus niedrigster Art, wozu ihm eine Stunde Zeit erlaubt wurde, dann ging das Springen, das Reiten und die Kraftübungen wieder an und dauerten bis gegen Abend, wo Franz dann froh war, wenn er sich in das Heu niederlegen konnte. Aber auch da wurde ihm nicht lange Ruhe gegönnt, den ehe die Reiterei in dem Circus begann, kleidete man ihn in einen bunten Reitknechtsanzug, in

welchem er während der ganzen Vorstellung bis spät in die Nacht hinein Bedientendienste thun mußte.

Seine angeborene Liebhaberei für Pferde ließ ihn aber alle Strapazen ertragen, und der Director war mit seinen Fortschritten in der Kunst sehr zufrieden, wenn er auch manchen Hieb mit der langen Peitsche dem Scheine nach auf das Pferd richtete, auf welchem Franz saß, diesen aber so hart traf, daß er oft wochenlang die Merkmale davon an seinem Körper trug.

Auch Sturz mußte hart arbeiten für seinen geringen Lohn; denn wenn die Pferde eilf Uhr Nachts aus der Bahn in den Stall kamen, mußten sie gepflegt und gewartet werden und Morgens zeitig hatte er sie zu füttern und zu putzen. Manchmal, wenn die Kunstreiter und Reiterinen einen Umzug durch die Stadt hielten, mußte der Trompeter in einen bunten Hanswurstanzug gekleidet und mit Schellen behangen auf einem Esel voranreiten und die Trompete blasen, wobei sich dann seine große rothe Nase zur Belustigung aller Zuschauer besonders schön ausnahm.

Inden Augenblick aber, wo er und Franz zusammen sein konnten, benutzten sie, und da war es denn stets der Trompeter, der diesen zum Branntwein führte.

Franz zeigte außerordentlich viele Anlage zu den Reiterkünsten, doch so gut sich sein wohlgebauter Körper auch unter den anhaltenden Übungen entwickelte, so sank sein Geist dabei immer tiefer, denn die Gesellschaft, in welcher er lebte, bestand nur aus leichtsinnigen, unmoralischen Menschen, die immer ein lustiges Leben führen wollten, ohne dabei an ihre Zukunft zu denken, geschweige denn Gott im Herzen zu tragen. Er sah, er lernte von ihnen nichts Gutes, und namentlich war es der Trompeter, der ihn täglich mehr auf Abwege brachte.

Aber das Reiten lernte er auffallend schnell, bald konnte er auf einem in Carriere laufenden Pferde stehen und alle möglichen

Bewegungen und Sprünge darauf ausführen, konnte darauf durch Reife setzen, mit Bällen spielen und graziöse Stellungen einnehmen, wozu ihm sein sehr hübsches Äußere vortrefflich zu Statten kam.

Außerdem zeigte er viele Geschicklichkeit in der Dressur von Pferden, so daß der Director ein neu angekauftes, wunderhübsches kleines Pferdchen ausschließlich seiner Behandlung übergab, damit er ein Kunststückpferdchen daraus machen sollte.

Franz gab sich alle mögliche Mühe mit dem reizenden kleinen Schimmel, der sich sehr gelehrig zeigte, und brachte ihn in kurzer Zeit so weit, daß er selbst ihn Abends in den Circus führte und ihn dort vor den zahlreichen Zuschauern allerlei Kunststücke machen ließ, die mit großem Beifall aufgenommen wurden. Unter anderen warf sich das Thier, wenn Franz sagte „dead" (todt) blitzschnell auf den Boden nieder und rührte so lange kein Glied, bis er ihm zurief: „Der Wolf kommt", dann aber sprang es ebenso schnell auf und sauste in fliegender Carriere in der Bahn herum. Wenn es aber todt dalag, durften Reiter mit ihren Pferden über dasselbe wegsetzen, durften es mit der Peitsche schlagen, es rührte sich nicht, bis Franz ihm zurief: „Der Wolf kommt!"

Der Director war sehr erfreut über die gute Dressur des Thieres und bewilligte Franz von nun an einen kleinen Monatsgehalt. Im Anfange des Winters aber erhöhte er ihm diesen Gehalt, weil er ihn nun auch seine erlernten Künste zu Pferde vor dem Publicum zeigen lassen wollte.

Der Abend kam, Franz wurde in weißseidene Tricots und feuerrothseidene, mit Goldflitter besetzte Jacke gekleidet und sein Kopf mit einem rothsammtnen Baret bedeckt, auf welchem eine lange weiße Feder wehte.

Als er sich im Spiegel sah, kannte er sich fast selbst nicht, so schön sah er aus. Sein Herz schlug laut, als er hinter dem prächtigen Rappen in die Bahn eintrat und sich hin und her vor

den Zuschauern verneigend mit Beifallsbezeugungen von ihnen empfangen wurde.

Sein Körper und sein Geist befanden sich in einer nie gekannten Aufregung, und es war ihm, als könne er jetzt noch viel besser reiten und springen, als während seiner täglichen Übungen, wobei ihm nur seine Collegen zugesehen hatten.

Mit einem leichten Satze schwang er sich auf den Rücken des Rosses, welches sich bereits in Galop gesetzt hatte, stellte sich aufrecht auf den breiten Sattel und begann nun seine Gewandheit zu zeigen. Er tanzte, er fiel auf den Sattel nieder und stellte sich wieder auf, er sprang durch einen Reif, stellte sich auf den Kopf und machte dann, indem er das Pferd zu fliegender Eile antrieb, viele graziöse Stellungen nach den Zuschauern hin, welche dabei in lautes Beifallsklatschen und wilde Hurrah's ausbrachen.

Im vollen Laufe des Pferdes sprang er endlich von demselben hinab in den Sand, verneigte sich abermals hin und wieder, und eilte dann unter stürmischem Applaus aus der Bahn.

Draußen empfing ihn der Trompeter, umarmte ihn und rief:

„Siehst Du, Franz, das habe ich aus Dir gemacht, nun wirst Du ein großer Mann werden!"

Auch der Director wünschte ihm Glück zu seinem ersten Erfolg und meinte, daß er es weit bringen könne.

Franz war in großer Aufregung und glaubte, nun sein Glück gemacht zu haben, und als die Vorstellung vorüber war, lud er mehrere Collegen und auch den Trompeter ein, mit ihm in ein Wirthshaus zu gehen, und den Abend mit ihm zu feiern. Es ging dabei sehr lustig her, Franzens ganzer Monatsgehalt wurde in dieser einen Nacht durchgebracht, und der Trompeter mußte ihn schließlich nach Hause führen, weil er betrunken war.

Franz fühlte sich überglücklich, Abend für Abend feierte er seine Triumphe, und Nacht für Nacht hielt er seine Gelage, wobei aber, weil der Wein zu theuer war, Getränke aus Branntwein bereitet, getrunken wurden.

Seine jugendliche Lebenskraft ertrug wohl eine Zeit lang dies Einstürmen auf seine Gesundheit, die Entwickelung seines Körpers aber litt doch bald darunter, und er begann schlaff und müde zu werden, außer während seiner Vorstellungen, wo ihm dann die Aufregung wieder neue Spannkraft gab.

Während Franz nun die Abende herbeisehnte, um bei funkelndem Lichterglanz in Seide und Gold den Beifall des Publicums zu ernten, saß Otto in tiefster, ununterbrochener Nacht und Finsterniß im eisigen Norden und war in seinem Gott ergebenen Herzen mit dem wenigen Licht und mit der wenigen Wärme zufrieden, welche die Thranlampe in der Schneehütte des Eskimos gewährte.

Es war December. Schon bei Beginn des Monats November hatte das Tageslicht schnell abgenommen, die Zeit, wo die Sonne noch gegen Mittag über den Horizont blickte, war immer kürzer geworden, bis sie endlich im December gar nicht wiederkehrte und nun die Nacht nach und nach gänzlich die Herrschaft übernahm.

Es war jetzt so dunkel, daß man außerhalb der Hütte die Hand nicht vor den Augen und die Weiße des Schnees nicht mehr erkennen konnte.

Dennoch hatten die Bewohner der Schneewohnung ihre gute, muntere Laune nicht verloren, sie saßen ganz vergnügt beim Scheine der Lampe zusammen und beschäftigten sich mit vielerlei Arbeiten.

Otto hatte sich von der Frau das Nähen mit Sehnen lehren lassen, und verfertigte aus den Fellen weißer Füchse für sich und Harmsen herrliche Pelzhandschuhe, Harmsen dagegen nähte für sich ein Paar Hosenbeine aus Robbenfell, um dieselben über seine

Beinkleider zu ziehen. Der Eskimo schnitzte an einem Gestell zu einem großen Boote, zu welchem er unter dem Schnee nahe bei der Hütte Treibholz ausgegraben, welches er früher schon an der Küste aufgefischt hatte, und seine Frau arbeitete an einem wasserdichten Überwurf aus Walroßdärmen für ihren Mann.

Dabei erzählte der Eskimo von den Abenteuern, welche er während der Nordpolexpedition unter den Amerikanern erlebt hatte, erzählte von seinen Jagden und seinem Fischen, und alle waren guter Dinge und lachten und scherzten. Dabei hatten sie eine Unterhaltung bekommen, die ihnen vielen Spaß machte, nämlich fünf junge Hündchen, welche die Hündin des Eskimos geworfen hatte. Die Thierchen waren ganz possirlich und balgten sich in dem Wohnraum herum, in den sie der großen Kälte wegen mit ihrer Mama aufgenommen waren.

In einer todtstillen, grimmig kalten Nacht war Otto hinaus vor die Hütte getreten, um die frische reine Luft zu athmen, denn die Oellampe schwadete manchmal, wenn sie hell brennen und mehr Wärme geben sollte, sehr stark.

Als er den Kopf über die Schneefläche emporstreckte, wurde er durch die Helligkeit eines Nordlichts freudig überrascht.

Er hatte dieses Leuchten am nördlichen Himmel ja schon oftmals gesehen, aber heute, aus dieser Rabenfinsterniß hervorgegangen, erschien es ihm in viel lebendigern Farben und zugleich viel mehr Helligkeit verbreiten zu wollen.

Er rief Harmsen zu sich heraus, dem sich auch der Eskimo und schließlich auch dessen Frau zugesellte.

Im Norden dicht über dem Horizont zeigte sich am tief dunklen, sternbedeckten Himmel auf einem nicht großen Fleck ein tiefroth gefärbter Lichtbogen, dessen Röthe wie Kohlengluth zitterte. Es sah aus, als ob ein Auge der Nacht einen Blick über diese Eisländer thun wolle. Das Licht, welches von dort aus über die

Schneefläche um die Hütte zog, war nur ein nebeliger Lichthauch, der noch keinen Schatten warf und der nur wie erste Morgendämmerung über die Erde zitterte.

Da plötzlich strahlte es aus dem feurigen Halbrund wie ein Fächer in glühenden rothgelben Strahlen auf, und schoß in immer heller werdenden Lichtbahnen bis in die Mitte des Himmelsgewölbes empor, so daß die Gegend um die Eishütte wie durch bengalische Flammen feurig roth beleuchtet wurde und die hohen Eiszacken am fernen Meeresrande wie eine Reihe glühender Nadeln aus der Dunkelheit hervorstiegen.

Das ganze nördliche Firmament schien in Bewegung zu sein, wie in raschen Athemzügen zuckten die Feuerstrahlen aus dem Gluthkern empor und zwar jeden Augenblick ihre Farben wechselnd, jetzt in tiefstem Bluthroth, dann in brennendem Orange, in Goldgelb, in Smaragdgrün, in Purpur, Lila und Rosenroth, bald erbleichend, und bald wieder in namenloser Pracht erglühend.

Fortwährend aber steigerte sich der Glanz und die Gluth der wunderbar herrlichen Erscheinung, am ganzen nördlichen Horizont stiegen Flammensäulen auf, sie schossen nach allen Seiten hin züngelnde Blitze von sich, sie vereinigten sich endlich im Zenith und das ganze nördliche Himmelszelt schien in ein Feuermeer verwandelt zu sein.

Otto, von der Majestät dieses Naturschauspiels tief ergriffen, stand in Bewunderung festgebannt noch lange vor der Hütte, nachdem seine Gefährten wieder zu der wärmenden Lampe zurückgekehrt waren und sein frierender Athem hatte seine blonden Locken dicht mit Reif überzuckert, ehe er sich entschließen konnte, von dem Wunderbilde zu scheiden.

Die undurchdringliche tiefe Finsterniß, welche mehrere Wochen anhielt, wurde von nun an zur Freude Ottos und Harmsens häufiger stundenlang durch das Nordlicht verscheucht, denn außer den

Gegenständen, welche sie bei dem Scheine der Lampe sahen, war die Welt für sie so gut wie verschwunden.

Da eines Tages um die Mittagszeit färbte sich der südliche Himmel leicht orangegelb und überbrachte den umnachteten Einwohnern der Schneehütte die frohe Kunde, daß das Tageslicht bald wiederkehren werde.

Nach Verlauf von einer Woche schon wuchs die Helligkeit gegen Mittag zur Dämmerung an, und bald war es wieder so hell, daß der Eskimo sowie seine Gäste ihrem Verlangen nach einem Ausflug in das Freie nicht mehr widerstehen konnten.

Eines Morgens nach eingenommenem Frühstück spannte Henry die vier Hunde vor den Schlitten und machte sich von ihnen begleitet mit seinen beiden Freunden nach Westen hin auf den Weg, denn an der Meeresküste war keine Aussicht, Wild anzutreffen. Westlich aber lagen mehrere Landseen, an deren Ufern niedriges Weidengebüsch stand, dessen Reisig in dieser Jahreszeit, wo die Natur erstarrt und die kleinen Pflanzen mit Schnee und Eis überdeckt waren, den vorüberziehenden Thieren dieser öden Wüste zur Nahrung dienten.

Rüstig, um die heftige Kälte zu bekämpfen, schritten die Jäger in ihre Pelze gehüllt auf der glatten, festen Schneedecke hin, und näherten sich nach Verlauf von einer Stunde einem der Seen, als sie in der Ferne mehrere schwarze Punkte gewahrten, und der Eskimo dieselben sogleich als Bisamstiere erkannte.

Er machte schnell seinen Bogen zum Gebrauch bereit, schritt dicht bei dem Schlitten, und wies seine Gefährten an, ebenso wie er gebückt zu gehen, damit das Wild sie nicht zu früh gewahr werde.

So vorsichtig weiter schreitend, hatten sie die Büffel bis auf einige Hundert Schritte Entfernung erreicht, als dieselben auf-

merksam auf sie wurden, nach ihnen herblickten und plötzlich eilig die Flucht ergriffen.

Der Eskimo saß aber bereits auf seinem Schlitten, und sauste in fliegendem Lauf von den vier Hunden gezogen über die Schneefläche den Fliehenden nach, während Otto und Harmsen ihm mit aller ihnen möglichen Eile folgten. Die Entfernung zwischen dem Eskimo und den Büffeln verkleinerte sich schnell, obgleich diese alle Kräfte aufboten, dem ihnen folgenden Feinde zu entgehen. Noch lagen etwa fünfzig Schritte zwischen ihnen, da befreite Henry im vollen Laufe die beiden vorderen Hunde von dem Schlitten; dieselben, nun nicht mehr durch die Last zurückgehalten, holten nach wenigen Minuten die fliehenden Thiere ein und griffen eines derselben wüthend an, so daß es von seinen Kameraden zurückbleiben und sich vertheidigen mußte.

Durch diesen kurzen Aufenthalt aber wurde es den andern beiden Hunden mit dem Eskimo auf dem Schlitten möglich, gleichfalls herbeizukommen, dieser befreite sie schnell von seinem leichten Fahrzeug, so daß auch sie den Büffel angriffen und der Eskimo Zeit hatte, selbst ihnen zu Hilfe zu kommen.

Der Stier war gegen sechs Fuß lang, doch nicht hoch und für seine schwere Erscheinung sehr gewandt und leicht auf den Füßen, denn seine bis fast auf den Boden herunterhängenden braunen Haare, die ihn wie ein Mantel umwogten, gaben ihm ein unbehilfliches, massiges Aussehen.

Seine einige Fuß langen, neben seinem Kopf herabstehenden, seitwärts nach oben gebogenen Hörner wußte er sehr gut als Waffe zu gebrauchen und warf damit bald den einen, bald den andern seiner Feinde zurück, da aber schoß ihm der Eskimo einen Pfeil tief in die Brust und gleich darauf einen zweiten, einen dritten, so daß das mächtige Thier nach wenigen verzweifelten

Sprüngen zusammenstürzte und den Schnee mit seinem Blute färbte.

Als Otto und Harmsen herbeikamen, war der Stier bereits todt und der Eskimo beschäftigt, dessen Eingeweide herauszunehmen und mit Leber, Lunge und Milz seinen Hunden zu geben.

---

10. Kapitel.

Die Elennhirsche. Der Liederliche. Mörder. Die Sonne. Der Seehund. Die Sommerwohnung. Die Rennthierfelle. Die Baidare. Die Schwäne.

Otto freute sich über das schöne Thier mit dem wundervollen braunen, fußlangen Haar, unter welchem eine Wolle so weich wie Seide verborgen war.

„Dies Fell soll meine Frau für Dich zurecht machen, so daß Du dazwischen schlafen kannst, da wirst Du nichts von der Kälte fühlen,“ sagte der Eskimo zu ihm, als er mit seiner Arbeit fertig war und sich aufstellte. Da sah er zufällig über die niedrigen Weiden, die an dem einige Fuß hohen Ufer des zugefrorenen See's standen, nach Norden hin, bückte sich aber schnell wieder und machte seinen Gefährten zugleich ein Zeichen, daß sie dasselbe thun möchten.

„Dort kommen Elennthiere, sie haben uns noch nicht gesehen, vielleicht lockt sie das Weidengestrüpp hierher,“ sagte er, spannte dann eiligst seine Hunde wieder vor den Schlitten und ließ sie sich niederlegen.

Dann richtete er sich vorsichtig wieder auf und schaute über das niedrige Ufer nach den sich unbekümmert nahenden Elennhirschen hin, und auch Otto richtete seinen Blick auf sie, denn er hatte oft von diesen Thieren gehört, aber noch nie, auch in den

Menagerien, die er gelegentlich in Bremen besucht hatte, gesehen. — Es waren mächtige Thiere, die wohl ein Gewicht von acht bis zwölf Hundert Pfund schwer sein konnten. Voran schritt ein colossaler männlicher Hirsch, dessen riesiges Geweih sich dicht über seinem Kopf wie eine mehrere Fuß breite Schaufel ausbreitete und um welche viele lange Zacken aussproßten. Ein langes rüsselartiges Maul und ein langer Bart unter dem Halse gab seinem Kopf ein wildes Aussehen, und seine sehr langen, starken Beine, auf denen er den riesigen Körper trug, zeigten, daß sumpfige Gegenden seine ihm von der Natur angewiesene Heimat waren. Hinter ihm folgten einige geringere Hirsche und einige Weibchen, letztere ohne Geweih. Alle waren von dunkelbrauner Farbe mit heller gefärbten Beinen.

Die Thiere kamen nun ganz vertraut auf die Jäger zugeschritten, welche letztere sich tief hinter das Ufer und die Weiden niedergelegt hatten, und zwar der Eskimo dicht bei seinem Schlitten. Jetzt hatten die Hirsche die Weiden erreicht, erblickten plötzlich die Jäger und stürzten nun erschrocken zu beiden Seiten an ihnen vorüber, in welchem Augenblick der Eskimo dem alten Hirsche einen Pfeil in die Seite schoß. Dann aber sprang er auf den Schlitten und jagte nun, von den Hunden gezogen, dem verwundeten Thier mit Blitzesschnelle nach. Der Hirsch jedoch schien nicht tödtlich getroffen zu sein, denn er rannte fliegenden Fußes über den See dahin, während seine Gefährten sich ihm wieder anschlossen. Das Eis war nicht glatt, weil eine Schneedecke darauf gefallen war, sonst würden die Thiere in ihrem schnellen Laufe gestürzt sein, so aber konnten sie sicher fußen und stürmten dem jenseitigen Ufer zu, während die Hunde mit ihrem Herrn auf dem Schlitten hinter sich pfeilschnell hinter ihnen hersausten.

Otto und Harmsen liefen ihnen mit aller Eile nach und hielten ihre Blicke mit größter Spannung auf die Jagd geheftet.

Der Eskimo war den fliehenden Thieren schon sehr nahe gekommen, die jetzt das andere Ufer erreicht hatten und mit einigen hohen Sätzen über die Weiden auf dasselbe hinaufsprangen, da kamen die Hunde mit dem Schlitten vor die Weiden, sie jagten durch dieselben hin am Ufer hinauf, der Schlitten aber blieb in dem Gestrüpp hängen, überschlug sich und der Eskimo stürzte, die Beine gegen den Himmel kehrend von demselben herab.

Die Hunde aber rissen den auf dem Kopf stehenden Schlitten aus den Weiden heraus auf das Ufer und stürmten in toller Jagd mit ihm fort hinter dem fliehenden Wild her.

Der Eskimo war liegen geblieben, und erst mit Hilfe seiner beiden herangeeilten Freunde kam er wieder auf die Beine.

„Das war eine schlechte Jagd," sagte er, indem er zu gehen versuchte, denn er hatte sich in der Hüfte wehe gethan, „wir müssen aber den Hunden folgen, damit ich sie nicht verliere. Es könnte ein Eisbär sie sehen und der würde sie tödten, weil sie an den Schlitten festgespannt sind."

Diese waren bereits in weiter Ferne dem Blicke der Jäger entschwunden, und der Eskimo mußte nun, so gut er mit seinem Schmerze in der Hüfte es konnte, mit seinen Begleitern der Spur folgen, die auch von Zeit zu Zeit mit dem Blut des angeschossenen Hirsches bezeichnet wurde.

So wanderten die Jäger über die weite Schneefläche dahin, und der Eskimo wurde immer besorgter um seine Hunde, von denen auch in weitester Ferne nichts zu sehen war.

Wohl eine Stunde war verflossen, als Otto meinte, weithin einen dunklen Punkt zu erkennen, und bald darauf rief der Eskimo freudig aus, daß es seine Hunde wären.

Trotz seiner Schmerzen beeilte er nun seine Schritte, und nach einer halben Stunde langte er mit seinen Begleitern bei den Lieblingsthieren an, welche mit dem Schlitten in einem Weiden=

gestrüpp hängen geblieben waren und ihrem Herrn laut entgegen jauchzten.

Der Schlitten wurde nun aus den Weiden hervorgezogen, die Hunde davor wieder geordnet, der Eskimo setzte sich darauf, und nun ging die Fahrt langsam nach dem getödteten Bisamstier zurück.

Dort angelangt, wurde derselbe auf den Schlitten gebunden, Otto und Harmsen schoben denselben abwechselnd, um den Hunden die Last zu erleichtern, und als es dunkel wurde, langten sie sehr ermüdet bei der Schneewohnung an, in welcher sie sich, durch die Lampe erwärmt, von ihrer Anstrengung erholten, während die Frau dem Stier die Haut abnahm und sein Fell und Fleisch dann in Stücke zerschnitten in die Vorrathskammer beförderte.

Franz Hagen lebte in Saus und Braus, er wurde täglich mehr der Liebling der Circusbesucher, und der Beifall derselben feuerte ihn täglich an, noch verwegenere Kunststücke auf dem Pferde zu machen, denn seine Eitelkeit hatte bereits alle andere Gefühle in ihm weit überflügelt.

Den Director des Circus hatte er mit der Drohung, ihn verlassen zu wollen, dazu gezwungen, seinen Gehalt mehr und mehr zu erhöhen, so daß er sich jetzt schon auf hundert Dollars monatlich stand. Was waren aber hundert Dollars für Franz Hagen, der oft schon diese Summe in einer Nacht verpraßt hatte!

Er war mit seinem Freunde, dem Trompeter Sturz, in ein besseres Hotel gezogen, wo sie Mittags wieder Madeirawein und oftmals auch Abends Champagner tranken, und Nacht für Nacht, nachdem die Vorstellungen im Circus vorüber waren, trieben sie sich in Austerkellern und Trinkhäusern niedrigster Klasse umher, bis sie spät berauscht nach Hause wankten.

Ein solches schwelgerisches Leben konnte natürlich nicht ver-

fehlen, die Keime zu jedem bessern Gefühl in Franz vollends zu ersticken und seine sonst kräftige Gesundheit zu untergraben, seine bösen Leidenschaften aber immer mehr anzufachen. Das unter den Amerikanern übliche Getränk Branntwein und Wasser war ihm schon zum steten Bedürfniß geworden, und es machte ihn zanksüchtig und jähzornig, so daß er, so jung er auch noch war, mit Jedermann, außer dem Trompeter, in Unfrieden lebte. Mit seinen Collegen namentlich lag er in ewigem Streit, weil dieselben in ihm doch nur noch einen Knaben sahen und darum seine Anmaßungen, sein unartiges Benehmen gegen sich nicht dulden wollten. Selbst gegen einen Mann Namens Horton, der sein Lehrmeister gewesen war und in so kurzer Zeit das aus ihm gemacht hatte, was er jetzt als Kunstreiter war, benahm er sich bei jeder Gelegenheit unfreundlich und geringschätzend, und wenn derselbe ihm irgend einen wohlgemeinten Rath, eine Zurechtweisung gab, brauste er zornig auf und behandelte ihn mit schnödem Undank. Der Trompeter aber bestärkte ihn stets in diesem seinem Benehmen und sagte ihm, daß er hoch über allen seinen Collegen stünde und sich von ihnen nichts gefallen zu lassen brauche.

Eines Abends hatte Franz kurz vor Beginn der Vorstellungen mit dem Trompeter Champagner getrunken und befand sich in großer Aufregung. Er hatte sich schnell in sein buntes goldgesticktes Kleid geworfen, und trat mit erhitztem Kopfe in die Bahn. Das Haus war ungewöhnlich dicht mit Zuschauern gefüllt, die ihn mit wilden Hurrahs begrüßten.

Franz verneigte sich, während das für ihn bestimmte Pferd schon in Galop um ihn her rannte, lief dann zu demselben hin und that in seiner Begeisterung einen ungeheuern Sprung bis auf dessen Rücken, worauf ihm ein stürmischer Beifall zu Theil wurde.

Kaum aber stand er auf dem Pferde, als er das Gleichge=

wicht verlor und trotz aller Anstrengung, den Platz zu behaupten, wieder in die Bahn hinab springen mußte.

Dieses Mißgeschick, welches ja den besten Kunstreiter treffen konnte, versetzte Franz in Zorn, wieder sprang er mit einem Satze auf den Rücken des Rosses und schlug dasselbe heftig mit seiner Peitsche, so daß das Thier erschreckt und vom Schmerze getrieben zur Seite sprang und Franz nun herunterstürzte und im Sande auf dem Rücken lag.

Wüthend sprang er aber auf und wollte seine Rache an dem Pferde auslassen, da trat Horton freundlich zu ihm, stäubte den Sand von seiner rothseidenen Jacke und sagte, ihn sanft zurückhaltend, leise zu ihm:

„Gehen Sie lieber jetzt hinaus, Sie sind zu aufgeregt, um zu reiten.“

Franz aber stieß ihn von sich und schlug ihn mit der Peitsche über das Gesicht.

Horton in seiner Entrüstung gab ihm eine Ohrfeige, daß ihm das Baret mit der langen Feder vom Kopfe flog, Franz aber nahm seine Peitsche, deren Griff mit einem sehr schweren Bleiknopf versehen war, verkehrt in die Hand, und führte einen so furchtbaren Hieb gegen den Kopf Horton's, daß dieser wie vom Blitz getroffen zu Boden stürzte und regungslos im Sande lag.

Die Circusleute eilten zu ihm hin, um ihn aufzurichten, von den Zuschauern sprangen viele über die Brüstung in die Bahn, um ihm beizustehen, er rührte sich aber nicht, er hatte aufgehört zu athmen — er war eine Leiche.

Die Bahn hatte sich in wenigen Augenblicken mit Menschen gefüllt, man drängte sich um den Todten, aber auch um dessen Mörder, da trat ein Polizeibeamter zu Franz, ergriff ihn beim Arme, nahm ihn im Namen des Gesetzes gefangen, und führte ihn aus der Bahn, um ihn dem Gericht zu überliefern.

Da war es nun mit einem Male mit dem übermüthigen lustigen Leben zu Ende, Franz verbrachte die Nacht in einsamer Zelle im Gefangenhause auf hartem Lager, und auch an den folgenden Tagen ließ man weder den Trompeter, noch einen anderen Besucher zu ihm.

Nach vierzehn Tagen stand er vor den Geschwornen, damit Gericht über ihn gehalten werden sollte.

Es war ein schwerer Augenblick für Franz, denn er fürchtete sehr, daß man ihn zum Tode verurtheilen möchte.

Das Urtheil aber lautete auf sechs Monate Zuchthaus, und zwar in einsamer Zelle, so daß er während der ganzen Zeit seiner Gefangenschaft kein menschliches Wesen zu sehen bekommen sollte.

Noch am selbigen Tage bezog er dieses kleine Zimmer, in welches das Licht von oben herab fiel und in welches ihm Speise und Trank durch eine Oeffnung in der Thür gereicht wurde, ohne daß er den Überbringer sehen konnte.

Da saß er nun mit seinem bösen Gewissen, mit seiner Erinnerung an seine vielen begangenen abscheulichen Verbrechen, doch ohne Reue, und zählte mit verzweifelter Ungeduld und Ingrimm die Tage, bis er aus dieser entsetzlichen Qual erlöst werden würde.

Wie hatte Otto dagegen seine Gefangenschaft im Schnee und Eis und in ewiger tiefer Nacht getragen, und mit welcher freudiger Hoffnung sah er das Tageslicht täglich zunehmen. Das Frühjahr sollte ihm ja die Freiheit wiedergeben und ihn aus dieser Einöde führen; denn der gute Eskimo hatte es ihm versprochen, sobald das Eis an der Küste bräche und das Wasser frei würde, ihn selbst an derselben hinunter bis nach Neufundland zu fahren, wenn nicht bis dahin ein Schiff erscheinen sollte, welches ihn an Bord nähme.

Stundenlang saß Otto an jedem Morgen vor der Schneehütte und schaute nach dem Horizont, ob die Sonne, die so lange

entbehrte und ersehnte Sonne sich noch nicht wieder zeigen wollte. — Da eines Morgens glänzte es über der eisigen Ferne, ein helles Licht, ein glühender Funke stieg über dem Horizont auf und die neubelebenden Strahlen der Sonne blitzten über das in Eis und Schnee erstarrte Land. Wohin man schaute, funkelte es wie Brillanten, und die hohen Eiswände am Meeresstrande schienen mit Gold, Silber und Edelsteinen übergossen.

O, wie jubelte Otto der lieben Sonne entgegen, wie labte er sich in ihren wärmenden Strahlen und wie inbrünstig dankte er dem Allmächtigen für die Gnade, daß er sie wiedersehen durfte.

Der Besuch der Sonne war heute nur ein kurzer, dann sank sie wieder hinter dem Eise hinab und färbte wie zum Versprechen, daß sie morgen wiederkehren werde, den Himmel mit Gold und Purpur.

Täglich verweilte sie nun länger am Himmel und täglich goß sie mehr Wärme über das kalte Eisland.

Aber nicht allein auf Otto und seine Gefährten übte das neue Sonnenlicht eine belebende, erheiternde Wirkung aus, auch die Seehunde, deren köstliches Fleisch die Bewohner der Schneehütte so lange hatten entbehren müssen, rief es wieder herbei, sie sonnten sich auf dem Eise am Meere und spielten dort stundenlang lustig umher.

Die Sonne schien klar und hell, als der Eskimo eines Morgens mit seinem Schlitten nnd seinen beiden Gästen nach dem Meeresufer zog, um zu versuchen, ob er einen Seehund erbeuten könne. Er hatte sich vom Kopf bis auf die Füße in Seehundsfell gekleidet, so daß er fast selbst wie ein solches Thier aussah.

An dem Eiswalle angelangt, ließ er die Hunde mit dem Schlitten zurück und stieg mit seinen Freunden nach der Höhe hinan, um von dort aus die Eisfläche bis an das offene Meer zu überschauen.

Gleich beim ersten Blick gewahrten sie einen Seehund nur wenige hundert Schritte entfernt auf dem Eise liegend, und dem Anscheine nach in Schlaf gesunken.

„Den können wir ja schnell bekommen," sagte Otto eifrig, „wir holen ihn ja leicht ein, ehe er das Wasser erreicht."

„Du irrst Dich," antwortete der Eskimo, „denn er liegt gar nicht weit von seinem Luftloche im Eise, welches er bei der stärksten Kälte durch seinen Athem und durch Kratzen mit den Pfoten offen zu halten versteht, um durch dasselbe Luft zu schöpfen, da er sonst unter dem Wasser ersticken müßte. Sobald er die mindeste Gefahr merkt, schießt er nach dem Loche hin und verschwindet unter dem Eise. Ein Seehund ist sehr schlau, doch ich bin noch schlauer, das sollst Du gleich sehen."

Mit diesen letzten Worten gab der Eskimo seinen Gefährten ein Zeichen, sich ruhig zu verhalten, und stieg mit der Harpune in der Hand flink hinunter auf die Eisfläche, auf welcher er sich sofort niederwarf.

Langsam schob er sich nun auf dem Eise nach dem Seehund hin, der bisher unbeweglich gelegen hatte.

Jetzt aber reckte und dehnte derselbe sich, warf sich auf den Rücken und putzte sich mit den Pfoten den Kopf und den Leib. Dabei rollte er sich behaglich von einer Seite auf die andere, als wolle er so recht allenthalben die Sonne fühlen. Während dem war der Eskimo bis auf etwa fünfzig Schritte an ihn hinangekommen, immer die Harpune leise hinter sich herziehend.

Da plötzlich richtete der Seehund den Kopf in die Höhe und sah unbeweglich nach dem Eskimo hin.

Dieser aber hatte sich schnell auf den Rücken geworfen und begann gleichfalls, ganz dem Seehund ähnlich, den Kopf und den

Leib mit den Händen zu putzen, ohne aber dabei seine langen Arme sehen zu lassen.

Er rollte sich ebenso von einer Seite zur anderen und machte alle Bewegungen des Thieres so deutlich nach, daß dieses sehr bald einen Kameraden in ihm erkannte, und ein freudiges Blöcken, wie das eines Kalbes, ausstieß.

Der Eskimo erwiederte den Gruß mit einem sehr ähnlichen Tone und putzte und schaukelte sich herüber und hinüber, ohne seinen Platz zu verlassen.

Nachdem der Seehund ihm eine Zeit lang zugesehen hatte, und sich wahrscheinlich wunderte, daß der neue Kamerad nicht zu ihm komme, machte er sich selbst auf den Weg zu ihm und zog sich auf seinen Vorderfüßen langsam über das Eis.

Etwa zwanzig Schritt von dem Eskimo aber machte er plötzlich Halt und spähete nach ihm hin, als wären Zweifel über die Ächtheit seiner Kameradschaft in ihm aufgestiegen. Da sprang der Eskimo empor und stürzte auf den Seehund zu, der viel zu langsam war, um noch entfliehen zu können, und sich nun, die Zähne zeigend, auf sein Hintertheil erhob.

Im nächsten Augenblick aber schon warf ihm der Eskimo die Harpune in die Seite, so daß das Thier mit einem lauten Klagetone zusammenbrach und sich verblutend schon nach wenigen Minuten todt war.

Otto und Harmsen kamen freudig schnell zu ihrem Freunde herangesprungen, um den sechs Fuß langen, mehrere hundert Pfund schweren Seehund in Augenschein zu nehmen, der ihnen sein herrliches Fleisch geben sollte.

„Du hast aber das arme Thier recht abscheulich betrogen," sagte Otto lachend zum Eskimo, „Du hast ihn glauben lassen, daß Du ein guter Freund von ihm wärest, um ihn zu Dir heranzulocken und ihn dann zu tödten."

„Das Thier ist ja dazu in der Welt, damit es den Menschen zur Nahrung dienen solle," antwortete der Eskimo, „gegen Menschen ist meine Freundschaft ächt, das weißt Du ja am besten."

Dabei reichte er Otto lächelnd die Hand, der nun den Eskimo umarmte, und sagte:

„Gewiß wissen wir das, Du lieber, guter Freund, was wäre denn wohl ohne Deine treue Freundschaft aus uns geworden!"

Der Seehund wurde nun schnell nach dem Schlitten gezogen und so von den Jägern im Triumph nach Hause geführt.

Von jetzt an fehlte das Seehundsfleisch nicht mehr bei den Mahlzeiten in der Schneewohnung, und mit den anderen Fleischvorräthen wurden die Hunde gefüttert.

Die Sonne verscheuchte täglich mehr die Kälte, und gegen das Ende des Monats April war sie schon so wärmend, daß der Schnee zu schmelzen begann und die Bewohner der Schneehütte ihre dicksten Pelze ablegten.

Auch machte der Eskimo jetzt Anstalt, seinen Winterpalast gegen eine Sommerwohnung zu vertauschen, wozu er mit seinen Freunden nahe dem Eiswall am Meere seinen großen Vorrath von Treibholz unter dem weich gewordenen Schnee hervorholte, und dort daraus eine Holzhütte aufzuschlagen begann.

Mit großer Geschicklichkeit baute er dieselbe mit Hilfe seiner Gäste auf, und als der Mai mit seiner Sommerwärme kam, zogen sie sämmtlich in das neue Holzhaus ein.

Doch noch waren nur die Tage warm, Abends trat immer wieder starker Frost ein, und häufiges Schneegestöber überdeckte in einer Nacht die hier und dort sichtbar gewordene Erde.

Es war dies die Zeit, wo die zahlreichen Rennthierheerden von Süden her aus den undurchdringlichen Wäldern über diese baumlose Einöde zogen, um den Sommer an den Gestaden der Polarmeere zu verleben.

Das Rennthierfleisch gehört zu den Leckerbissen der Eskimos, und außerdem macht er dessen einzelne Theile für sich nutzbar. Die Haut gebraucht er zur Anfertigung von Kleidungsstücken, zum Überdecken seiner Sommerwohnung und zur Herstellung von Beuteln und Säcken, das Geweih benutzt er bei Verfertigung seiner Waffen und vielerlei Hausgeräths, die Sehnen zum Nähen, zu Bogensehnen und starken Stricken, um damit die Hölzer seines Schlittens und seiner Schiffe zusammenbinden, und selbst die Knochen weiß er vielfach zu verwenden.

Henry kannte ganz genau die Päſſe in der Umgegend, welche die Rennthiere bei ihren Wanderungen im Frühjahr hielten, und namentlich befanden sich dieselben westlich zwischen den nicht fernen Landseen.

Dorthin zog er frühzeitig an einem kalten, trüben Morgen mit seinen Freunden, und grub daselbst auf einer solchen Landenge in einer ihm bekannten, mit Schnee ausgefüllten Schlucht mittelst hölzerner Schaufeln ein tiefes, langes, nur einige Fuß breites Loch, welches aber unter der Eislage der Oberfläche noch mehrere Fuß weiter ausgehöhlt wurde.

Als es gegen Abend wieder stark fror, belegte er die obere Oeffnung sehr künstlich mit großen Eistafeln, welche er nahebei aus der Schneeoberfläche schnitt, so daß das gemachte Loch nicht mehr zu sehen war.

Hiermit war die Falle für die etwa dieses Weges kommenden Rennthiere fertig, und Henry zog mit seinen Freunden nach Hause, und überließ es dem Wetter, durch Schneegestöber jede Spur der Falle zu bedecken.

Schon in der folgenden Nacht fielen mehrere Zoll Schnee, doch erst am zweiten Morgen schlug der Eskimo einen Besuch bei der Falle vor, um zu sehen, ob sich Wild gefangen habe.

Die Jäger fanden aber die Falle noch unberührt und so voll-

kommen mit Schnee bedeckt, daß nichts mehr von ihrem Vorhandensein zu erkennen war.

Fünf Morgen hintereinander wanderten die Jäger vergebens denselben Weg, und kehrten ohne Beute nach Hause zurück.

Am sechsten Morgen aber sah der Eskimo schon von Weitem, daß die Oberfläche der Falle zerbrochen war, er und seine Freunde beeilten ihre Schritte, ihre Spannung steigerte sich von Augenblick zu Augenblick, und alle Drei brachen in lauten Jubel aus, als sie den Platz erreichten und das ungeheuere Geweih eines mächtigen Rennthierhirsches in der Grube sich hin und her bewegen sahen.

Unten in derselben stand das Thier bis an den Leib im losen Schnee, und alle seine entsetzlichen Anstrengungen, um sich zu heben und herauszuspringen, waren vergeblich.

Ein Pfeilschuß des Eskimos tödtete es augenblicklich, dann stieg er hinunter, band ihm einen Lederstrick um den Hals, und nun zogen die Jäger die Beute aus der Grube hervor und nach dem Schlitten hin. Ehe sie aber den Heimweg antraten, wurde die Falle wieder ebenso künstlich durch Henry hergestellt.

In dieser Weise fingen die Jäger in kurzer Zeit drei Stück Rennthiere, dann aber machte die schnell zunehmende Wärme dieser Jagd ein Ende, denn der Schnee schmolz jetzt sehr schnell und auch die Nächte wurden nicht mehr kalt genug, daß die Eisdecke über der Falle hätte zusammenhalten können.

Der Eskimo verwendete nun hauptsächlich seine Zeit, um das große Boot fertig zu machen, in welchem er seine Feunde nach Neufundland führen wollte. Das Gestell dazu hatte er sehr geschickt und sehr stark und fest aus Treibholz zusammengefügt, und seine Frau half ihm, dasselbe mit zusammengenähten Robbenfellen zu überziehen.

Es war so groß, daß wohl acht Personen hinreichend Platz darin fanden. Ein Mast wurde auch darin angebracht, und die

Frau hatte ein ziemlich großes Segel aus Darmhäuten von Seehunden angefertigt. Dabei war das ganze Schiff so leicht, daß es ein Mann ohne alle Mühe über das Eis ziehen konnte, und zwei Mann im Stande waren, dasselbe zu tragen.

Auch sein kleines Schiffchen, worin der Eskimo nur allein Platz hatte, und welches er seine kleine Baidare nannte, holte er unter dem Schnee hervor und besserte jeden Schaden daran aus, um darin nach Fischen, Seehunden und Wasservögeln auf die Jagd zu fahren, welche letztern in ungeheuern Mengen von Süden gezogen kamen und die Meeresküste mit ihren Schwärmen förmlich überdeckten.

Dieses Schiffchen bestand gleichfalls in einem leichten hölzernen Gestell, welches rund um mit Robbenfell überzogen und in dem nur oben eine Oeffnung gelassen war, groß genug, daß der Eskimo sich hineinsetzen konnte. Wenn er dann seine Füße ausstreckte, füllte er das ganze Schiffchen aus und ragte nur mit seinem Oberkörper aus der Öffnung hervor. Um diese war ein aus Darmhäuten verfertigter Schlauch festgenäht, welchen er bis unter seine Arme um sich in die Höhe zog und dort so dicht zusammenschnürte, daß selbst, wenn er einmal das Gleichgewicht verlor und für Augenblicke mit dem Schiffchen umschlug, doch kein Tropfen Wasser in das Innere des kleinen Fahrzeuges dringen konnte.

An einem sonnigen Morgen im Monat Mai gab der Eskimo der oft wiederholten Bitte Otto's nach, ihn eine Jagd in seinem kleinen Schiffchen mitansehen zu lassen.

Er packte dasselbe auf den Schlitten und fuhr es nach der Meeresküste, wo er es dann auf dem noch festen Eise bis nahe an das offene Wasser zog. Dort setzte er sich hinein, schnürte den Schlauch an der Oeffnung um seine Brust fest, hing Bogen und Pfeile um den Hals, nahm die Harpune in die linke, das kleine Ruder in die rechte Hand, und schob sich nun mit diesen auf dem

Eise wie in einem Schlitten weiter nach dem offenen Wasser, denn seine Beine konnte er ja nicht benutzen, die steckten ausgestreckt in dem rundum verschlossenen Schiffchen. An dem Eisrande angekommen, gab er sich noch einen Stoß und schoß in das Wasser hinein, auf dessen Wogen er nun wie eine Feder auf- und niederfuhr. Mit Blitzesschnelle trieb er sich durch die Schläge seines kleinen Ruders über die hochgehenden Wellen durch den Schaum ihrer Köpfe dahin, daß der Gischt ihn vor den Blicken seiner ihm vom Eise nachschauenden Freunde verhüllte, schoß dann in die Tiefe zwischen den Wogen hinab und stieg eben so schnell wieder auf der nächsten empor, immer wie ein Seiltänzer das Gleichgewicht haltend.

Er war schon ziemlich weit in die See hinausgefahren, als Otto und auch Harmsen sahen, wie er plötzlich sein Ruder vor sich legte, im selbigen Augenblick aber die Harpune ergriff und seitwärts von sich schleuderte. Sie sahen dann, wie er die Leine der Harpune mit der Linken festhielt, mit der Rechten aber das Ruder führte und pfeilschnell an dem straffen Stricke über die Fluth dahin schoß; denn ein Seehund, welchem er die Harpune in den Leib geworfen hatte, zog ihn davonstürmend mit sich fort.

Bald aber ließ die Eile nach, das Schiffchen stand endlich still, und der Eskimo zog den todten Seehund nahe heran, band sich die Leine um den Leib und führte so die erlegte Beute im Wasser hinter sich her.

Er fuhr nun nach der Küste zurück, aber weiter am Eise hinunter, als wo seine Freunde standen, weil dort eine große Menge von Schwänen saß, die sich der Sonne freuten.

Diese Vögel schienen keinen Argwohn zu haben, daß sich ihnen ein Feind nahe, denn sie putzten sich und schüttelten ihr Gefieder, trotzdem daß der Eskimo sich ihnen bis auf vierzig Schritte genaht hatte.

Da plötzlich schwirrte ein Pfeil von seinem Bogen in ihre Reihen, worauf sie erschrocken die Flügel lüfteten, als ein zweiter Pfeil unter sie fuhr, und nun der ganze Schwarm der Schwäne sich in die Luft hob und davon flog. Zwei ihrer Kameraden aber blieben mit den Flügeln schlagend und zuckend auf dem Eise liegen, denn die Pfeile des Eskimos hatten sie durchbohrt und ihr Blut färbte ihr schneeig weißes Gefieder.

Otto und Harmsen liefen nun auf dem Eise hinab nach den Schwänen, während der Eskimo sich sammt seinem an ihm hängenden Schiffchen auf den Eisrand hinauf hob und, schnell den Schlauch um seine Brust lösend, aus der Baidare hervorstieg.

Dann zog er den an der Harpune hängenden Seehund auf das Eis und freute sich mit seinen Freunden über seine glückliche Jagd.

Die Beute wurde nun auf dem Eise hin nach dem Schlitten gezogen, und darauf nach der nicht fernen Hütte gefahren, während das Schiffchen in einiger Entfernung vom Wasser zurückgelassen wurde, um bald wieder benutzt zu werden.

Der Frau des Eskimos waren die beiden Schwäne sehr willkommen, sie zog ihnen die Haut ab, zog aus derselben die starken Federn heraus, und ließ nur die weichen Daunen darauf sitzen um sie für ihren Mann zu warmer Unterkleidung für den Winter zu verwenden.

Der Sommer kam jetzt mit raschen Schritten an, die Erde wurde täglich mehr sichtbar, sie bedeckte sich mit dem Grün der kleinen Pflanzen, die aus ihr hervorsproßten, und nur in den Vertiefungen und Schluchten blieb noch der Schnee liegen.

---

11. Kapitel.

Der lange Tag. Vorbereitungen zur Abfahrt. Die Eisberge. Befreiung. Herzlicher Abschied. Das Erkennen des Schulkameraden. Der Kranke. Liebevolle Theilnahme. Neue Thätigkeit. Der Krüppel. Glücksbotschaft. Tod.

Das Eis an der Meeresküste zerbrach und trieb mit der Strömung davon, der hohe Eiswall aber blieb noch stehen, und nur von Zeit zu Zeit löste sich eine ungeheuere Masse davon ab und stürzte krachend in die Wogen hinein.

Es zog aber jetzt so viel Treibeis vom Norden her an der Küste vorüber, daß der Eskimo seine beabsichtigte Fahrt mit seinen Freunden noch nicht wagen durfte anzutreten, und er stellte dies erst Ende Juli in Aussicht, denn das Schiff, welches er erbaut hatte, war für solche Gewalten doch zu zerbrechlich.

Um so eifriger war er beschäftigt, Fleisch und Fische in der Sonne zu trocknen, um Vorräthe an Lebensmitteln für die Reise zu gewinnen, denn seine Frau und seine Kinder sollten dieselbe mitmachen, er konnte sie nicht allein zurücklassen.

Der lange Tag war erschienen, die Sonne verließ den Himmel nicht mehr, und Otto's Hoffnung auf Erlösung aus dieser Gefangenschaft und seine Sehnsucht danach steigerte sich mit jedem Tage.

So wohl ihm auch der Juli mit seiner großen Wärme that und so freundlich sich während desselben auch die Gegend gestaltete, so verlangte er doch mit Ungeduld nach seiner Befreiung und täglich saß er stundenlang in dem Schiffe, welches sich an dem Strande auf der azurblauen Fluth schaukelte und sah sehnsüchtig an der Küste hinunter, als dem Wege, auf dem er seine Freiheit erlangen sollte.

Es war in den letzten Tagen des Juli, als Otto wieder früh Morgens nach dem Schiffe gegangen war, um sich dort seiner Hoffnung zu überlassen.

Lange Zeit hatte er die von Norden herschwimmenden einzelnen Eismassen beobachtet, welche in den allersonderbarsten Formen sich oftmals vierzig, auch fünfzig Fuß über dem Meere erhoben, und bald wie Pyramiden, bald wie Kugeln und häufig wie Segel eines Schiffes aussahen.

Da traf sein Blick wieder einen solchen Eisberg in weiter Ferne nach Norden, der ganz das Ansehen hatte, als ob es ein Schiff mit vollen Segeln wäre. Um ihn her trieben noch mehrere hoch aufgethürmte Eismassen, doch Otto's Blick heftete sich immer fester auf den ersteren, bis mit einemmale der Zweifel in ihm aufstieg, ob es nicht wirklich ein heransegelndes Schiff sei.

Kaum hatte er es aber gedacht, so wurde es ihm auch zur Gewißheit, und fort sprang er nach der Hütte des Eskimos zurück, um ihm die Glücksbotschaft zu überbringen.

Dieser erkannte gleichfalls auf den ersten Blick, daß es ein Schiff sei, welches an der Küste herabsegle, und ohne eine Minute zu verlieren, eilte er mit Frau und Kindern und seinen Freunden nach seinem Schiffe, um womöglich das nahende Fahrzeug zu erreichen, und Otto und Harmsen an Bord desselben zu bringen.

Schnell wurde das Boot vom Ufer befreit, der Eskimo und seine Frau, sowie seine Gäste ergriffen die Ruder, und fort fuhren sie in die wogende See hinaus.

Die Fahrt ging nicht schnell von Statten, doch das Boot schwamm leicht, wie eine Eierschale auf den Wellen, und folgte willig den Rudern.

Nach Verlauf von einer guten Viertelstunde waren sie bis

in die Richtung des heransegelnden Schiffes gekommen, und ruderten ihm nun gerade entgegen.

Wie schlug Otto das Herz so hoch, wie jubelte es seiner Erlösung aus seiner Gefangenschaft entgegen, und wie spähte sein Blick nach dem nicht mehr fernen Schiffe hin, um zu sehen, ob man sie schon bemerkt habe.

Er hatte sein Taschentuch an sein Ruder gebunden und schwenkte es hoch über sich durch die Luft, und auch Harmsen that ein Gleiches, da senkten sich mehrere Segel auf dem fremden Fahrzeuge und die Mannschaft reihte sich an die Brüstung, augenscheinlich, um den nach Hilfe Verlangenden solche angedeihen zu lassen.

Jetzt drehte sich das Schiff in den Wind, um seinen Lauf zu hemmen, der Eskimo und seine Freunde ruderten ihr Fahrzeug mit allen Kräften nach ihm hin, und bald erreichten sie die hohe Seite des Schiffes. Der Capitain bewillkommnete sie vom Verdeck aus auf's freundlichste, es wurde eine Strickleiter zu ihnen herabgelassen, und nun warf sich Otto unter Thränen an die Brust des guten Eskimos, um ihm nochmals für alle Liebe und Güte zu danken und Abschied, wahrscheinlich für immer, von ihm zu nehmen.

Die Augenblicke aber waren gezählt, der Capitain des Schiffes mahnte zur Eile, Otto gab dem Eskimo seine Uhr, die derselbe so oft mit großem Interesse betrachtet hatte, und gab ihm seine beiden Messer, dann drückte er ihn nochmals in die Arme, that ein Gleiches mit seiner Frau und seinen Kindern, und hatte in der nächsten Minute das Schiff erstiegen. Harmsen, nachdem er gleich herzlich und dankbar von der Eskimofamilie Abschied genommen hatte, folgte Otto auf dem Fuße nach, die Matrosen zogen das Tau zurück, welches den Kahn festgehalten hatte, und die nächste Welle trug das leichte Boot von dem Schiffe hinweg.

Lange, lange noch wehte Otto seinen der Küste zurudernden Freunden Lebewohl nach, und manche Thräne der Wehmuth entquoll dabei seinen Augen, bis endlich sein Blick sie in dem Duft der Ferne verlor und der Capitain des Schiffes zu ihm trat und ihn bat, zum Mittagsessen in die Cajüte zu kommen.

Das Schiff war ein amerikanischer Walfischfänger, der mit einer reichen Ladung den Winter in der Baffin-Bay im Eise zugebracht hatte und nun, von demselben befreit, sich auf seiner Rückfahrt nach Newyork befand.

Der Capitain zeigte sich sehr erfreut darüber, daß er seinen beiden neuen Gästen hatte hilfreich sein können, und bot Alles auf, um ihnen die Reise mit ihm angenehm zu machen.

Auch Franz Hagen war bereits aus seiner Gefangenschaft erlöst, obgleich er seine Strafe erst kaum halb verbüßt hatte. Der Director des Circuses war durch Franzens Abwesenheit sehr in Verlegenheit gekommen, und hatte sich mit den dringendsten Vorstellungen und Bitten für dessen Begnadigung an den Gouverneur des Staates Newyork gewandt.

In Berücksichtigung, daß Franz noch so jung war, und daß die Besucher des Circuses seine Freilassung so sehr wünschten, hatte ihn der Gouverneur auch wirklich begnadigt, und schon seit Juni machte er wieder jeden Abend seine Reiterkünste und führte auch wieder sein früheres schwelgerisches Leben mit seinem Freunde, dem Trompeter Sturz.

Seine erlittene Strafe hatte ihn in keiner Weise besser gemacht, ja, er war noch aufbrausender, noch jähzorniger gegen seine Collegen, und trug noch immer dieselbe Peitsche mit dem Bleiknopf, mit welcher er seinen Lehrmeister todtgeschlagen hatte.

Es war im Monat August, als eines Abends der Circus ungewöhnlich zahlreich besucht war und die Zuschauer mit Unge-

duld auf das Erscheinen von Franz warteten. Doch Franz saß noch in lustiger Gesellschaft in einem Trinkhause.

Der Director hatte schon Boten nach ihm ausgeschickt, die aber, ohne Franz gefunden zu haben, zurückgekehrt waren. Der Director war außer sich, und suchte das Publicum durch andere Vorstellungen zu beruhigen, da endlich kam Franz angelaufen, begab sich sogleich in das Ankleidezimmer, und warf sich schnell in seinen Putz. Sein Pferd wurde nun in die Bahn geführt und einige Minuten später sprang Franz in dieselbe hinein. Er hatte augenscheinlich zu viel getrunken, das konnte man deutlich an seinen Bewegungen bemerken, mit denen er sich vor dem Publicum verneigte.

Dennoch sprang er mit Leichtigkeit auf den Rücken des Pferdes, welches heute aber keinen Sattel trug.

Auf dem glatten Rücken wurde es ihm jetzt schwer, seine Sprünge auszuführen, dem ungeachtet wurde ihm stürmischer Beifall gezollt und dies gab ihm neue Spannkraft und größere Sicherheit.

Immer verwegener, immer wilder führte er seine Künste auf dem dahinrasenden Pferde aus, und immer tobender wurde ihm Beifall zugerufen, da fiel sein Blick auf ein Gesicht in der vordersten Reihe der Zuschauer, dessen starrer, erstaunter Blick ihn wie ein Blitz durchzukte.

Es war das Gesicht Otto Garbauer's, der mit Capitain Harmsen nahe an der Brüstung der Bahn saß.

Auch Otto hatte Franz Hagen sogleich erkannt, obgleich derselbe auf dem Circuszettel als Franz Walter aufgeführt war, nur konnte er seinen Augen noch nicht trauen, es schien ihm unmöglich zu sein, daß Franz, sein Schulkamerad, den er in Bremen auf dem Gymnasium glaubte, hier vor ihm als Kunstreiter auf dem nackten Pferde tanze.

Franz hatte Otto auf den ersten Blick erkannt, sein schändlicher Abschied aus seiner Eltern Haus trat in demselben Augenblick lebendig vor seine Seele, sein ganzes ruchloses Leben stand vor ihm; es war ihm, als müsse Otto seine ganze Verworfenheit erkannt haben, er wollte nicht mehr nach ihm hinsehen, zum zweiten und zum dritten Male jagte er an ihm vorüber, es wurde ihm schwarz vor den Augen, und wie todt stürzte er von dem Rosse mit der Hüfte auf die Brüstung hinab und blieb regungslos dicht vor Otto im Sande liegen.

Doch Otto war schon über die Brüstung gesetzt, warf sich bei Franz nieder, hob dessen Kopf an seine Brust und rief ihm angsterfüllt zu:

„Franz, Franz, mein Gott, bist Du es denn wirklich, Franz?"

Franz aber gab ihm keine Antwort und bewegte sich auch nicht, er wurde von seinen Collegen für todt aus der Bahn und in das Ankleidezimmer getragen, wo man ihn niederlegte und ihm das Gesicht und die Hände mit kaltem Wasser wusch.

Otto selbst übernahm dies Geschäft, als plötzlich eine Hand ihn zurückzog, ihm den Schwamm nehmen wollte, und er aufblickend den Trompeter Sturz im Narrenanzug vor sich sah.

Entsetzt über diesen gräulich widrigen Anblick sprang er auf und zurück, und wollte das Zimmer verlassen, die Lage seines Jugendkameraden aber hielt ihn zurück, und abermals setzte er sich bei Franz nieder und wusch ihm die Schläfe.

Da bewegte und krümmte sich Franz wie unter heftigen Schmerzen, schlug die Augen auf und begegnete dem Blick Otto's, der schnell seine Hand ergriff und mit größter Theilnahme sagte:

„Armer Franz, wie leid thust Du mir!"

Franz gab ihm keine Antwort, sah von ihm weg und krümmte sich in seinen Schmerzen, während seine Collegen einer nach dem

andern das Zimmer verließen, und schließlich nur noch Otto, Harmsen und der Trompeter zurückblieben.

Da trat eilig der herbeigerufene Arzt in das Gemach, und begann sogleich Franzens Hüfte, in welcher er so heftige Schmerzen hatte, zu untersuchen.

Nach langer und für Franz sehr schmerzhafter Prüfung erklärte der Doctor, daß der Schenkelknochen dicht an der Hüfte zerbrochen sei, und daß der Kranke sogleich nach seiner Wohnung geschafft werden müsse, um ihn dort behandeln und pflegen zu können.

Otto bat Harmsen, einen Wagen zu holen, und als dies geschehen und Franz in denselben getragen und niedergelegt war, folgte Otto und Harmsen nach dem Wirthshaus, in welchem Franz wohnte.

Er war kaum in sein Zimmer getragen und auf sein Bett gelegt, als der Wirth eintrat und erklärte, daß er den Kranken nicht im Hause behalten wollte, man möge ihn in das Hospital bringen, denn derselbe sei ihm noch die Rechnungen von den beiden letzten Monaten schuldig, und er werde nun, da er nicht reiten könne, auch wohl keinen Gehalt bekommen.

„Ich werde Ihnen morgen früh Ihre Rechnungen bezahlen, Herr Wirth,“ fiel ihm Otto heftig in das Wort, „übrigens sorgen Sie nicht, der Kranke soll nicht bei einem so herz- und gefühllosen Manne, wie Sie, im Hause bleiben.“

Der Wirth wollte antworten, Capitain Harmsen aber und auch der Doctor nahmen Partei für Otto, und so mußte jener das Zimmer verlassen.

Otto und Harmsen waren erst vor einigen Tagen mit dem Walfischfänger in Newyork angekommen, und Harmsen hatte seinen jungen Freund bei den Kaufleuten, an welche er mit seinem gescheiterten Schiffe adressirt gewesen war, eingeführt und ihn als

den Sohn des früheren Capitains Garbauer vorgestellt. Die Herren freuten sich, in ihm den Sohn eines alten Bekannten zu sehen, sagten ihm ihre Hilfe nnd ihren Beistand zu, und erboten sich sogleich, ihn mit Geld zu versorgen, so viel er dessen benöthigt sein würde.

Als Capitain Harmsen nun an diesem Abend Franzens Zimmer verlassen wollte, bat ihn Otto, ihm am folgenden Morgen hundert Dollars von obigen Kaufleuten mitzubringen, da er selbst bei Franz bleiben und bei ihm wachen werde.

Franz stand entsetzliche Schmerzen aus, doch noch weit mehr folterte ihn sein Gewissen, welches durch das Erscheinen Otto's in ihm wachgerufen war.

Aber nicht allein gegen sich selbst richtete sich sein Ingrimm, auch gegen Otto, der es so herzlich gut mit ihm meinte, wandten sich seine bösen Gefühle, weil er in ihm die Ursache sah, daß ihm dies Unglück zugestoßen sei, denn sein Anblick war es ja gewesen, der ihn verwirrt und aus dem Gleichgewicht gebracht hatte.

Auf alle seine Fragen über seine Schicksale, über die Veranlassung zu seinem Hiersein, und wie es gekommen wäre, daß er sich der Kunstreiterei gewidmet habe, gab Franz ihm keine Antwort, und erwiederte seine große Theilnahme und seine herzliche Fürsorge mit störrischer, zurückweisender Unfreundlichkeit.

Otto aber legte dies auf Rechnung der heftigen Schmerzen, und sah nur seinen hilfsbedürftigen Schulkameraden in Franz, der ihm ja einst das Leben gerettet hatte. Er ließ sich während der ganzen Nacht in seinen Bemühungen, seine Schmerzen zu lindern, und ihm wohlzuthun, nicht beirren, auch nicht durch die Anmaßungen und widrigen Bemerkungen des Trompeters, dem er augenscheinlich eine sehr lästige Person war.

Während der ganzen Nacht erneuerte Otto rastlos die Eisumschläge auf das zerbrochene Bein des Leidenden, legte ihn wie-

der und wieder bequemer, und reichte ihm kühlenden Trank; denn Franz bekam heftiges Fieber.

Am folgenden Morgen erschien auch Harmsen mit den hundert Dollars für Otto, worauf dieser zu dem Wirth ging und ihm die Rechnung für Franz bezahlte. Der Wirth entschuldigte sich nun über sein Benehmen, versprach, daß er Alles, was in seinen Kräften stände, für den Kranken thun würde, und so rieth denn auch der Doctor, denselben hier zu lassen, da ein abermaliger Umzug ihm schaden könne.

Harmsen brachte Otto aber auch die für denselben sehr erfreuliche Nachricht, daß die Kaufleute, die sich gegen Otto so sehr freundlich gezeigt hatten, ein Schiff in Ladung liegen hätten, auf welchem er einen Platz als Matrose bekommen könne. Das Schiff werde in einigen Tagen nach Californien abfahren, von da nach Ostindien segeln und wahrscheinlich erst in einem Jahre nach Newyork zurückkehren. Wenn Otto geneigt sei, die Stelle anzunehmen, so könnten sie ihm nur zurathen, es zu thun, weil der Capitain ein ausgezeichneter und gebildeter Seemann wäre.

Otto hieß die Gelegenheit freudig willkommen, machte schnell alle nöthigen Anschaffungen für seine Ausrüstung zu der langen Reise, und schrieb nur noch einen Brief an seine Eltern, womit er ihnen hievon Mittheilung machte. Er hatte gleich am Tage seiner Ankunft in Newyork an seinen Vater geschrieben, doch das Dampfschiff, welches den Brief mitnehmen sollte, war noch nicht abgefahren, so daß dieser zweite Brief mit demselben Dampfer abgehen würde.

Außer seinen eigenen Schicksalen theilte er seinem Vater mit, wie er Franz Hagen hier getroffen habe, welches Unglück demselben zugestoßen sei, und daß er mit dem Trompeter Sturz zusammen wohne.

So oft es nun Otto's Zeit erlaubte, ging er zu Franz, um ihn zu pflegen und ihn zu trösten, und als er am dritten Tage Abschied von ihm nahm, weil sein Schiff segeln sollte, gab er ihm noch hundert Dollars und wünschte ihm dann recht baldige, vollkommene Genesung.

Franz dankte ihm kaum für so viel Liebe, so viel Freundschaft, sagte ihm ein kaltes Lebewohl, und warf sich dann, die Augen schließend, auf die andere Seite.

Dieser Undank that Otto wehe, dennoch entschuldigte er Franz mit den Schmerzen, die er ausstand, und verließ ihn mit dem wohlthuenden Gefühl, ihm Gutes gethan zu haben.

Neu beseelt für seinen Beruf trat er auf dem Schiffe in seine Stelle ein, und bald befand er sich wieder auf den blauen Meereswogen, dem gefahrvollen Elemente, auf dem sein erwählter Lebensweg lag.

Während mehrerer Wochen war Franz sehr krank, stand große Schmerzen aus und hatte heftiges Fieber, sobald die Schmerzen aber nachgelassen hatten, und das Fieber beseitigt war, brachte ihm der Trompeter gegen die Vorschriften des Arztes häufig Wein und verbotene Lieblingsspeisen, wodurch Franzens Heilung jedesmal gestört und wieder und wieder Entzündung in dem gebrochenen Glied erzeugt wurde. So half alle Mühe, alle Kunst des Arztes nichts, und als nach Monaten Franz das Krankenlager verließ, hatte er ein krumm gezogenes, zu kurzes Bein, so daß er nur stark hinkend gehen konnte.

Von Kunstreiten war nun keine Rede mehr, und Franz mußte Gott danken, daß ihn der Director für einen sehr geringen Lohn noch in seinem Dienste behielt, um ihn bei Dressur von Pferden zu beschäftigen.

Es stand aber mit den Vermögensverhältnissen des Directors sehr schlecht; um gegen einen in Newyork neu erstandenen Cir=

cus zu wetteifern, hatte er große Ausgaben gemacht, hatte sich in Schulden gesteckt, und als der Winter, seine Haupterntezeit, kam, blieb sein Haus Abends leer und der neue Circus hatte alle Besucher.

Die Schuldleute drangen auf, sie drohten mit Klagen, und es blieb dem Director nichts Anderes übrig, als den Circus zu verkaufen, und mit einer kleinen Anzahl Pferden und wenigen Reitern Newyork Lebewohl zu sagen, um auf Reisen sein Glück zu versuchen.

Ein leicht aufzuschlagendes und ebenso leicht auseinander zu nehmendes hölzernes Gebäude, welches allen Erfordernissen entsprach, wurde angefertigt, der nöthige Wagen zu dessen Transport gebaut, das Dach für dieses Haus aus wasserdichter Leinwand hergestellt, und Alles und Jedes angeschafft, was zu einem solchen wandernden Circus gehörte.

Die Kunstpferde wurden als Zugthiere für sechs Wagen benutzt, und die Kunstreiter mußten sich verpflichten, während der Reise alle nöthigen Dienste zu Gunsten des Circuses zu thun.

Der Trompeter blieb gleichfalls im Dienste, um die Trompete zu blasen und während der Vorstellungen den Hanswurst zu machen, sonst aber die Pferde zu bedienen und bei Allem zu helfen, wo es Arbeit gab.

Franz mit seinem kurzen lahmen Bein hatte in letzter Zeit in Newyork auch noch kleine Vorstellungen gegeben, und zwar mit dem Schimmelchen, dem er sehr viele hübsche Kunststücke beigebracht hatte. In diesen Vorstellungen spielte er dann den Krüppel, über welchen sich der Trompeter als Hanswurst lustig zu machen und ihn zu verhöhnen hatte, um den Zuschauern etwas zum Lachen zu geben.

Dabei wurde Franz denn immer noch mehr verunstaltet, als er es schon war, es wurde ihm ein falscher Buckel gemacht, man

setzte ihm eine rothe oder eine weiße Perrücke auf, und bemalte ihm das Gesicht so abscheulich, daß er manchmal aussah wie ein Pavian. Vor so kurzer Zeit noch der Liebling der Zuschauer, und jetzt ein Reizmittel für dieselben zum Lachen und zum Verhöhnen! Hätte es in seiner Macht gestanden, er würde ihnen sämmtlich über das Lachen die Köpfe eingeschlagen haben. Was aber half ihm jetzt noch seine Wuth, sein Jähzorn, er mußte sich unter sein Schicksal beugen, wollte er nicht dem Hunger preisgegeben werden.

Die Rolle aber, welche er in seinen Vorstellungen spielen mußte, die des verachteten, verlachten Krüppels, dieselbe Rolle spielte er auch schon in Wirklichkeit in täglichen Leben, denn seine Collegen, gegen die er immer so unfreundlich und beleidigend gewesen war, rächten sich jetzt an ihm, verlachten ihn und nannten ihn den lahmen Krüppel. Und doch durfte er ihnen nicht bös antworten, weil ihn der Director nur aus Mitleid in seinem Dienst behalten hatte und ihn beim ersten Streit entlassen haben würde.

Nur der Trompeter blieb freundlich mit ihm, weil er ihm half seinen geringen Gehalt in Branntwein zu vertrinken.

Und der Branntwein wurde Franzens einziger Trost, denn er machte ihm seine Vergangenheit und die jetzigen Folgen seiner vielen Vergehen vergessen.

Der Director ließ sich nun mit seinem Circus auf einem Dampfschiff den Hudsonfluß hinauf bis nach Albany fahren, zog von da mit seinen Wagen durch den Staat von Newyorck nach Westen von Städtchen zu Städtchen, und gab in jedem kleinen Orte Vorstellungen.

Er beabsichtigte im Sommer einige Monate am Niagara-Falle zuzubringen, weil um diese Zeit dort fortwährend eine sehr große Zahl von Fremden verweilte und er voraussichtlich dort gute

Geschäfte machen würde. Im Herbst wollte er dann durch den Staat Ohio bis zum Ohioflusse ziehen, um sich auf demselben und auf dem Mississippi-Flusse nach New-Orleans einzuschiffen und dort in der Weltstadt den Winter über zu bleiben, wo in dieser Jahreszeit aller Luxus, aller Reichthum des Südens sich versammelt.

Es war an einem warmen Frühlingsabend, als der Schulze Garbauer mit seiner Frau und mit dem Pastor Hagen und dessen Gattin in der Hainbuchenlaube seines Gartens saß, und sie tief betrübt darüber redeten, was wohl aus ihren Söhnen geworden sein möchte Die Freude, welche das Lebenszeichen Otto's von dem Schiffe Marie aus seinen Eltern gebracht hatte, war lange verblichen, und die Hoffnung, welche damals für Franzens Eltern daraus aufkeimte, hatte dieselben gänzlich wieder verlassen.

Sollte Otto denn abermals Schiffbruch gelitten haben, oder sollte das Schiff, auf welchem er sich befand, als er jenes Lebenszeichen von sich gab, ein Walfischjäger gewesen sein, der in den Polarmeeren überwintert hat?

So fragte sich der Schulze immer wieder, nichts aber wollte ihm Auskunft darüber geben. Dennoch hielt er an seinem Vertrauen auf Gottes Gnade fest und ließ darum auch seine Hoffnung nicht schwinden, während seine Frau, weniger stark, sich täglich mehr ihrer Trauer über den Verlust ihres geliebten einziges Kindes hingab.

Der Pastor und seine Frau hatten es längst aufgegeben, noch zu hoffen, daß sie jemals ihren geliebten Franz wieder sehen, oder nur von ihm hören würden, sie glaubten ihn nicht mehr unter den Lebenden.

„Bester Freund, wozu wollen wir uns immer wieder Hoffnung einreden, um uns alsbald wieder getäuscht zu sehen," hub der Pastor zu dem Schulzen gewandt an, „unsere Söhne sind todt,

und zwar ist der Ihrige auf gutem Wege, der meinige aber leider auf bösem aus diesem Leben geschieden."

Diese letzten Worte sagte der Pastor mit einem schweren Athemzug und einem entsetzlich traurigen Blick nach Oben, während seine Frau das Haupt senkte und die Thränen verbergen wollte, die ihren Augen entquollen.

„Und wäre es wirklich so, dann in Gottes Namen!" sagte der Schulze, „was er thut, ist wohlgethan! Aber noch gebe ich die Hoffnung nicht auf, und auch Sie, bester Freund, dürfen es nicht thun; denn bekämen wir Lebenszeichen von unseren Söhnen, so würden wir uns unnöthig gemartert und unserer Gesundheit Schaden zugefügt haben."

„Sehen Sie hier, theuerster Freund, der Gram hat mein Haar bereits ganz weiß gebleicht!" versetzte der Pastor mit tiefstem Weh, und legte seine abgemagerten Hände auf sein schneeweißes Haupt, da kam der Postbote durch den Garten herangeschritten und hielt mehrere Briefe in der Hand.

Der Schulze, wie von einer Ahnung getrieben, ging ihm rasch entgegen, und in demselben Augenblick, als er ihm die Briefe abnahm, rief er jauchzend und jubelnd aus:

„Briefe von unserm Otto, Frau!"

Mit einem Freudenschrei sprang diese auf, eilte nach ihrem Manne hin, und rief:

„Gelobt sei Gott, der Allmächtige, in alle Ewigkeit!"

Dann schlang sie freudebebend ihre Arme um den Schulzen und küßte ihn, und ergriff mit zitternder Hand die Briefe, um die Aufschrift zu lesen.

„Ja, ja, sie sind von unserem guten Otto," sagte sie unter Thränen und drückte die Briefe an ihre Lippen.

Der Pastor und seine Gattin waren gleichfalls aufgestanden, und sahen mit einem Anflug von Hoffnung auf die glücklichen

Eltern und auf die Briefe; war es doch möglich, daß auch eine Nachricht über ihren Franz darin stand.

„Nun, alter Freund, wer weiß, ob die Briefe nicht auch Ihnen eine Freudenbotschaft bringen," sagte der Schulze, und setzte sich mit den Anderen an dem Tische nieder.

Er öffnete rasch einen der Briefe Otto's, und zwar den, welchen derselbe geschrieben hatte, ehe er mit Franz zusammengetroffen war.

„Nun, das nenne ich mir einen langen Brief," sagte er, die zwei eng beschriebenen Bogen aus dem Couvert hervornehmend.

Dann öffnete er schnell den zweiten Brief von Otto, und reichte ihn seiner Frau mit den Worten:

„Da hast Du auch etwas von unserem Liebling zu lesen, es muß ihm gut gehen, sonst hätte er nicht so viel geschrieben."

„Von wem mag dieser Brief sein, er ist auch von Newyork," fuhr er freudig bewegt fort und öffnete den dritten Brief, nach dessen Unterschrift er nun schnell blickte.

„Mein Gott, von dem guten, ehrlichen Harmsen, so ist er auch noch am Leben, wie wird sich seine Frau freuen, die ihn als todt so tief betrauert hat."

Dann reichte er den Brief an den Pastor und sagte:

„Den können sie unterdessen lesen, lieber Freund, Harmsen ist gewiß ein Schicksalsgefährte unseres Otto gewesen."

Der Pastor nahm den Brief, der Schulze aber legte sich schnell in seinen hölzernen Armstuhl zurück, und begann Otto's erstes Schreiben zu durchfliegen.

Es war ein allgemeines Schweigen eingetreten, weil Aller Aufmerksamkeit durch den Inhalt der Briefe gefesselt wurde, als plötzlich der Pastor wie in freudigem Schreck ausstieß:

„Franz ist in Newyork, gelobt sei der Herr!"

Dabei ließ er, von der Freudenbotschaft überwältigt, den

Brief auf den Tisch sinken, faltete dann seine Hände, und sagte mit einem dankbaren Blick nach oben:

„Allmächtiger, ich danke Dir!"

„Ist es möglich?" rief der Schulze freudig aus, „nun sehen Sie, ich hatte doch Recht, wenn ich Ihnen immer Hoffnung machte."

„Lies doch weiter, lieber Hagen," bat dessen Frau jetzt in Freude und Verlangen zitternd, und reichte ihm den Brief vom Tische.

„Es wäre des Glückes schon genug, zu wissen, daß unser Franz noch am Leben ist," sagte der Pastor sich ermannend, und hob den Brief wieder vor seinen Blick, während die Frau des Schulzen, die Otto's zweiten Brief, worin derselbe über Franz Mittheilung machte, durchflogen hatte, mit tiefem Mitleid nach dem Pastor und seiner Gattin hinschaute.

Der Pastor las weiter, der Brief begann in seiner Hand zu zittern, sein Gesicht wurde immer bleicher und mit dem Ausruf:

„Gerechter Gott — Kunstreiter — Mörder — Krüppel!" fiel ihm das Papier aus der Hand.

Dann bedeckte er sein Gesicht mit beiden Händen, und fiel darauf, wie im Starrkrampf, mit stierem Blick regungslos auf die Bank, auf welcher er saß.

Zu Tode entsetzt hatte seine Frau ihre Arme um ihn geschlungen und versuchte ihn aufzurichten, und der Schulze und seine Gattin sprangen erschrocken ihm zu Hilfe, doch er gab kein anderes Lebenszeichen von sich, als daß er noch mühsam Athem holte.

Der Schulze hob ihn nun von der Bank auf, legte seinen Arm unter den Schultern um ihn und führte ihn mit Hilfe der Frauen durch den Garten nach seinem Hause, wo er ihn auf das Sopha in seinem Wohnzimmer niederlegte und das Dienstmädchen Gretchen dann eilig nach dem Arzte schickte.

Derselbe kam sehr bald, gab Medizin, zuckte aber bedenklich die Achseln, und ließ den Kranken zu Bette bringen.

Er bot Alles auf, um die sinkende Lebenskraft in dem Pastor wieder zu heben, doch es war Alles umsonst, gegen Mitternacht schlief er ein, um nicht wieder zu erwachen.

In tiefstem Weh stand der Schulze und auch dessen Frau an dem Sterbebette des langjährigen Freundes, dessen Leben durch die Schlechtigkeit seines einzigen Kindes so sehr verbittert und nun schließlich einem verfrüheten Ende zugeführt worden war.

Die Frau des Schulzen blieb während der Nacht bei der Pastorin, um ihr Trost einzusprechen, der Schulze aber ging nach Hause und laß den Brief, dessen Inhalt dem Pastor das Leben gekostet hatte.

Harmsen sagte darin dem Schulzen, wie Franz vom Pferde gestürzt war und wie Otto sich seiner so außerordentlich liebevoll angenommen habe, und theilte ihm schließlich noch mit, daß Franz seinen Lehrmeister mit dem Peitschenknopf erschlagen hätte und darüber zu einem halben Jahre Gefängniß verurtheilt worden sei.

Er bat aber zugleich, bei dessen Vater, dem Pastor, keinen anderen Gebrauch von diesen seinen Mittheilungen zu machen, als einen solchen, den er zum Besten des armen Mannes für rathsam hielt.

Der Schulze war in tiefster Seele davon ergriffen, daß der Zufall dem Briefe eine so unglückliche Wirkung verliehen hatte, er selbst hatte ja nicht geahnt, welche Schreckenskunde derselbe für seinen Freund in sich barg. Sein eigenes namenlos hohes Glück wurde augenblicklich sehr durch dessen trauriges Ende getrübt, und es konnte das Leid über den Verlust seines Freundes nicht aus einem Herzen verdrängen.

12. Kapitel.

Der Niagarafall. Ausverkauf. Die beiden Gauner. Das Schimmelchen. Die Straßenräuber. Die Fliehenden. Gefangen. Die Hinrichtung.

Während dieser Zeit führte der Urheber all dieses Unglücks, Franz Hagen, ein, wenn auch nicht vergnügtes, doch aber ein sorgenloses Leben, hatte wenig Arbeit zu thun, und Branntwein genug, um sein Gewissen zum Schweigen zu bringen.

Schon seit einigen Monaten zog der Circus von Ort zu Ort durch den Staat Newyork, doch der Director hatte schlechte Geschäfte gemacht, so daß er manchmal kaum so viel eingenommmen hatte, um seine Künstler regelmäßig jede Woche zu bezahlen. Aus diesem Grunde wurden die Pferde mit Futter knapp gehalten, weshalb sie natürlich das schöne Aussehen verloren und halb ausgehungert zu leichten kräftigen Bewegungen und Sprüngen unfähig geworden waren.

Noch setzte der Director seine Hoffnung auf seine Vorstellungen am Niagara-Falle, dem er sich jetzt näherte, denn dort befanden sich augenblicklich, wie er in Erfahrung gebracht hatte, außerordentlich viele Fremde. Das Glück aber schien ihm nicht hold zu sein, denn einige Tage vor seiner Ankunft an dem Falle verließen ihn seine beiden besten Kunstreiter. Dies war ihm ein sehr harter Schlag, denn um die Lücken wieder auszufüllen, bedurfte es vieler Zeit, und sein Geschäft mußte täglich verdienen, sollte es nicht still stehen. Ohne die beiden Hauptkünstler aber konnte er nicht hoffen, daß die gute Gesellschaft seine Vorstellungen besuchen würde, wenn auch die Späße, welche der Trompeter mit dem verunstalteten Franz machte, den dritten Zuschauerplatz füllten.

Mit sehr bangen Erwartungen traf der Director mit seinem Circus am Niagara-Falle ein, und fand die große Zahl von Gasthäusern zu beiden Seiten des Flußes mit Gästen gefüllt.

Sofort wurde der Circus aufgestellt, die riesengroßen Anschlagszettel an allen Gasthäusern angeklebt, und am dritten Tage wurde ein großer Paradezug gehalten. Der Trompeter als Hanswurst auf einem Esel voran, mit dem verunstalteten und abscheulich bemalten Franz auf seinem Schimmelchen hinter sich, eröffneten den Zug, der aus fünf bunt gekleideten Reitern und einer roth und weiß geschminkten Reiterin auf abgetriebenen mageren Pferden bestand.

Der ganze Aufzug trug Verkommenheit und Armuth zur Schau, die Kleidungen der Leute waren abgetragen und verschossen, und das erzwungene Lächeln auf ihren abgelebten Gesichtern sah aus wie Spott über sich selbst.

Wie konnten die hier versammelten Fremden, den Wundern der Natur gegenüber, welche die Riesenwasserfälle vor ihnen entfalteten, nur einen Blick für diese erbärmliche Parade haben.

Mit Widerwillen wandten sie sich von ihr ab, und sahen staunend nach dem großen Hufeisenfall hin, der in einer Breite von dreitausend Fuß seine vierzig Fuß dicke Wassermasse von einer Höhe von zweihundert Fuß hinab in das Flußbett stürzt und durch seine hufeisenartig gebogene Form einen Kessel bildet, aus welchem eine ewige Wasserstaubsäule sich hoch zum Himmel aufwirbelt.

Es ist der Eriesee, der hier seine Fluthen hinunterjagt und mit einem anderen Arme eine Insel umschließend, einige tausend Schritte weiter den Strom hinab von derselben Höhe hinuntertobt, daß die Erde zittert und jeder Ton unten am Strombett von seinem Donner verschlungen wird.

Wie fortwährend sinkende smaragdgrüne Krystallwände, aus denen tausend große und kleine Cascaden hervorschießen und ihren Gischt dem ewigen Wirbelsturme im Kessel zufliegen lassen, fallen die Wogen des Sees über die hohen Felsenwände hernieder, und

jeder Sonnenblick übergießt sie mit einem Funkeln und Blitzen, als wären sie mit Schauern von Brillantregen übergoßen. Und jeder Sonnenblick zaubert auf den aufwirbelnden und den Fluß hinabwehenden Wasserstaub einen Regenbogen so prächtig und farbig, als sei er aus Edelsteinen geformt, während das Licht des Mondes denselben in den Schattirungen des Silbers in wunderbarer Schönheit zeigt.

Und diesen erhabenen Naturschönheiten gegenüber, welche die Macht und Glorie ihres Schöpfers verkünden, sollten die Besucher der Wasserfälle noch einen Gedanken, noch einen Blick für die alles Edle herabwürdigende Erscheinung des Trompeters Sturz und des verunstalteten Franz Hagen haben, diesen Wundern gegenüber sollten sie sich in eine elende Bretterbude einschließen und die Menschen= und Thierquällerei mit ansehen, welche auf den großen Zetteln als Kunstvorstellungen ausgeschrieen wurden! Das war ja unmöglich, und der Director hätte es vorausfühlen müssen, daß dies nicht der Ort für seine armseligen Vorstellungen war.

Der Abend kam, der Trompeter blies wieder und wieder, bis ihm der Athem ausgehen wollte und seine große Nase noch röther wurde, als sie schon war, doch die Bude blieb leer und der Trompeter schien die Leute eher fortzutreiben, als heranzuziehen. Fünf Tage lang harrte der Director dennoch aus, dann aber brach er seinen Circus wieder ab und sagte dem Niagara=Falle Lebewohl.

Sein Geld ging zu Ende, und er hatte kaum noch so viel, um seinen Leuten den Gehalt zu zahlen und für die Pferde Futter zu kaufen.

Er richtete seinen Weg nach der nahen großen Stadt Buffalo, ohne Absicht zu hegen, dort Vorstellungen zu geben, denn in dieser Stadt befand sich ein stehender Circus ersten Ranges.

Er fuhr nur durch, übernachtete einige Meilen jenseits im Freien und wollte darauf am folgenden Morgen nach einem Städtchen Hamburg unweit des Erie-Sees aufbrechen, da traten seine Kunstreiter und auch die Reiterin zu ihm und erklärten ihm, daß sie nicht weiter mit ihm ziehen wollten, weil er voraussichtlich ihnen ihren Gehalt zu zahlen nicht im Stande sein werde. Sie sagten, sie hätten beschloßen, nach Buffalo zurückzugehen, und bei dem dortigen Circus ein Unterkommen zu suchen.

Der Director gerieth in große Verlegenheit und suchte die Leute zu überreden, bei ihm zu bleiben, sie blieben aber fest bei ihrem Entschluß, und er mußte sich in sein Schicksal ergeben; denn er wußte, daß er gesetzlich die Person eines Dieners nicht halten konnte und daß ihm nur ein Klagrecht auf Schadenersatz wegen einseitig aufgelöstem Vertrag zustehe.

Mit dem Trompeter und Franz allein konnte er natürlich das Geschäft nicht fortsetzen, ja er konnte mit ihnen allein nicht einmal die Weiterreise unternehmen, und so mußte er, ob er wollte oder nicht, sofort umkehren und wieder nach Buffalo zurück fahren.

Es blieb ihm nun nichts Anderes übrig, als sein ganzes Circusmaterial bestmöglichst zu verkaufen und sich nach einer anderen Erwerbsquelle umzusehen.

Es gelang ihm auch bald, das ganze Inventar, allerdings für einen sehr niedrigen Preis, an Mann zu bringen, nur für die Pferde setzte er eine öffentliche Versteigerung an, weil er hoffte, daß der Besitzer des stehenden Circuses die Preise für dieselben in die Höhe treiben werde.

Dies geschah auch, und ein Pferd nach dem anderen ging in dessen Hände über. Das letzte, welches zum Verkauf vorgeführt wurde, war das Schimmelchen, welches Franz so gut dressirt hatte.

Franz war außer sich über den Verlust des herrlichen Thieres,

welches ihm so viel Freude gemacht hatte, und hätte er das Geld gehabt, so hätte er es gekauft und wäre mit ihm durch das Land gezogen, um seine Kunststücke sehen zu lassen und sich dadurch sein Brod zu verschaffen. So aber mußte er Abschied von ihm nehmen und dabei stehen, wie immer höhere Gebote für seinen Liebling ausgerufen wurden.

Unter den Bietern befand sich ein ältlicher Herr, Namens Pindel, der, wie es schien, das Thier um jeden Preis erstehen wollte. Er war ein kleiner, sehr wohlbeleibter Mann mit feistem, hochgeröthetem Antlitz und einer Perrücke auf dem Kopf. Aus den Geschäften hatte er sich zurückgezogen, lebte von seinem großen Einkommen als alter Junggeselle, und führte eine sehr gute Tafel. Die Bewegung zu Fuß, welche ihm seiner Gesundheit wegen von seinem Arzte dringend angerathen war, wurde ihm seiner fetten Leibesverhältnisse wegen aber sehr beschwerlich, weshalb er sich schon seit einiger Zeit nach einem kleinen, besonders frommen Pferdchen umgesehen hatte, welches ihn nach seinen sehr reichen Mittagsmahlzeiten spazierentragen sollte.

Der Besitzer des großen Circuses, welcher die übrigen Pferde bereits gekauft hatte, wollte auch das Schimmelchen haben, und stellte Herrn Pindel vor, daß er für seinen Zweck ja hundert ähnliche Pferde finden könne, die ihm nicht die Hälfte kosten würden, da er bei diesem Thiere dessen Kunststücke mit bezahlen müsse, die ihm von keinerlei Nutzen wären; Pindel aber antwortete ihm gar nichts darauf, spielte mit seiner schweren goldenen Uhrkette, und gab immer wieder höheres Gebot ab.

So wurde der Preis für das Schimmelchen auf fünf hundert Dollars gesteigert, worauf der Circusbesitzer nicht weiter bot, und Herrn Pindel der Zuschlag ertheilt wurde.

Er zahlte sofort das Geld, und ließ das Thierchen durch

einen Neger hinter sich her nach seinem Hause führen, während Franz ihm mit grimmigen Blicken nachsah.

Das Kunstreiterleben war nun für Franz und auch für den Trompeter zum Abschluß gekommen; denn Beide waren mit ihrem Gesuch um Anstellung von dem Circusbesitzer abgewiesen worden.

Da standen sie nun auf ganz fremdem Boden mit nur noch wenigen Dollars in den Taschen und ohne Aussicht, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen; denn Arbeit zu suchen kam ihnen gar nicht in den Sinn. Der Trompeter aber meinte, es würde sich schon eine Gelegenheit bieten, um zu Gelde zu kommen.

Mit diesem Troste wandelten sie in der großen Stadt hin und her, in den Hauptstraßen sowohl, als auch in den engen Nebengassen, in welchen sich jedoch häufig die größten Lagerhäuser und die Comptoire der größten Geschäfte befanden.

Der Trompeter musterte alle Örtlichkeiten, und stellte augenscheinlich seine Betrachtungen darüber an; denn er legte mitunter seine Finger an seine große Nase, welches er beim Sinnen und Nachdenken zu thun pflegte.

Gegen Abend gingen sie in ein Trinkhaus, aßen etwas kaltes Fleisch und Brod, und tranken und rauchten, bis es Nacht geworden war. Dann aber begannen sie wieder die Stadt zu durchwandern, und hielten sich namentlich in einer Straße, von welcher sehr viele schmale Gassen nach dem Wasser hinabliefen und in welcher sich die Hauptgeschäftshäuser befanden.

So belebt dieselben auch während des Tages waren, wo sie das donnernde Rollen von Güterwagen erschütterte und auf den Trottoirs geschäftige Menschen sich hin und her drängten, so waren sie jetzt öde und still, denn die meisten Comptoire waren bereits geschlossen, und nur dann und wann öffnete sich in denselben noch eine Thür, und ein verspäteter Geschäftsmann kam daraus hervor, um sich nach seiner Wohnung zu begeben.

Der Trompeter bog in eine dieser schmalen Straßen ein, ging in derselben hinab bis an das Schiffswerft, und folgte diesem bis zu der nächsten Gasse, welche wieder nach der Hauptstraße hinaufführte und in welche er dann wieder einlenkte.

So hatte er mit Franz schon mehrere dieser Nebenstraßen auf und ab durchwandert, als er abermals in eine derselben eintrat und sie nach dem Werfte hinab verfolgte.

Die Straße war sehr spärlich erleuchtet, doch gegen das Licht auf dem Werfte sah der Trompeter in der Ferne eine dunkle Gestalt aus der Häuserreihe, an welcher er hinschritt, hervortreten und nach kurzem Aufenthalt an der Thür ihm entgegenkommen. Sturz mäßigte jetzt seine Schritte, so daß er unter eine der wenigen Laternen gelangte, als der fremde Herr nur noch einige Schritte von ihm entfernt war und ihn das Licht der Laterne hell beleuchtete.

Der Trompeter trat etwas zur Seite an das Haus, um ihm Platz zu machen, während Franz zu gleichem Zwecke von dem Trottoir ab auf die Straße ging.

In dem Augenblicke aber, als der Herr an dem Trompeter vorüber geschritten war, drehte sich dieser nach ihm um, und schlug ihm mit solcher Gewalt oben auf den Hut, daß ihm derselbe bis auf die Schultern über den Kopf fuhr.

Der Fremde griff mit beiden Händen nach dem Hut, um sein Gesicht davon zu befreien, denn er konnte nicht hören, nicht sehen und kaum noch Athem holen, der Trompeter aber hatte schon seine Hände in den Taschen des Mannes, nahm dessen Brieftasche und Geldbeutel daraus hervor, zog ihm dann noch die goldene Uhr mit schwerer goldenen Kette ab, und sprang nun mit der Beute fliegenden Fußes die Gasse hinunter nach dem Werfte, während Franz alle seine Kräfte aufbot, um trotz seines kurzen, lahmen Beines bei ihm zu bleiben.

An dem Ende der Straße angelangt, blieb der Trompeter einen Augenblick stehen und sah nach dem Beraubten zurück, der noch immer in dem Scheine der Laterne gebückt stand, und an dem Hute zerrte, um seinen Kopf daraus hervorzuziehen.

„Ha, ha, ha!“ lachte der Trompeter auf, „der Kerl war richtig gefangen, sieh' nur, er kann noch immer nicht aus der Falle heraus kommen. Nun laß uns aber eilen, daß wir fortkommen, Franz, denn sobald er nur den Mund aus dem Hute heraus hat, wird er einen Höllenspektakel machen.“

Bei diesen Worten schritt er, ohne zu laufen, so schnell er gehen konnte, an dem Werfte hin, eilte erst nach langem Marsch wieder nach der Hauptstraße hinauf, und begab sich von da mit Franz nach der ganz entgegengesetzten Seite der Stadt, wo sie in einem Wirthshause niederer Klasse einkehrten.

Sie ließen sich sogleich ein Zimmer geben, der Trompeter verschloß die Thüre, und trat dann an den Tisch, indem er sagte:

„Nun wollen wir einmal sehen, was wir eigentlich verdient haben.“

Dabei zog er zuerst den gestohlenen Geldbeutel aus der Tasche und leerte ihn auf dem Tische aus. Die Baarschaft bestand in einigen Goldstücken und wenigem Silbergeld.

Sturz hatte es schnell gezählt und sagte leicht hin:

„Das ist nicht viel — zwei und dreißig Dollars!“

„Aber in der Brieftasche,“ fuhr er fort, nahm diese aus seinem Rock hervor und untersuchte eilig deren Inhalt.

„Sieh, das ist schon besser, drei hundert und zehn Dollars in Banknoten und hier noch eine Anweisung von tausend Dollars auf die Bank.“

Einige Augenblicke sah er sinnend auf das Papier, schüttelte dann den Kopf und sagte:

„Schade — die können wir nicht eincassieren, denn man würde

uns sogleich dabei festhalten, der Kerl hat es sicher der Bank schon angezeigt. Nun, Reisegeld haben wir, und morgen frühzeitig wollen wir uns auf den Weg machen; denn wir sind hier nicht sicher. Es war eine rechte Dummheit, daß wir zusammen gingen, denn der Kerl hat gewiß Dein kurzes Bein gesehen, und das kann uns verrathen."

„Du mußt morgen Früh, wenn der Tag kommt, allein aus der Stadt gehen, und zwar auf dem Wege nach Hamburg bis dahin, von wo wir mit dem Circus umkehrten und wieder hierher zurückfuhren. Es ist ja nur eine Meile weit, und Du kannst in dem Wäldchen an der Straße auf mich warten; dort sieht Dich Niemand. Ich will während des Vormittags versuchen, ob ich nicht noch so ein Geschäftchen machen kann."

Nachdem er nun auch noch die goldene Uhr mit Kette auf hundert Dollars geschätzt hatte, steckte er die gestohlenen Gegenstände wieder in seine Taschen und sagte:

„Nun wollen wir uns aber noch einen tüchtigen Punsch heraufbringen lassen und ihn auf das Wohl des Hutes trinken, den ich dem Herrn über den Kopf trieb, denn ohne ihn hätten wir das Reisegeld nicht bekommen."

Der Punsch wurde bald darauf den beiden Gaunern in das Zimmer gebracht, sie tranken, bis ihnen das Reden schwer wurde und die Augen zufielen, und legten sich dann zum Schlafen nieder. Die Besorgniß wegen ihrer Sicherheit ließ sie Beide noch vor Tagesanbruch erwachen, und bei dessen erstem Schimmer schlich sich Franz schon aus dem Hause und trat seinen Weg aus der Stadt und nach dem Wäldchen an, wo er den Trompeter erwarten sollte.

Er hinkte auf der Straße hin, sah aber wieder und wieder ängstlich nach der Stadt zurück, als fürchte er, daß man ihm folgen und ihn verhaften würde. Doch die Straße blieb menschen=

leer, denn es war Sonntag-Morgen, wo Niemand Geschäften nachging.

So gelangte Franz, nur einigen Reitern begegnend, nach dem Wäldchen, eilte in dessen Schatten und legte sich dort unter einem Baume nieder, von wo er zwischen dem dichten Buschwerk doch einen Blick auf die Straße frei hatte.

Er war sehr müde und fiel bald in festen Schlaf. Die Sonne stand schon ziemlich hoch, als ihre Strahlen ihm auf das Gesicht fielen und ihn aufweckten.

Die Frische des Morgens war erquickend, und die Vögel hatten ihr Morgenlied noch nicht beendet, während Franz besorgt auf der Straße nach der Stadt zurückschaute, ob er den Trompeter noch nicht gewahren könne. Dieselbe war aber noch still und öde und kein Mensch auf ihr zu erblicken.

Da plötzlich erschien in der Ferne auf einem Schimmel ein Reiter, der dem Anscheine nach keine Eile hatte, denn das Pferd ließ den Kopf herunter hängen und ging halb Schritt und halb Trab, wobei sein Reiter, wie in einem Schaukelstuhl, sich auf dem Sattel hin und her wiegte.

Je näher er kam, um so aufmerksamer wurde Franz auf das Pferd, es schien ihm, als habe es Ähnlichkeit mit seinem Schimmelchen, nur daß er dieses niemals hatte so schläfrig gehen sehen. Und doch kam es ihm immer mehr vor, als ob es sein Liebling sei. Er sprang auf, spähte noch schärfer nach ihm hin, und erkannte auch bald in seinem Reiter den kleinen dicken Herrn, der es in der Auction für einen so hohen Preis gekauft hatte.

Der Gedanke durchzuckte Franz, dem Manne das Thier abzunehmen, doch zugleich dachte er an die bösen Folgen, die ein solcher Raub auf offener Landstraße für ihn haben könnte. Er war schon bis hinter die letzten Büsche des Wäldchens an die Straße getreten, als Herr Pindel in größter Seelenruhe mit freu-

dig glänzendem Antlitz herangeritten kam und dem Thierchen liebevoll den Hals klopfte. Während dieser Liebkosungen ging das Schimmelchen immer langsamer, und fiel, als es an Franz vorüberzog, in Schritt. Herrn Pindel gewährte diese Gangart jedoch zu wenig Bewegung, er zuckte mit dem Zügel mehrere Male, und sagte dabei mit freundlichem Tone:

„Go ahead!“ (geh vorwärts).

Das Wort ahead, welches Herr Pindel besonders betonte, klang aber gerade so wie das Wort dead (todt), und kaum war es über die Lippen des Reiters zu den Ohren des so gut dressirten Pferdchens gedrungen, als dieses sich so plötzlich zu Boden warf, daß Herr Pindel sofort daneben lag und in den Staub der Straße rollte.

Mühsam und mit Worten des Unwillens hob er sich auf die Füße, setzte seinen ihm vom Kopfe gefallenen grauen Hut wieder auf, und wandte sich zu seinem Schimmelchen, welches wie todt ausgestrekt vor ihm lag. Er erfaßte den Zügel, zog und zuckte daran und ermunterte durch freundliche Worte das Thier auf, sich zu erheben, es rührte aber kein Glied und hielt die Augen geschlossen. Nach und nach wurde Herr Pindel ungehalten, schlug es mit der Hand und stieß es auch wiederholt mit dem Fuße, aber alles umsonst, das Schimmelchen wurde nur immer starrer und gab kein Lebenszeichen von sich. Herr Pindel gerieth in die größte Verlegenheit, denn hier länger verweilen konnte er nicht, und es schien ihm, daß das Thier wirklich todt sei, der Schlag mußte es wahrscheinlich gerührt haben. Noch wollte er aber den Versuch machen, ob er es nicht vielleicht durch Schläge wieder auf die Beine bringen könne.

Er zog ein Messer aus der Tasche hervor, ging in das Wäldchen, um dort einen Stock zu schneiden und schritt nahe an Franz vorüber, der sich hinter dem Busche verbarg. Kaum aber war

Herr Pindel noch einige Schritte weiter gegangen, als Franz aus seinem Versteck hervor und nach dem Schimmelchen hinrannte.

„Der Wolf kommt!" schrie er, indem er den Zügel ergriff, das Thier sprang blitzschnell empor, Franz hob sich in demselben Augenblick in den Sattel, und sprengte zum größten Entsetzen des Herrn Pindel trotz dessen Rufen und Drohen auf der Straße davon.

Pindel stand vor dem Wäldchen und schaute in Wuth und Verzweiflung seinem Lieblingsthiere nach, von dem er nicht geglaubt hätte, daß es so außerordentlich schnell laufen könne, doch bald verlor er es aus den Augen, da die Straße sich um das Wäldchen bog. Nun aber von Zorn und Entrüstung getrieben, strengte er sich an, auf seinen eigenen Füßen baldmöglichst nach der Stadt zurück zu kehren, um sogleich den Pferdedieb verfolgen zu lassen.

Franz jedoch ritt nicht weit, sobald er vor dem Blick des Herrn Pindel durch das Wäldchen geschützt war, kehrte er in dieses zurück, stieg ab, und leitete nun seinen Liebling in dem Gehölz fort, bis wo er wieder die Straße nach der Stadt überblicken konnte. Sein Verlangen nach dem Erscheinen des Trompeters steigerte sich mit jeder Minute, doch sollte er nicht sehr lange darauf warten, denn bald sah er ihn in der Ferne im Eilschritt herankommen. Er band den Zügel seines Pferdchens an einen Baum, eilte seinem Gefährten entgegen, und erzählte ihm hastig, was sich zugetragen hatte.

„Du bist ja ein Teufelskerl," sagte der Trompeter vergnügt, „nun fehlt mir noch ein Pferd, und dann sollen sie uns wohl laufen lassen. Wir schlagen den nächsten Seitenweg ein, und flüchten uns nach dem Walde dort in der Ferne, der scheint sehr groß zu sein."

Hiermit hatten sie das Pferdchen erreicht, führten es wieder auf die Straße, und Franz bestieg dessen Rücken, weil sie in dieser Weise schneller vorwärts kamen.

In kurzer Entfernung schon bog eine Straße nach Osten ab in der Richtung nach dem bezeichneten Walde, und diese wählten die Diebe zu ihrer Flucht.

Ohne zu rasten, schritt der Trompeter neben dem Schimmelchen hin, so schnell er gehen konnte, und die Sonne stand im Zenith, als sie sich dem Walde näherten. Sie waren Niemandem begegnet, auch war kein Mensch hinter ihnen auf dem Wege zu sehen, da plötzlich kam ein Reiter aus dem Walde hervorgeritten.

„Sieh dort ein Reiter," sagte der Trompeter, „er scheint ein alter Mann zu sein, wenn ich seinen Gaul erwischen könnte, wäre uns geholfen."

„Aber hier auf der offenen Straße?" bemerkte Franz ängstlich.

„Das ist ja einerlei, bin ich erst einmal im Sattel, dann jagen wir davon, bis die Nacht hereinbricht," antwortete der Trompeter, und setzte, seinen dicken Knotenstock schwingend, noch hinzu:

„Eines nur ist dumm, nämlich daß der Gaul ein Schecke ist, man kennt ihn zu leicht von weitem, ein Brauner wäre besser."

„Wir wollen es lieber nicht thun, man könnte uns fangen," sagte Franz besorgt.

„Du hast auch gar keine Courage," versetzte der Trompeter; „reite jetzt voran, als gehörten wir nicht zu einander, ich will mit dem alten Kerl schon fertig werden."

Der Trompeter blieb jetzt hinter Franz zurück, und dieser war ihm schon einige hundert Schritte vorangeeilt, als der fremde Reiter auf Sturz zuritt.

„Um Vergebung, wie viel Uhr mag es wohl sein," fragte der Trompeter, auf den alten Herrn zugehend und höflichst seinen Hut abnehmend.

Der Fremde, ein Mann von einigen fünfzig Jahren, dem Anscheine nach ein Farmer, hielt sein Pferd an, und zog seine Uhr aus der Tasche, um die so höflich an ihn gerichtete Frage zu beantworten.

In demselben Augenblick aber hatte der Trompeter den Zügel des Rosses erfaßt, und schlug den alten Mann mit seinem Knotenstock so heftig gegen den Kopf, daß derselbe die Besinnung verlor und von dem Pferd herab auf die Straße fiel.

Der Trompeter riß ihm die Uhr aus der Tasche, schwang sich auf den Rücken des Schecken, und sprengte in Carriere hinter Franz her.

„Nun sind wir geborgen," rief er ihm zu. „Vorwärts!"

Fort stoben sie in den Wald hinein und auf der Straße fort, daß es ihnen schien, als ob die Bäume an ihnen vorüberflögen.

Meile auf Meile blieb hinter ihnen zurück, und ihre Pferde waren mit Schaum bedeckt, als Franz rieth, etwas langsamer zu reiten, weil sein Schimmelchen außer Athem wäre.

Sie wären kurze Zeit im Schritt der Straße gefolgt, als ein roher Fahrweg links ab bog, und der Trompeter sagte:

„Wir wollen diesem Wege folgen, denn auf der Landstraße möchten wir an der Heimat meines Schecken vorüber kommen, dieser Weg bringt uns in eine ganz andere Richtung."

Derselbe war noch sehr wenig befahren, und wand sich zwischen den mächtigen Baumstämmen hin und her durch den hohen dichten Wald. Der kühle Schatten that den Pferden wohl, und die Reiter fühlten sich hier mehr versteckt und sicherer.

„Es wäre vielleicht besser, wenn wir in das Dickicht hineinritten und dort bis zur Nacht liegen blieben, um dann wieder der Hauptstraße zu folgen," sagte der Trompeter im Vorwärtsreiten.

„Ich bin es zufrieden," antwortete Franz, „hier aber ist der Wald gar zu dicht, wir würden die Pferde nicht durch die Dornen und Ranken hindurch führen können."

„Nun, wir folgen der ersten Lichtung," fuhr der Trompeter fort, als der Weg sich um sehr hohe dichte Büsche bog und die Reiter plötzlich sich vor einer ganz neu angelegten Farm befanden. Zu ihrem größten Schrecken saßen drei kräftige junge Burschen dicht am Weg auf der Einzäunung, in deren Mitte eine Anzahl Pferde und Maulthiere um eine Raufe standen und der Sonntags-Ruhe pflegten.

„Bei Gott, das ist ja Vaters Schecke!" rief der eine junge Mann und alle drei sprangen in den Weg auf den Trompeter zu, doch dieser hatte den Gaul schon herumgerissen, und sprengte, von Franz gefolgt, nach der Hauptstraße zurück, während ihnen Flüche und Drohungen der jungen Leute nachschallten.

Entsetzt trieben sie ihre Pferde auf dem rohen Wege hin und folgten dann der Landstraße im Sturmlaufe, ohne eines Wortes mächtig zu sein und ohne sich umzusehen, und erst, nachdem sie wohl eine englische Meilen hinter sich gelassen hatten, blickte sich der Trompeter um.

Er zuckte zusammen und rief mit krampfhaft gepreßter Stimme: „Da kommen sie schon — wir sind verloren!" Dabei hieb er sein Pferd mit seinem Stock, und Franz trieb sein Schimmelchen mit seiner Gerte an, so daß beide Thiere, alle ihre Kräfte aufbietend, dahin stürmten, doch die Pferde der drei jungen Männer waren noch frisch und sausten wie ein Sturmwind hinter ihnen her.

Mit jeder Minute kamen die Verfolger den Fliehenden näher, die Hufschläge ihrer Rosse drangen zu ihren Ohren, und wieder und wieder stotterte der Trompeter mit bebenden Lippen: „Ver-

loren, wir sind verloren!“ Dabei hieben Beide auf ihre ermattenden Pferde, und diese rafften schließlich noch einmal ihre Kräfte zu fliegendem Laufe zusammen, dann aber half kein Stock, keine Gerte mehr, die Thiere hatten den Athem verloren, sie fielen in Trab und nach wenigen Minuten hatten die drei Burschen sie erreicht.

„Schurke, wie kommst Du zu diesem Pferde?“ schrie einer der jungen Männer, indem er an den Trompeter heranjagte und ihn beim Kragen erfaßte.

„Es begegnete mir auf der Straße,“ stotterte dieser bebend, und hielt den Schecken an.

„Und da wolltest Du es stehlen,“ rief der erzürnte Bursch, „das soll Dir theuer zu stehen kommen.“

„Dann muß dem Vater etwas zugestoßen sein,“ sagte einer seiner Brüder, „laßt uns schnell zurückreiten.“ Dabei erfaßte er den Zügel des Schecken, und leitete diesen mit dem Trompeter neben sein Pferd.

Franz wollte den Augenblick benutzen, um sich fortzustehlen und ließ sein Schimmelchen im Schritt der Straße folgen, als der dritte Bruder ihm zurief:

„Heda, Du Kamerad dieses Pferdediebes, Du reitest mit uns, Dir ist Dein kleiner Schimmel wahrscheinlich auch auf der Straße begegnet.“

Franz lief es eiskalt durch die Glieder, und er wandte mit zitternder Hand sein Pferd, ohne eine Antwort zu geben.

Die jungen Männer nahmen nun die beiden Diebe zwischen sich, und trabten mit ihnen auf der Straße zurück, um sich über das Schicksal ihres Vaters Gewißheit zu verschaffen.

Beiden Sündern wurde mit jedem Augenblick das Herz schwerer, und namentlich dem Trompeter wurde es eiskalt, denn er sah sein Ende vor Augen. Da wandte er sich an den jungen

Mann, der sein Pferd leitete, und sagte mit flehender Stimme: „Lassen Sie uns doch unseres Weges gehen, wir wollen Ihnen auch das Schimmelchen geben."

„Das habt Ihr auch gestohlen, ihr Strauchdiebe, wir werden Euch an das Gericht in Buffalo abliefern."

Das Wort „Gericht" fuhr dem Trompeter durch Mark und Bein und nochmals stammelte er die Bitte hervor, ihn und seinen Gefährten frei zu lassen, doch die Burschen gaben ihm weiter kein Gehör und beeilten nur noch mehr die Schritte ihrer Pferde.

So hatten sie den Platz erreicht, wo der Waldweg nach ihrer neu angelegten Farm abbog, da rief der Älteste von ihnen freudig aus:

„Gottlob, dort kommt der Vater!"

Dabei zeigte er nach der nächsten Biegung der Straße, wo der alte Herr, an dem sich der Trompeter so unerhört versündigt hatte, langsam herangeschritten kam, und sein weißes Taschentuch gegen die linke Seite seines Kopfes hielt.

Kaum aber erblickte er die Reiter, als er ihnen mit seinem Tuche freudig zuwinkte und zugleich seine Schritte beschleunigte.

Nach wenigen Minuten hatte er sie erreicht und rief:

„Gottlob, daß Ihr den Hund gefangen habt, diesen Raubmörder — ein Wunder, daß er mich nicht todtgeschlagen hat!"

„Was sagst Du, geschlagen hat Dich dieser Kerl," schrien die drei Brüder wie aus einer Kehle, rissen den Trompeter vom Pferde, schlugen ihn zu Boden und traten ihn mit Füßen.

„So laßt uns den Hund sofort aufknüpfen," riefen sie dann in ihrer Wuth, und wollten ihn nach dem nächsten Baume schleifen.

„Nein, nein, thut ihm nichts mehr zu Leide, das Gesetz soll ihn richten," gebot der alte Herr, und trat zwischen seine Söhne und den Trompeter. Dann fuhr er fort:

„Ich gehe jetzt nach Hause, es ist ja nicht weit, und Ihr

bringt den Kerl nach Buffalo und übergebt ihn dort dem Gericht. Nehmt ihm aber jetzt erst meine Uhr ab, die er mir geraubt hat."

Im Augenblick hatten die Söhne den Räuber wieder gefaßt und untersuchten seine Taschen. Zuerst kam die prächtige goldene Uhr, welche derselbe dem Herrn in Buffalo abgenommen hatte, daraus hervor, dann die goldene Uhr des alten Farmers, und schließlich noch die geraubte Börse und die Brieftasche.

Der alte Herr nahm seine Uhr mit den Worten zurück:

„Du wirst nicht mehr viele Uhren rauben, Deine Uhr wird bald ablaufen!"

Darauf empfahl er seinen Söhnen, die bei Sturz gefundenen Gegenstände vor Zeugen dem Gerichte zu überliefern, reichte ihnen allen die Hand, und wollte seinen Weg nach Hause antreten, da wandte sich Franz bittend an ihn, und sagte:

„Ach, Herr, setzen Sie sich doch auf mein Pferd, ich will Ihnen zu Fuße folgen; ich habe Ihnen doch nichts zu Leid gethan."

„Deine Gegenwart ist aber vor Gericht nöthig, und vielleicht bist Du ein College von jenem Schurken. Folge meinen Söhnen."

Franz wurde jetzt abermals von den drei Männern mit dem Trompeter auf dem Schecken in die Mitte genommen, und nun ging es im raschen Trabe der großen Straße zu, welche nach Buffalo führte.

Sie hatten dieselbe bald erreicht, und waren auf ihr bis an das Wäldchen gelangt, wo Franz das Schimmelchen erbeutet hatte, da kamen ihnen zwei Reiter entgegengesprengt, die, als sie sich ihnen naheten, laut aufjubelten und ihre Hüte schwenkten.

„Hallo, da haben wir ja schon das gestohlene Schimmelchen des Herrn Pindel mit sammt dem Diebe!" riefen sie triumphirend aus, „die hundert Dollars Belohnung haben wir schnell verdient!"

Dann begrüßten sie die drei Brüder, welche Bekannte von ihnen waren, und nun erzählten sie sich gegenseitig, was sich mit diesen beiden gefangenen Bösewichtern zugetragen hatte.

Im Triumph wurden dieselben in die Stadt gebracht, wo sich bald eine große Menge Menschen um sie sammelte und sie bis nach dem Gefangenhause begleitete.

Vierzehn Tage später standen die beiden Verbrecher vor Gericht, von welchem der Trompeter zum Galgen und Franz zu sechs Jahren Zuchthaus in einsamer Zelle verurtheilt wurde.

Am zehnten Tage nach gefälltem Urtheil wurde die Hinrichtung an dem Trompeter vollzogen, während welcher Franz unter dem Galgen stehen mußte, um dieselbe mit anzusehen, und noch am selbigen Tage wurde dieser in das große Zellengefängniß Sing-Sing am Hudsonflusse abgeführt, wo er seine Strafe zu verbüßen hatte.

---

13. Kapitel.

San Francisco. Der Tropenwald in Bengalen. Calcutta. Das Landhaus. Pfauen. Die Tiegerin. Der Jagdleopard. Die Jagdelephanten.

Otto Garbauer indessen wurde bald der Liebling des Capitains, so wie der ganzen Mannschaft des Schiffes Medusa, auf welchem er in Newyork Dienste genommen hatte. Der Capitain selbst, welcher Hollec hieß, so wie auch die beiden Steuerleute nahmen sich seiner mit großem Interesse an, um ihn in der Seemannskunst zu unterrichten, und Otto zeigte sich ihnen jeden Augenblick dafür dankbar und strengte sich mit allen Kräften an, um ihrer Bemühungen werth zu sein.

Der südliche Ocean war ihm wieder etwas Neues, das felsige Cap Horn mit den dasselbe ewig umtobenden furchtbaren

Wogen machte auf ihn einen großartigen, ergreifenden Eindruck, und das erste Ziel des Schiffes, die reizend schöne Bay von San Francisco in dem Goldlande Kalifornien, nahm sein ganzes, für Naturschönheiten so leicht erregbares Gefühl in Anspruch.

Ein Aufenthalt von mehreren Monaten in San Francisco gestattete ihm, mit Capitain Hollec mehrere Ausflüge in das Land zu machen, und das Leben der hier zusammenströmenden Menschen aus allen Weltgegenden kennen zu lernen; doch alle diese Freuden wurden durch das hohe Glück überboten, daß er einen Brief von seinen geliebten Eltern erhielt.

Mit doppeltem Eifer für seinen Beruf sagte er am Frühjahr Kalifornien Lebewohl, und ging mit der Medusa abermals in See, um nach Indien, dem Wunderlande, zu segeln, über welches er zu Hause so viel gelesen und von dem sein guter Vater ihm so oft viel Schönes erzählt hatte.

Es war in der Sonnengluth des Sommers, als die Medusa die Küste von Bengalen erreichte und auf dem gewaltigen Hooglystrome hinauf nach Calcutta fuhr.

Eine ganz neue Welt entfaltete sich vor Otto's staunendem Blick. Die unabsehbaren Sumpfwaldungen zwischen den Mündungen des Hooglyflusses und dem Ganges mit ihren himmelhohen, von bunten Blumengewinden überdachten, colossalen Bäumen, die zwischen ihnen aufstrebendem Rohrdickichte mit ihren ungeheueren Schaften und in luftiger Höhe wehenden Kronen, die graziösen, sich im leisen Winde wiegenden Palmen, die wunderbar geformten Stachelgewächse und Dornengeflechte, alle aus Riesengräsern emporsteigend und von den Wurzeln bis in die höchsten Wipfel mit Ranken und Schlingpflanzen durchwunden, deren tausendfältige Blüthenpracht das dunkle Laubdach wie mit bunten feurigen Sternen durchsäete und in Farbe und schillerndem Glanze mit den großen, prächtigen Schmetterlingen und den Schaaren

leuchtend glänzender Vögel wetteiferte, die den saftig grünen Wald wie fliegende Brillanten durchflatterten und durchschwirrten.

Dabei die erstickende Gluth der in der Sonne wie vor einem Hochofen zitternden Luft, und das ununterbrochene tausendfältige Summen und Zirpen der Insektenwelt — Alles war für Otto neu und wunderbar, und er dachte dabei an die Natur im Norden, an sein Leben in der Eishütte des Eskimos auf der Bank von Schnee, vor dem Schneetische bei dem Scheine und der wenigen Wärme der Thranlampe. Er dachte aber auch an die zu Palästen aufgethürmten Eismassen, wie sie in der Sonne blitzten und funkelten, und an das Nordlicht, welches während der langen Nacht den Himmel in ein Feuermeer verwandelte, und er meinte, daß die Natur im höchsten Norden, so wie im tiefen Süden gleich wundervoll schön sei und die Größe und Allmacht ihres Schöpfers allenthalben gleich laut verkünde.

Und wie staunend schaute Otto um sich, als er die Stadt erblickte und in ihre Straßen eintrat. Alles war anders, als er es je zuvor gesehen. Paläste, von Palmen und prächtigen Tropengewächsen umgeben, Hütten von Bambusrohr aufgebaut, Pagoden, Lagerhäuser und Moscheen im buntesten Gemisch, und in den sonnedurchglühten, staubigen Straßen weiße, schwarze, braune und rothe Menschen in den allerfremdartigsten Trachten. Hindus, Chinesen, Perser, Araber, Parsen und Europäer drängten sich geschäftig auf den Seitenwegen hin und her, während auf den Straßen Palankine von vielen Dienern getragen und begleitet wurden, denen die darin ruhende Person ihre Befehle ertheilte, und welcher die Last- und Wasserträger, die Güterkarren und Verkäufer, die durch lautes, betäubendes Geschrei ihre Waaren angepriesen, aus dem Wege gingen.

Der Bruder von Capitain Hollec besaß hier das bedeutendste amerikanische Geschäft, und an ihn war das Schiff Medusa adres=





sirt. Der Capitain nahm Otto mit sich zu ihm, derselbe bewillkommnete ihn freundlich, und lud ihn ein, am folgenden Tage mit ihm nach seinem Landsitze zu fahren und dort so lange zu bleiben, bis dem Schiff seine Ladung abgenommen und ihm dafür eine neue gegeben sein würde. Er sagte, daß der Aufenthalt in der Stadt in dieser Jahreszeit für einen Nordländer, der zum erstenmale hierher käme, der herrschenden Krankheiten wegen sehr gefährlich sei, und bat auch seinen Bruder, den Capitain, so wenig wie möglich an Bord seines Schiffes zu weilen, indem es an den ,Werften am ungesundesten wäre.

Otto nahm die gütige Einladung dankbar an, und da der folgende Tag ein Sonntag war, wo alle Geschäfte in der Stadt ruheten, so entschloß sich auch der Capitain, mit nach dem Landsitze zu fahren.

Ein sehr leichter, mit zwei raschen Pferden bespannter Wagen, über welchem sich ein auf eisernen Stäben ruhendes Sonnendach befand, trug sie in der Kühle des Morgens in einigen Stunden nach der Villa des Herrn Hollec, welche auf einer Höhe stand und von wo man einen herrlichen, weiten Blick über die Umgegend hatte.

Die Hauptunterhaltung der Herren aus der Stadt, wenn sie sich auf ihren Landsitzen befanden, war die Jagd, und wohl nirgends auf der Erde wurde dem Jäger so viel Gelegenheit geboten, dieser seiner Lust zu fröhnen, als in Indien.

Die ungeheueren Wälder, welche sich von dem Himalaya-Gebirge nach Süden hin über das Land ausdehnen, sind vom Löwen, Tieger, Leoparden, Bär, Eber, Nashorn und Elephanten bewohnt, und die mit dem hohen Dschongelgrase bedeckten Ebenen, so wie die sumpfigen Rohrdickichte dienen vielen Hirsch- und Antilopenarten zum Aufenthalt, während dieselben zugleich von unzähligem

wilden Geflügel belebt sind, unter welchem die Geschlechter der Pfauen und Fasanen den ersten Platz einnahmen.

Für Otto, der ja schon mit Eisbären und Seeungeheuern gekämpft hatte, war die Aussicht auf die Jagd in diesem Tropenlande sehr erfreulich, zumal weil er durch seine Entfernung von der Stadt der Gefahr, zu erkranken, entzogen wurde, und mit Dank nahm er die Lehren an, welche ihm Herr Hollec in Bezug auf die Jagden hier und auf die nöthige Vorsicht dabei gab. Der freundliche Herr stellte unter der großen Zahl der Diener, welche er auf seinem Landsitz hielt, einen erfahrenen Jäger Namens Mandoor und zugleich ein sicheres Jagdpferd zu seiner Verfügung, und fuhr dann mit seinem Bruder, dem Capitain, am Montag früh wieder nach der Stadt zurück, wohin Beide von ihren Geschäften gerufen wurden.

Herr Hollec hatte Otto mit einer vorzüglichen Buchsflinte versehen, so daß er zugleich einen sichern Kugelschuß und einen Schrotschuß bereit hatte, um großes Wild, sowie auch Federwild erlegen zu könne.

Sobald nun die beiden Herren fortgefahren waren, rüstete sich Otto zur Jagd, bestieg sein Pferd und ritt mit dem Jäger Mandoor, welcher einen vortrefflichen Pony besaß, davon.

Sie nahmen die nördliche Richtung, wo in einer Entfernung von einigen englischen Meilen eine weite Ebene begann, die sich bis an den Wald auf dem Ufer des Gangesstromes hinzog und mit hohem Dschongelgras, einzelnen Rohrdickichten und hier und dort mit kleinen Waldstreifen bedeckt und von Menschen ganz unbewohnt war. Bald hatten sie dieselbe erreicht, und Mandoor ritt nun voran, um möglicherweise das Wild schon von weitem zu erspähen, und Otto dann die Gelegenheit zu verschaffen, danach zum Schuß zu kommen.

Schon nach kurzer Zeit hielt der Jäger sein Pferd an, und zeigte Otto in der Ferne ein starkes Rudel von Hirschen, die sorg=

los neben einem kleinen Dickicht weideten. Er rieth ihm abzusteigen, und sich zu Fuße an das Wild zu schleichen; kaum aber hatte er den Zügel von Otto's Pferd erfaßt, und dieser wollte sich auf den Weg machen, als die Hirsche plötzlich wie erschrocken auseinander sprangen und zwischen ihnen einige zwanzig wilde Schweine hervorrannten. Dieselben kamen geraden Wegs auf die Jäger zu, und erst in einer Entfernung von dreißig Schritten wurden sie dieselben gewahr und brachen zur Seite, Otto aber war bereits zum Schuß fertig, die Kugel flog aus der Büchse, das Schrot hinterdrein, doch die Säue beeilten nur noch mehr ihre Schritte und waren bald hinter einem Röhricht verschwunden.

„Sie haben mit beiden Schüssen gefehlt, junger Herr," sagte der Jäger lächelnd, „nehmen Sie sich mehr Zeit."

„Die Thiere waren gar zu geschwind," antwortete Otto, sich entschuldigend.

„Sie können mit der Bewegung der Büchse noch viel schneller sein, halten Sie nur immer etwas vor das Thier, dann soll es sich schon machen," versetzte Mandoor, während Otto sein Gewehr wieder lud.

Dann stieg dieser abermals in den Sattel, und nun ritten sie nebeneinander durch das hohe, theils trockene Gras weiter, weil voraussichtlich durch die beiden Schüsse alles Wild aus der Nähe verscheucht sein würde.

So hatten sie sich einem sehr kleinen Palmenwäldchen genähert, als der Jäger plötzlich still hielt und Otto's Pferd zurückdrängte, indem er diesem mit der Hand andeutete, daß sich bei dem Wäldchen Wild befände. Sie ritten nun zurück, und dann im weiten Bogen nach dem Gehölz hin, so daß sie dasselbe von der Rückseite erreichten.

„Schleichen Sie sich nun hindurch, auf der anderen Seite finden Sie eine große Zahl von Pfauen, und wenn Sie nur ein

wenig vorsichtig sind, so kommen Sie sicher zu Schuß," sagte der Jäger leise zu Otto, und ergriff den Zügel seines Pferdes.

Otto schlich sich nun in größtem Eifer in das Wäldchen hinein, und wand sich zwischen den Riesenblättern der darin wuchernden Pflanzen langsam hindurch, bis er an die andere Seite gelangte und, noch in den ungeheueren Blättern versteckt, in das Freie hinaus sehen konnte.

Wer beschreibt sein Entzücken, als er vor sich auf einer kahlen Moorfläche gegen fünzig Pfauen erblickte, von denen die Hähne in der Mehrzahl ihren Schweif zu einem Rad emporspannten und sich so brüstend umher stolzirten, während andere spielend einander jagten und hin und hersprangen.

In dem blendenden Lichte der Sonne schien das bronzige Gefieder dieser schönen Thiere aus Gold und Edelsteinen zu bestehen, indem es mit jeder Bewegung sein Farbenspiel wechselte.

Doch was glühte denn dort aus dem Grase hervor, das schoß ja heran wie Purpur und Gold?

Es war ein Schwarm von Goldfasanen, die auf die Blöße zwischen die Pfauen gelaufen kamen, und nun mit gehobenem goldigen Kragen und hoch gespanntem Schweif zwischen ihnen stolz umhergingen, als wollten sie denselben den Rang an Schönheit streitig machen. Otto stand lange Zeit in Bewunderung da und schaute auf die vielen wundervollen Vögel, ehe er sich entschließen konnte, einen derselben zu schießen.

Doch die Pfauen sollten ja eine köstliche Speise sein und wurden hier zu Lande dafür gejagt, darum entschloß er sich endlich und richtete seine Büchse auf einen prächtigen silberweißen, sehr großen Pfauhahn, von welcher Farbe sich, so wie auch von silbergrauen mehrere unter der Menge befanden. Er schoß, und der mächtige Vogel blieb todt liegen, während die übrigen

nebst den reizenden Goldfasanen prasselnd in die Höhe stiegen und schreiend davonflogen.

Otto sprang aus seinem Versteck hervor, hob das prächtige Thier auf, und trug es im Triumph dem Jäger entgegen, der mit seinen Pferden im Trabe herangeritten kam.

„Warum schoßen Sie nicht mit Schrot nach einem zweiten?" fragte derselbe.

„Ich habe es in der Freude über dies schöne Thier ganz vergessen," antwortete Otto, und reichte Mandoor entzückt den Hahn hin, der denselben nun hinter seinem Sattel auf das Pferd band, während Otto den Schuß in seiner Büchse ersetzte. Abermals zogen die Jäger, um sich spähend, über die wilde Ebene hin, und erreichten eine aus derselben aufstrebende Höhe, auf welcher eine dichte Gruppe von stachelichten Juccas, Aloes und baumartigen, roth und gelb blühenden Cactussen stand, und über welcher beschattende Palmen ihre ungeheuren Fächer ausbreiteten.

Die Sonne brannte senkrecht auf die Scheitel die Jäger nieder, so daß ihr Schatten sich unter ihren Pferden befand. Es war erstickend heiß, und Mandoor schlug vor, daß sie einige Stunden unter den Palmen sich lagern möchten, bis die Sonnengluth etwas nachgelassen haben würde.

Otto willigte ein, obgleich er in seinem Jagdeifer die Gluth der Atmosphäre nicht beachtete, und so ritten sie bis unter die Palmen, als Mandoor überrascht sagte:

„Sehen sie hier, junger Herr, da hat ein Tieger einen Büffel zerrissen, und zwar in dieser Nacht, das Blut ist noch ganz frisch."

„Da können wir ihn vielleicht schießen?" antwortete Otto rasch und schaute auf den getödteten mächtigen Stier.

„Das wollte ich doch nicht rathen zu unternehmen, ein Tieger ist ein zu furchtbares Thier, das mit uns Beiden sehr leichtes Spiel machen würde," fuhr der Jäger fort. In den letzten Jah-

ren ist diese Gegend von diesen Ungeheuern ziemlich verschont geblieben, wenn auch die Sumpfwälder an der Meeresküste und an den Ufern des Ganges ihrer noch viele beherbergen. Vielleicht ist es ein nur durchziehender Tieger gewesen; sollte es jedoch ein Tiegerpaar mit Jungen sein, das seinen Aufenthalt hier gewählt hat, so wird sicher bald eine große Jagd danach veranstaltet, sonst sind die Heerden der Bewohner in der Umgegend verloren."

Dann stieg Mandoor von seinem Pferde und sagte:

„Das Thier, welches diesen Büffel zerrissen hat, ist gesättigt und wird vor eintretender Nacht nicht wieder hierherkommen, darum können wir ohne Gefahr hier ruhen."

Auch Otto stieg ab, der Jäger band beide Pferde mit den Zügeln an die nächsten Palmen, und legte sich dann neben jenem in das weiche Gras nieder.

Er erzählte nun von frühern Tiegerjagden, die hier und weiter im Lande stattgefunden hatten, und Otto hörte ihm mit größtem Interesse zu.

So hatten sie wohl eine halbe Stunde gelegen, als Mandoor plötzlich entsetzt aufsprang, und mit den Worten: „Da kommt die Alte mit ihren Jungen!" die Zügel der Pferde hastig löste, und Otto beeilte, in den Sattel zu steigen.

Dieser spähte in die Ferne, konnte aber das Thier, welches Mandoor solche Furcht einflößte, nicht gewahren, und fragte:

„Wo kommt sie denn?"

„Dort in jenen Büschen," antwortete der Jäger ängstlich; „sehen sie nicht den Schwarm von Pfauen, die über dem Gesträuch schreiend hin und her fliegen und auch dazwischen umherlaufen? Sie verfolgen die Tiegerin, nehmen sich aber wohl in Acht, ihr nicht zu nahe zu kommen. Lassen Sie uns eilen, denn sie wird bald hier sein."

Dann trieb er sein Pferd um den Hügel auf die andere

Seite des Dickichts, und sprengte nun von Otto gefolgt in der Richtung zurück, in welcher sie gekommen waren.

Erst nachdem sie eine weite Strecke hinter sich gelassen hatten, hielt er sein Pferd zum Schritt an und sagte zu Otto:

„In dieser Gegend dürfen wir nun nicht wieder jagen, denn ungefähr eine Meile von dem Platz, wo der Büffel liegt, befindet sich ein großes sumpfiges Röhricht, in welchem das Tigerpaar sicher seinen Aufenthalt hat und von wo aus es seine Raubzüge in die Nachbarschaft ausführt. Ich werde meinem Herrn noch heute die Nachricht davon mit einem Boten senden, damit er eine Jagd nach diesen gefährlichen Thieren veranstalten kann.“

Otto bedauerte, daß er die Tiegerin mit ihren Jungen nicht wie Mandoor zu Gesicht bekommen hatte, doch dieser tröstete ihn mit der Hoffnung, daß er sie bei der Jagd sehen werde.

Sie ritten nun nach Westen, und es gelang dem Jäger, Otto nahe an einen starken Hirsch zu führen, den dieser auch so gut schoß, daß sie ihn nach kurzer Verfolgung verendet fanden.

Mandoor packte denselben auf den Sattel seines Pferdes und leitete dieses dann am Zügel hinter sich her nach Hause, wo sie bei Sonnenuntergang anlangten.

Der Bote wurde sofort mit der Nachricht über die Tieger nach der Stadt gesandt, und am folgenden Tage brachte derselbe die Weisung an Mandoor, die Raubthiere nicht zu beunruhigen, weil sobald wie möglich Jagd nach ihnen gemacht werden sollte.

Otto konnte nun kaum den Tag erwarten, an welchem dieselbe stattfinden würde, und so viel Wild er auch unter der geschickten Leitung des Jägers täglich schoß, so kam dasselbe ihm doch klein und unbedeutend vor gegen einen Königstieger, wie er als Knabe mehrere in Bremen in Menagerien gesehen hatte.

Mandoor, der seine Ungeduld bemerkte, wollte ihm, um ihm die Zeit zu verkürzen, eine besondere Freude bereiten und theilte ihm

eines Abends mit, daß er ihm am folgenden Morgen eine Jagd nach Hirschen oder Antilopen mit dem Jagdleoparden oder Tschittah, wie er ihn nannte, machen wolle.

„Sein Herr,“ sagte er, „sähe es nicht gern, wenn er ohne sein Beisein das edle, so gut dressirte Thier zur Jagd benutze, dasselbe sei aber zu lange nicht gebraucht worden und verliege sich an seiner Kette, darum wolle er es bei seinem Herrn verantworten.“

Otto wurde durch diese Mittheilung freudig überrascht, denn der Jäger hatte es ihm noch gar nicht gesagt, daß er einen solchen abgerichteten Leoparden besäße, und am folgenden Morgen, als Mandoor zu ihm kam, um ihn zu wecken, war er bereits zur Jagd gerüstet. Kaum graute der Tag, als einer der Diener des Herrn Hollec einen niedrigen zweirädrigen Karren ohne Seitenlehnen mit nur einem Pferde bespannt vorfuhr, den man Hikerrih nannte, und bei welchem Mandoor nun mit dem Jagdleoparden erschien.

Es war ein schlankes, hochbeiniges, goldgelbes Thier mit sehr kleinem Kopf, dem man eine große Schnelligkeit ansehen konnte. Über seinen Augen trug er eine Lederbinde, ähnlich wie man sie den Falken bei der Reiherbeitze anzulegen pflegt.

Mandoor hob das schöne Thier auf den Karren und setzte sich neben dasselbe nieder, indem er es an der Kette, welche an seinem starken Halsband befestigt war, festhielt, und es zugleich streichelte und liebkosete. Es schien schon zu wissen, daß es zur Jagd ging, und schmiegte sich zutraulich an den Jäger an.

Otto hatte sich auch auf den Karren gesetzt, und klopfte und streichelte gleichfalls den Leoparden, während der Kutscher in raschem Schritt davon fuhr.

Es war heller Tag geworden, der schwere Thau glänzte auf den Pflanzen und Gräsern, durch welche die Jäger fuhren, und hier und dort zeigte sich einzelnes Wild, welches noch die Ruhe des Morgens zum Weiden benutzte. Das Wild schien den Karren

nicht zu scheuen, weil er das Ansehen der Fuhrwerke der Landleute hatte, an dessen Anblick es gewöhnt war.

Mandoor ließ seinen scharfen Blick fortwährend hin und her in die Ferne schweifen, bis er plötzlich den Fuhrmann anstieß und ihm etwas seitwärts eine hohe Gebüschgruppe andeutete, wohin er das Pferd lenken solle.

Der Leopard hatte durch diese leise Andeutung schon erkannt, daß er bald seine Freiheit erhalten würde, denn er hob sich auf seinen Vordertatzen in die Höhe und windete in der Richtung hin, welche der Fuhrmann einschlug.

Bald sah nun auch Otto ein Rudel von Antilopen, wohl einige vierzig an der Zahl, welche ganz vertraut in der Nähe des bezeichneten Buschwerks weideten.

Jetzt lagen wohl noch tausend Schritt zwischen dem Wild und dem Karren, und dieser befand sich gerade auf einer hohen Stelle, so daß man einen freien Blick nach den Antilopen hatte, als Mandoor schnell das Lederband von den Augen des Leoparden entfernte und demselben mit der Hand das Wild andeutete.

Mit dem ersten Blick seiner glühenden Augen hatte das edle Thier das noch so ferne Wild erkannt, senkte dann aber blitzschnell seinen Kopf auf seine Tatzen, als wolle es sich vor den Antilopen verbergen, und ließ sich nun, da Mandoor bereits die Kette von dem Halsband gelöst hatte, von dem Karren in das Gras gleiten.

Mit dem geschmeidigen Leib tief in dem Grase, glitt der Leopard jetzt mit großer Schnelligkeit, doch ohne daß man die rasche Bewegung seiner Glieder gesehen hätte, über die Ebene nach den Antilopen hin, und benutzte dabei jedes Büschchen, um sich vor deren Blick zu verbergen, bis er sich ihnen auf etwa fünfzig Schritte genähert hatte, dann blieb er plötzlich regungslos liegen. Es schien, als wolle er einige Augenblicke ruhen und sich dabei seine Beute auswählen.

Da hob der stärkste Bock in dem Rudel den Kopf hoch empor, und schaute wie Verdacht schöpfend nach dem Leoparden hin, worauf mehrere seiner Kameraden seinem Beispiel folgten und dabei, wie im Argwohn, mit dem Vorderlaufe den Boden schlugen.

Da schoß der Leopard mit einem ungeheueren Satze aus dem Grase empor und nach den Antilopen hin, die entsetzt die Flucht ergriffen, und wie fliegend über Gras und Büsche davon sausten, doch Sprung auf Sprung kam ihnen ihr grimmer Feind näher und näher, und setzte nach wenigen Augenblicken in ihre Mitte hinein.

In ihrer Todesangst stoben sie jetzt nach allen Seiten auseinander, der Leopard aber hatte den starken Bock, der ihn zuerst bemerkt hatte, nicht aus dem Auge gelassen, machte noch einen weiten Bogensatz, und er hing ihm am Halse und riß ihn zu Boden.

Der Jagdkarren kam aber schon herangeeilt, die Jäger sprangen von demselben ab und rannten zu der Beute hin, da war das Leben bereits aus der Antilope gewichen, und ihr Mörder sog das Blut aus ihren Halswunden, die seine gewaltigen Fangzähne ihr geschlagen hatten. Mandoor hing schnell die Kette wieder in das Halsband des Leoparden, schnitt dann, während derselbe noch an dem Blute trank, den Leib des Wildes auf, riß die Leber aus ihm heraus und gab sie dem schönen folgsamen Raubthier als Belohnung.

Dann verband er ihm abermals die Augen, hob ihn wieder auf den Karren neben die schon dorthin gebrachte Antilope, setzte sich mit Otto neben ihn, und fort ging es wieder im Schritt über die wüste Ebene.

Im weiten Bogen fuhren sie wieder nach Hause zu, ohne noch ein Rudel Wild anzutreffen, auf die Bitte Otto's aber löste Mandoor den Leoparden noch einmal nach einem einzelnen Hirschen, den er ebenso geschickt fing.

Gegen zehn Uhr schon langten sie bei der Villa an, der Tag sollte aber für Otto ein noch größerer Freudentag werden, denn kaum hatte er den Leoparden nach seinem Lager begleitet und Mandoor für das ihm bereitete Vergnügen gedankt, als sein Blick auf fünf riesige Elephanten fiel, die sich auf der Straße von der Stadt her dem Hause näherten.

Es waren Jagdelephanten mit ihren Wärtern, welche von der Stadt aus hierher vorangeschickt waren, und denen die Jäger am Abend nachfolgen wollten, um am folgenden Tage Jagd nach dem Tiegerpaar zu machen, welches sich in dieser Gegend eingefunden hatte.

Die Elephanten waren mit schweren, bunten, gepolsterten Teppichen überdeckt, die bis über ihre Stirn und bis auf ihren Schwanz reichten und mit breiten starken Gurten um ihren Leib befestigt waren. Auf dieser dicken Unterlage befand sich auf dem Rücken der colossalen Thiere ein hölzerner Sitz mit hoher Seiten- und Rücklehne und einem vor ihm emporstehenden Fußbrett, so daß der Jäger, für welchen dieser Sitz bestimmt war, bei heftigen Bewegungen des Elephanten nicht leicht herausgeworfen werden konnte.

Vor dem Fußbrett auf dem Nacken des Thieres hatte dessen Führer, Mehaut genannt, seinen Platz, der dasselbe von hier aus mit einem Stachelstock lenkte und es, wenn es gewünscht wurde, zum Traben antrieb.

Außer diesem Führer wurde jeder Elephant noch von zwei mit langen Flinten bewaffneten Dienern zu Fuße begleitet.

Otto sah sie mit Bewunderung und Freude heranschreiten, und dachte sich schon auf dem Rücken eines dieser Colosse im Kampfe mit einem Königstieger.

Mandoor bewillkommnete die Begleiter, welche die Elephanten auf einem Platze nahe bei der Villa aufmarschiren ließen und

dann deren Futter, welches dieselben hinter dem Sattel auf ihrem Rücken trugen, herabnahmen, und sofort begannen, ihnen davon zu reichen. Es bestand in Reisstroh und Reis.

Die Gluth der Sonne schien die Thiere durchaus nicht zu belästigen, die Wärter jedoch legten sich unter dieselben in deren Schatten. Ruhig und geduldig standen die Elephanten während des ganzen Tages, und erst, als die Sonne sich neigte, wurden sie von ihren Führern nach einem nahen Bache geleitet, um sie dort ihren Durst löschen zu lassen.

Otto begleitete sie, und sah ihnen mit Interesse zu, wie sie, nachdem sie zur Genüge getrunken hatten, sich gegenseitig mit dem kühlen Wasser übergoßen, indem sie dasselbe in ihrem Rüssel auffogen, und es dann über ihren Kameraden spritzten.

Trotzdem, daß die Sonne versank, war die todtstille Luft so heiß, daß das Athmen kaum noch Erquickung gewährte und man immer noch tiefer Luft schöpfen wollte. Der Himmel schien in Feuer zu stehen, und sein Schein färbte die Landschaft mit einer solchen Gluth, daß man, wohin man schaute, Alles wie mit Gold und Carmin übergossen erblickte.

Otto stand bei den Elephanten unweit der Villa, und staunte die so glühend beleuchtete Gegend um sich an, da kamen vier leichte Wagen mit den erwarteten Jägern auf der Straße herangeeilt.

Kaum aber waren die flüchtigen Rosse, so wie die Fuhrwerke aus der Staubwolke zu erkennen, welche, um sie aufwirbelnd, mit ihnen herangerollt kam, und als sie endlich vor der Villa anhielten, konnte man in der That die Farbe der Pferde nicht mehr erkennen, so dicht hatte sich der Staub auf ihr schweißtriefendes Haar gelagert.

Auch Capitain Hollec und sein Bruder befanden sich unter den Jägern, deren größere Zahl aus englischen Officieren bestand.

Herr Hollec führte nun seine Gäste in seine Villa, wo er sie vortrefflich bewirthete, und nachdem sie sich durch Speise und Trank erfrischt und unter der Veranda Platz genommen hatten, um dort noch eine Cigarre zu rauchen, setzte er sich mit seinem Bruder bei Otto nieder, und ließ sich über dessen während ihrer Abwesenheit gemachte Jagden erzählen.

Beide freuten sich über den prächtigen jungen Burschen, der stets Alles, was er that, gut und mit Lust und Kraft ausführte, sei es in seinem Beruf, oder zu seiner Erholung — zu seinem Vergnügen.

Herr Hollec gab ihm dann viele guten Lehren für den morgenden Tag, wo Otto auf einem der Elephanten neben ihm Platz nehmen und die Jagd mitmachen sollte, und flüsterte ihm schließlich in das Ohr, daß er für sie Beide den bei weitem besten Elephanten ausgewählt habe, der sicher die ganze Jagd allein ausführen werde.

Dabei zeigte er nach dem Thiere hin, welches etwas von den übrigen entfernt zur Seite stand und an Größe die anderen überragte.

„Ach, das ist der größte, der mit den ungeheuer langen Stoßzähnen?“ fragte Otto begeistert.

„Ganz recht,“ antwortete der freundliche Kaufmann, „er ist ein alter männlicher Elephant, der schon seit Jahren der muthigste und beste Jagdelephant auf weit und breit war; Du wirst morgen Dein Vergnügen an ihm haben.“

Otto's Erwartungen für die neue Freude, die ihm am folgenden Morgen zu Theil werden sollte, steigerte sich immer höher, und ehe er sich zur Ruhe niederlegte, sprang er schnell noch einmal zu dem ungeheueren Thiere hin, welches für ihn zur Jagd bestimmt war. Dasselbe stand regungslos da und schlief, und seine Wärter lagen in Teppichen eingehüllt in tiefen Schlaf versunken neben ihm.

---

14. Kapitel.

Tropengluth. Die Tiegerjagd. Das schöne Geschenk. Aus dem Gefängniß. Sehnsucht nach der Heimat. Das Wiedererkennen. Ehrenstelle. Der Geächtete.

Otto träumte während der ganzen Nacht von Elephanten und Königstiegern, und als er am folgenden Morgen erwachte, war kaum die erste Helligkeit am östlichen Himmel erschienen.

Noch lag im Hause Alles in festem Schlafe, als er dasselbe schon verließ, um seinen Jagdelephanten zu begrüßen. Derselbe nahm bereits sein Morgenfutter zu sich, und schien sehr erfreut, als Otto ihm einige Stücke Brod reichte, welche er vom Abendessen für ihn bewahrt hatte.

Nach und nach wurde es in der Villa lebendig, Herr Hollec und sein Bruder, der Capitain, waren die Ersten, die zu Otto unter die Veranda traten und seinen freudigen „guten Morgen" erwiederten, und bald kamen auch die Gäste zum Vorschein.

Das Frühstück war schnell eingenommen, und nun rüstete sich Alles eilig zum Aufbruch.

Die Elephanten mit ihren Führern auf ihren Nacken standen vor der Villa aufmarschirt, als die Jäger herausschritten, um sie zu besteigen, zu welchem Zwecke eine leichte Stehleiter benutzt wurde. Mit größter Begeisterung folgte Otto dem Herrn Hollec auf den Rücken des von diesem gewählten riesigen Elephanten, welcher, wie nach der Jagd verlangend, ungeduldig mit dem Vorderfuß stampfte. Noch ein bewaffneter Diener nahm hinter dem Sitze seines Herrn auf dem Rücken des Thieres Platz, und Mandoor mit noch drei Jägern traten hinter dasselbe, um ihm zu Fuße zu folgen.

„Ist das aber nicht für den guten Mandoor gefährlich, wenn er der Jagd zu Fuße folgt," fragte Otto, für seinen Freund besorgt, den Herrn Hollec.

„Doch nicht, der Tieger greift immer zuerst den Elephanten an, in welchem er seinen schlimmsten Feind zu erkennen scheint," antwortete der Kaufmann beruhigend, „dann aber, wenn er mit demselben im Kampfe ist, haben die Jäger zu Fuß viel mehr Gelegenheit, ihm einen tödtlichen Schuß beizubringen, als wir hier oben in unserem Sattel, bei dessen Schwanken und Schlagen wir uns manchmal kaum darin festhalten können, geschweige denn, mit Sicherheit schießen."

Auf jedem der Riesenthiere befanden sich nun zwei Jäger, ein bewaffneter Diener und der Führer, und einem jeden folgten einige Schützen zu Fuß. Alles war zum Abmarsch bereit, und der größte Elephant mit Herrn Hollec und Otto an der Spitze setzte sich der Zug in Bewegung.

Es war ein lautloser, schwüler Morgen, kein Palmenwipfel rührte seine leichten Blätter und die üppigen Gräser neigten sich unter der Schwere der Thauperlen, die sich während der feucht-warmen Nacht auf ihnen gesammelt hatten.

Noch war die Sonne nicht erschienen, aber blaß orangegelb stieg es am Himmel vor ihr auf, wie Vorboten, welche der Welt ihre Gluthherrschaft verkünden sollten. Röther und goldiger färbte sich der Himmel über dem Horizont, ein glühender Feuerball hob sich die Sonne empor, und wie Blitze schossen ihre Strahlen über die Erde.

Der Jagdzug hatte die mit Dschongelgras bewachsene Ebene erreicht, in welcher Mandoor die Tiegerin mit ihren beiden Jungen unweit des zerrissenen Büffels gesehen hatte, der Jäger lenkte aber in weitem Bogen um diesen Ort, um das nicht ferne Röhricht, in welchem er die Raubthiere zu finden hoffte von der Rückseite zu erreichen und somit denselben den Weg nach dem Walde am Gangesflusse abzuschneiden.

Über zwei Stunden lang waren die Elephanten in gleich-

mäßigem, ruhigem Schritt der Richtung gefolgt, welche Mandoor angab, als dieser endlich stehen blieb und eine Schlachtlinie bildete, indem er den alten Elephanten, welchen sein Herr ritt, in die Mitte stellte, und von den vier andern zwei zu seiner Rechte und zwei zu seiner Linken in Zwischenräumen von einigen Hundert Schritten aufmarschiren ließ, und zwar mit der Richtung zurück nach dem Rohrdickicht, welches sie umgangen hatten. Zugleich hatte Mandoor aber auch Rücksicht auf den Luftzug genommmen, so daß derselbe den Elephanten entgegen kam und dieselben vermöge ihrer außerordentlich scharfen Geruchsorgane die Tieger schon von weitem wittern konnten.

Auch den Schützen war durch diese veränderte Richtung ein Vortheil erwachsen, indem sie der Sonne nun den Rücken zukehrten, beim Schießen nicht von ihren Strahlen geblendet wurden und zugleich weiter sehen konnten.

Alles war jetzt zum Angriff auf die Wohnstätte der Raubthiere bereit, und Mandoor gab das Zeichen dazu. Die Elephanten schienen es zu wissen, daß sie ihren bösesten Feinden entgegen schritten, denn sie traten fester auf und spähten, ihre Köpfe höher richtend, lebendiger vor sich hin. Das Röhricht war bald erreicht und brach krachend unter den Tritten der Riesenthiere nieder. Es bestand größtentheils aus Schilf und Rohrdickicht, doch befanden sich auch viele lichte, mit nur hohem Gras bewachsene Plätze darin, wo man weiter um sich sehen konnte.

Mit jedem Schritt der Thiere vorwärts wuchs die Spannung der Jäger auf ihren Rücken, deren Blicke schweiften immer eiliger von ihrer Höhe über das Röhricht hin und her, doch schon war fast die Mitte desselben erreicht, und noch hatte sich kein Tieger sehen lassen.

„Ich fürchte fast, daß die Tiegerfamilie ihren Standort nicht hier, sondern in dem Walde am Ganges hat, und dort wird es

uns schwer werden sie aufzufinden," sagte Herr Hollec zu Otto; „es sollte mir leid sein, wenn Dir das Vergnügen der Jagd entginge."

„Das wäre recht Schade," bemerkte Otto mit bedauerlichem Tone, als plötzlich ihr Elephant den Rüssel hoch ausstreckte und einen lauten Trompetenton ausstieß, zugleich aber beim Auftreten gewaltig den Boden stampfte.

„Doch, sie sind hier," sagte Herr Hollec freudig überrascht, „gib jetzt acht, gleich werden wir sie sehen."

Dabei hob er seine Büchse zum Schusse bereit, und Otto that schnell ein Gleiches. Noch wenige Schritte hatte der Elephant im Trabe gethan, wie es schien, um einen offenen Grasplatz zu erreichen, ehe er seinem Feinde, den er vor sich witterte, begegnen möchte, dann blieb er plötzlich stehen, zog seinen Rüssel unter seinen Hals zurück, und senkte seinen Kopf.

Da ertönte an der anderen Seite der Lichtung in wiederholten Stößen ein furchtbares Gebrüll, die Spitzen des Rohres schwankten, und mit einem weiten Satze sprang der Königstieger daraus hervor auf die Blöße.

Wie in Stolz und Zorn zugleich stand das gewaltige, grimmige Thier in seiner Riesenkraft da, und blickte den Elephanten an, als ob es ihm die Kühnheit vorwerfe, in seinen Wohnsitz einzudringen. Doch kaum hatte es seinen mächtigen Schweif einigemale im Kreise über sich geschwungen, als Otto Feuer auf dasselbe gab und seine Kugel ihm durch den Leib fuhr.

Da stieß der Tieger, seinen grimmen Rachen weit aufreißend, ein dröhnendes Gebrüll aus, und kam mit fletschendem Gebiß in langen Bogensätzen auf den Elephanten angesprungen.

Abermals krachte Otto's Büchse von oben herab, und auch Herr Hollec schoß auf das wüthende Thier, doch im nächsten Augenblick that es den Sprung nach dem Kopfe des Elephanten. Dieser aber fing es mit seinen ungeheuern Stoßzähnen auf, warf

es damit weit rückwärts von sich in das Gras, und hatte es im nächsten Augenblick wieder erreicht, der Tieger aber war schon wieder auf den Füßen, und sprang seinem mächtigen Gegner abermals nach dem Kopfe. Doch auch diesmal wurde er von dessen Riesenzähnen unter der Brust gefaßt und weit zurück auf den Boden geschleudert.

Der bis jetzt siegreiche Elephant drang immer zorniger auf seinen Feind ein, warf ihn bei jedem neuen Angriff gewaltiger zurück, doch der Tieger sprang ihm immer wüthender nach dem Kopfe und schlug seine Krallen tief in dessen Seiten, so daß das Blut in Strömen aus den Wunden hervorquoll.

Aber auch er war von seinem Blute roth gefärbt, die Zähne des Elephanten hatten ihm mit jedem Stoße tiefe Wunden geschlagen, dennoch blieb er der Angreifer und machte immer verzweifeltere Sätze, um auf den Kopf seines Gegners zu gelangen.

Nochmals raffte er seine ganze Kraft zusammen, sprang in hohem Bogensatze ihm entgegen, um von oben herab sein Ziel zu erreichen, und saß im nächsten Augenblicke dem Elephanten vor der Stirn, indem er seine Tatzen um dessen Kopf schlug und sein Gebiß in dessen Nase vergrub.

Doch der Elephant hatte ihn mit einem Zahn unter dem Leibe gefaßt, stieß ihn damit auf den Boden nieder, und bohrte ihm die furchtbare Waffe in die Eingeweide.

Ein entsetzlicher Kampf folgte jetzt zwischen den beiden ungeheueren Thieren, und die Bewegungen des Elephanten waren dabei so ungestüm, daß seine Reiter sich kaum auf seinem Rücken erhalten konnten, während das Wuthgeheul des Raubthiers wie Hilferuf weithin durch das Röhricht schallte. Da wurde dasselbe von ähnlichem Gebrüll aus der Ferne beantwortet.

Wieder bewegten sich die Spitzen des Rohrs, und im hohen Bogensatze flog die Tiegerin aus dem Dickicht hervor.

Im selben Augenblick aber erschien der nächste Elephant zur Rechten auf der Blöße, seine Schützen feuerten ihre sämmtlichen Schüsse nach der Tiegerin ab, verwundeten sie aber nur leicht. Anstatt nun ihrem Gatten zu Hilfe zu eilen, wandte sie sich gegen den weiblichen Elephanten, von dessen Rücken die Schüsse nach ihr gefallen waren. Mit wenigen Sätzen hatte sie ihn erreicht, sprang ihm an den Kopf und schlug ihre Zähne und Krallen in seine Haut so fest ein, daß sie an ihm hängen blieb.

Die Jäger zu Fuß waren aus dem Dickicht hervorgesprungen, keiner aber wagte es, nach dem Raubthier zu schießen, weil die Kugel ebenso leicht den Elephanten treffen konnte. Dieser aber warf sich so plötzlich auf die Tiegerin nieder und preßte sie mit der Schulter auf den Boden, daß seine vier Reiter weit hinaus in das Gras flogen.

Während dieser Zeit hatte der alte Elephant den Tieger mit seinem Stoßzahn an die Erde genagelt, und ließ ihn trotz der gewaltigen Schläge, welche derselbe ihm mit seinen Krallen gab, nicht los, bis Mandoor herzu sprang und dem Raubthiere eine Kugel durch den Kopf schoß. Der weibliche Elephant hatte unterdessen die Tiegerin unter seine Seite gebracht und wälzte sich mit seiner ganzen Wucht auf ihr, dennoch kämpfte sie noch immer mit Zahn und Kralle und schlug ihrem schweren Gegner fortwährend neue Wunden.

Da endlich gelang es Capitain Hollec, welcher einer der aus dem Sattel geworfenen Schützen war, dem Kampfe ein Ende zu machen, indem er der Tiegerin gleichfalls mit einem nahen Schuß den Kopf zerschmetterte.

Der Elephant, sobald sein Feind sich nicht mehr gegen seine Wucht wehrte, rollte sich einigemale herüber und hinüber, zog seine Füße unter sich, stand auf, und schaute die Tiegerin unbe-

weglich an, als wolle er sich davon überzeugen, daß sie auch sicher todt sei.

Da lag nun das schöne Königstiegerpaar, welches noch vor wenigen Minuten sich nicht scheute, Elephanten anzugreifen, todt in seinem Blute hingestreckt.

„Du hattest ihn gut getroffen, Otto," sagte Herr Hollec zu diesem, indem er nach dem Tieger hinab schaute, und Mandoor zugleich das blutige Kugelloch in dessen Seite bezeichnete.

„Der Schuß hatte ihm aber wenig geschadet, und wenn uns nicht unser braver Elephant vor ihm geschützt hätte, so würde er sehr bald bei uns hier oben gewesen sein," versetzte Otto in großer Freude über die gelungene, herrliche Jagd.

„Wir müssen aber auch die beiden Jungen haben," hub Mandoor an, nachdem die übrigen Elephanten gleichfalls auf dem Grasplatz erschienen waren, worauf die beiden Tieger auf zwei derselben gepackt und festgebunden wurden.

Dann besserte man den zerbrochenen Sattel des weiblichen Elephanten schnell nothdürftig aus, die Schützen bestiegen abermals den Rücken des braven Thieres, die Schlachtlinie wurde hergestellt, und die Jagd ging von Neuem vorwärts.

Der Elephant des Herrn Hollec war wieder der erste, der die Tiegerbrut witterte, er setzte sich plötzlich in Trab, und rannte über eine Blöße nach einem dichten Röhricht hin, welches ringsum von der Grasfläche umgeben war.

Mit ihm zugleich erschienen aber auch die nächsten Elephanten von Links und von Rechts auf der Lichtung, alle drei zugleich stürmten in das Dickicht hinein, und das starke Rohr brach herüber und hinüber unter ihren Tritten nieder.

Auch die Jäger zu Fuß kamen herangesprungen und stellten sich um das Dickicht auf, da plötzlich stürzte und krachte es in dem Röhricht hin und her, und das Geheul der jungen, halb

erwachsenen Tieger schallte dazwischen, denn die drei Elephanten hatten sie in ihrem Lager aufgefunden, und suchten sie unter ihre Füße zu treten. Zugleich knallten die Büchsen der Jäger auf ihren Rücken und der Jagdruf „Hallo, Hallo!" tönte wild dazwischen, bis es stiller und stiller wurde, und die Jagd beendet war; denn die beiden jungen Raubthiere waren nach verzweifelter Gegenwehr getödtet, und die Elephanten kamen siegreich aus dem Dickicht hervorgeschritten.

Die Jäger zogen ihnen die beiden Tieger nach auf den freien Platz, sie wurden gleichfalls auf die Elephanten gepackt, und dann setzte sich der Jagdzug mit der reichen Beute nach der Villa des Herrn Hollec zurück in Bewegung.

Dort angekommen wurden die Elephanten gut gepflegt, den Tiegern wurden ihre herrlichen Häute abgenommen, und Herr Hollec machte die des Tiegervaters Otto zum Geschenk.

Otto war außer sich vor Freude, und wußte für seinen Dank kaum Worte zu finden, den alten Elephanten aber, dem er zunächst dieses schöne Geschenk zu danken hatte, versorgte er an diesem Abend nach aufgehobener Tafel reichlich mit Brod.

Die Jäger und auch die Elephanten zogen am folgenden Morgen frühzeitig wieder nach Calcutta, Otto aber blieb auf den Wunsch des Capitains noch eine ganze Woche auf der Besitzung seines Bruders, und erst, als das Schiff wieder segelfertig war, nahm er Abschied von den Jagdfreunden, von dem Jagdleoparden, und namentlich von dem freundlichen Mandoor, der ihm so viele Güte erzeigt und so viele Genüsse verschafft hatte.

Bald darauf sagte er auch Indien Lebewohl, und fuhr, mit Leib und Seele wieder Seemann, hinaus auf die blauen Wogen des Meeres, wo die kühle Seeluft ihn labend umspielte und ihn zur Arbeit kräftigte.

Doch Otto's Lebewohl an dieses schöne Land lautete auf Wie-

versehen binnen Jahresfrist, denn Capitain Hollec fuhr regelmäßig von Newyork nach Calcutta und wieder nach Newyork zurück, weil die Kaufleute daselbst, denen sein Schiff gehörte, ein lebhaftes Geschäft mit seinem Bruder unterhielten, und ein besseres Schiff und namentlich einen besseren Capitain konnte Otto sich nicht wünschen, denn derselbe behandelte ihn wie sein eigenes Kind, und bot Alles auf, um einen tüchtigen Capitain aus ihm zu machen. So fuhr Otto denn Jahr aus, Jahr ein auf dem Schiffe Medusa zwischen Newyork und Calcutta, und zwar bei Ablauf des dritten Jahres schon als Untersteuermann, wozu Capitain Hollec ihn befördert hatte.

Franz Hagen dagegen saß mit seinen Vorwürfen über seine so schlecht verlebte Vergangenheit in einer einsamen Zelle des großen Staatsgefängnisses Sing-Sing am Hudsonfluß, wo er seine Strafzeit von sechs Jahren abzubüßen hatte.

Schwer und langsam schlich diese Zeit an ihm vorüber, und ein Monat schien ihm länger zu sein als früher ein ganzes Jahr. Der Schlaf war im Anfang noch sein Trost gewesen, weil dann auch sein Gewissen schlief und seine Vorwürfe gegen sich selbst schwiegen, doch mit den dahinschleichenden Jahren nahm auch sein Schlaf ab, und vergebens hielt er oft wachend die Augen geschlossen, um seine begangenen Sünden, die ihn so weit gebracht hatten, zu vergessen.

Als nun aber seine Gefangenschaft ihrem Ende nicht mehr fern war, sehnte er sich kaum mehr nach seiner Freiheit; denn was konnte sie ihm noch Erfreuliches bringen? Er war Krüppel, war mit der Schande eines Zuchthäuslers gebrandmarkt, und seine Gesundheit war zerrüttet. Mit einem Vorwurf gegen sich selbst blickte er auf seine abgemagerten Glieder, und mit Vorwürfen gegen sich selbst bemerkte er, daß in seinem Bart schon weiße Haare erschienen waren. Er besaß keinen Spiegel und dachte mit Schau-

der an den Augenblick, wo er sich selbst wieder in einem Glase vor sich sehen würde.

Nur ein einziger Wunsch lebte noch in ihm, sonst hatte nichts in der Welt mehr ein Interesse für ihn. Er wünschte noch einmal seinen Geburtsort und dort seine Mutter zu sehen und dann ungekannt wieder in die Welt zu gehen und mit seiner Hände Arbeit sein elendes Dasein zu fristen.

Von dem Tode seines Vaters hatte er noch vor seinem Abgang von Newyork gehört, seine Sehnsucht nach seiner Mutter aber legte die Hoffnung in sein Herz, daß sie noch am Leben sei.

In dieser Hoffnung schlich das letzte Jahr seiner Gefangenschaft seinem Ende zu, und auch der letzte Tag derselben war vorüber, als am folgenden Morgen seine Zelle geöffnet und er zu dem Vorsteher des Gefängnisses geführt wurde.

Derselbe gab ihm zehn Dollars Reisegeld, gab ihm seine alte Kleidung und ließ ihn, nachdem er dieselbe angezogen hatte, nach dem Werft führen, wo die Dampfschiffe anlegten.

Die freie, frische Luft griff Franz sehr an, er war der Ohnmacht nahe, und konnte kaum noch einen nahen Baum am Ufer erreichen, an dessen Stamme er im Schatten niedersank.

Lange Zeit hatte er dort in großer Entkräftung gelegen, als er sich endlich ermannte und sich nach einem Trinkhause am Werft schleppte, um etwas Speise und Trank zu sich zu nehmen.

Beim Eintreten in die Schänkstube fiel sein erster Blick in den großen Spiegel an der Wand, es fuhr ihm bei seinem eigenen Anblick eiskalt durch die Glieder, er kannte sich selbst nicht wieder. Alt, abgezehrt, hohläugig und mit einem grauen Schein im Haar sah er sich selbst vor sich, und dachte daran, welch' ein kräftiger, schöner junger Bursch er gewesen war.

Er aß und trank ein Weniges, doch ohne Appetit, als ein Dampfschiff auf seinem Wege nach Newyork an das Werft anlegte.

Franz begab sich sogleich an Bord, und bezahlte seine Reise bis nach jener Stadt als Verdeckpassagier.

Der folgende Morgen brachte ihn nach Newyork. Wohin er sah, traten ihm Vorwürfe gegen sich selbst vor die Seele, sein ganzes schlechtes Leben hier stieg in seiner Erinnerung auf, und er fühlte, daß er hier unmöglich bleiben könne.

Um so lebendiger erwachte das Verlangen nach seinem Geburtsort — nach seiner Mutter. Er hinkte auf dem Werfte an der meilenlangen, dreifachen Reihe von Schiffen hin, las deren Anschlagsschilder, auf welchen der Tag ihrer Abfahrt und der Bestimmungsort ihrer bevorstehenden Reise mit großen Buchstaben geschrieben stand, und hoffte, ein bald nach Bremen abgehendes Fahrzeug zu finden.

Er hatte lange Zeit vergebens danach ausgespäht, da plötzlich las er von weitem „Bremen.“ Er verdoppelte seinen hinkenden Schritt und las näher kommend „Schiff Apollo nach Bremen,“ dann sah er nach der Treppe, die von dem Werft auf das Verdeck hinauf führte, und war im Begriff, sich nach ihr hin zu begeben, als ein junger, schöner Mann mit blondem Lockenkopfe an die Brüstung trat, und einem Matrosen einen Befehl zurief.

Großer Gott — es war Otto Garbauer!

Franz stierte ihn an, blickte aber schnell wieder von ihm hinweg, und hinkte, vor sich niederschauend, auf dem Werfte weiter.

Und wirklich Franz hatte sich nicht versehen, der junge Mann auf dem Schiff Apollo war in der That Otto Garbauer.

Er war vor einigen Wochen auf der Medusa wieder mit Capitain Hollec von Calcutta zurückgekehrt, und zwar jetzt als dessen erster Steuermann.

Zur selbigen Zeit war das Schiff Apollo von Bremen angekommen und war an dieselben Herren adressirt worden, welchen

die Medusa gehörte, damit sie seine Ladung in Empfang nehmen und ihm eine neue nach Bremen zurück geben sollten.

Der Capitain des Apollo, ein schon alter Herr, war bereits auf der Reise erkrankt und bald nach seiner Ankunft in Newyork gestorben, so daß sein Schiff eines neuen Capitains bedurfte, um es nach Bremen zurückzubringen.

Capitain Hollec schlug seinen Herren vor, Otto mit dem Capitains-Befehl über das Schiff Apollo zu betrauen, weil derselbe vermöge seiner Kenntnisse und Fähigkeiten auf's vollkommenste diesem Posten gewachsen, und er außerdem ein Bremer Unterthan wäre, was den Eigenthümern des Schiffes angenehm sein würde.

Mit Freuden gingen die Herren auf den Vorschlag ihres Capitains ein, übergaben Otto den Befehl über das Schiff Apollo, und Capitain Hollec entließ ihn aus seinem Dienst und aus seiner Obhut mit allen Segenswünschen für eine glückliche Zukunft, die er durch sein musterhaftes Betragen so sehr verdient habe.

So kam es, daß Franz Hagen den Gefährten seiner Jugend als Befehlshaber auf dem Schiffe Apollo stehen sah, anstatt sich ihm aber zu erkennen zu geben, trieb ihn seine Scham von ihm hinweg, und er folgte dem Werfte, um womöglich ein anderes, bald nach Bremen abgehendes Schiff zu erspähen.

Nach langem vergeblichen Suchen fand er denn auch wirklich ein amerikanisches Fahrzeug, welches seine Ladung bereits eingenommen hatte und in wenigen Tagen seine Reise nach Bremen antreten sollte.

Franz begab sich zu dessen Capitain, bot ihm seine Dienste unentgeltlich an, und bat ihn flehentlich, ihn doch nach Bremen mit sich zu nehmen. Der Capitain betrachtete ihn mitleidig, und fragte ihn, welchen Dienst er thun könne, zum Matrosen sei er ja gänzlich unbrauchbar.

„Irgend welche Dienste will ich gern verrichten, wenn ich

sie zu leisten im Stande bin, vielleicht können Sie mich als Cajütenwärter gebrauchen," antwortete Franz bittend, und that so kläglich, daß der Capitain ihn wirklich als Diener für seine Cajüte annahm, weil er ihm ja keinen Lohn dafür bezahlen sollte.

Franz ging nun in die Stadt, kaufte mehrere Kleidungsgegenstände, und fand sich noch am selbigen Abend auf dem Schiffe ein, um seinen Dienst anzutreten.

Zwei Tage darauf segelte er wieder über die schöne Bay von Newyork und durch die Narrows hinaus in den Ocean.

Mit welch' andern Gefühlen und Hoffnungen war er vor acht Jahren über die Bay nach Newyork gefahren, welche glänzende Zukunft hatte ihm damals der Trompeter vorgespiegelt, und wie elend an Körper und Geist sagte er jetzt dem Goldlande Amerika Lebewohl!

Und was wollte er jetzt noch in seiner Heimat, welche Zukunft erwartete ihn dort? Er durfte sich dort ja gar nicht zu erkennen geben, sonst öffnete sich ihm abermals das Zuchthaus! Und dennoch — er mußte die Heimat, mußte seine Mutter noch einmal sehen, mußte ihr seine Sünden bekennen, sie um Vergebung bitten, und dann wieder nach Amerika ziehen, um ungekannt dort sein elendes Dasein mit Arbeit zu fristen.

Das war es, was ihn noch einmal über das Weltmeer zog, und wenn er es auch fühlte, daß er das viele begangene Unrecht nicht wieder gut machen konnte, so gab ihm doch seine Reue einen Trost.

Bei dem herrlichsten Wetter hatte das Schiff eine sehr schnelle Reise, und langte nach sechs Wochen wohlbehalten auf der Weser an.

Es war an einem heitern Octobertag, als es in Bremerhafen einfuhr und Franz dort wieder die heimatliche Erde betrat.

Da stand er nun allein und verlassen, verlassen auch von sich

selbst, denn er selbst konnte sich keinen anderen Trost geben, als den, daß er seine Sünden bereute.

Er hatte den lackirten Matrosenhut tief in die Augen gedrückt, und blickte Niemanden offen an, denn es war ihm, als müsse Jedermann den Taugenichts Franz Hagen, der die Kirchencasse bestohlen und der durch seine Sünden seinen braven Vater in das Grab gebracht hatte, erkennen; es war ihm, als stehe der Gerichts-diener schon in seiner Nähe, der ihn verhaften und ins Gefäng-niß abführen würde, und doch kannte ihn kein Mensch, und Nie-mand wandte ihm auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu.

Scheu und gesenkten Hauptes hinkte er durch die Straßen, bis er den Bahnhof erreichte, wo er in die Restauration letzter Classe ging, um durch einen starken Trunk seine Lebensgeister an-zufachen; denn er fühlte sich sehr matt und in großer Aufregung.

Ein Glas Cognac gab ihm allerdings etwas mehr Spann-kraft, es trieb ihm aber auch das Blut gewaltsam nach Kopf und Herzen, so daß sein Angstgefühl sich noch mehr steigerte.

Der Zug nach Bremen ging ab, und Franz fuhr mit ihm in der dritten Classe. Er hatte sein Billet aber nicht ganz bis Bremen genommen, sondern verließ die Bahn auf einer Zweigbahn, welche nach dem Städtchen führte, in dem er mit Otto Garbauer die Schule besucht hatte.

Es war gegen ein Uhr, als er dort anlangte und an allen Gliedern bebend aus dem Eisenbahnwagen stieg.

Es war ihm so beklommen zu Muthe, und dennoch war es ein freudiges Pochen, mit dem sein Herz seiner ihm jetzt so nahen Mutter, seinem Geburtsort entgegen schlug. Er hinkte durch die wohlbekannten Straßen an dem Schulhause vorüber, wo er immer nur Tadel von seinen Lehrern bekommen hatte, hier und dort er-blickte er bekannte Gesichter, er verdoppelte seine wankenden Schritte,

um an dem Ende des Städtchens den Abhang zu erreichen, an dem der Weg nach seinem Geburtsorte hinunter führte.

Nach wenigen Minuten stand er auf der Höhe, und dort unten jenseits des Wiesenthales lag das Heimatsdorf vor ihm.

O, wäre er arm und zerlumpt, aber gut und brav aus der weiten Welt zurückgekehrt, wie hätte er jubelnd seine Arme der lieben Heimat entgegenbreiten können, und ihr jauchzend zurufen wollen, daß der rechtschaffene, doch vom Mißgeschick verfolgte Franz Hagen aus der weiten Welt zurückgekehrt sei! So aber mußte er sich unter seinem durch seine Sünden entstellten Äußern vor der Welt verbergen, damit Niemand es gewahr werde, daß Franz Hagen wieder da sei.

---

15. Kapitel.

Ungekannt. Gewissensbisse. Glockengeläute. Der Leichenzug. Die todte Mutter. Der Kirchhof. Reue und Tod. Rückkehr des Braven. Capitain. Beseligendes Wiedersehen. Der Eltern Stolz und Freude.

Es zog ihn aber hinüber mit einer nie gekannten, wehmüthigen Sehnsucht, dort war ja das Dach des Pastorhauses, und unter ihm wohnte gewiß noch immer seine Mutter. Er eilte vorwärts an dem Abhange hin, wo er damals den Brief seines Lehrers an seinen Vater zerrissen hatte, stieg in den Wiesengrund hinab, und schlug den Fußpfad ein, der nach der Fähre am Ende des Dorfes führte, weil er von dort in das Wirthshaus gelangen konnte, ohne durch die lange Straße zu gehen. Er hatte die Mitte der Wiese erreicht, als ihm ein alter Herr begegnete und, höflich den Hut abnehmend, ihm guten Tag bot.

Es wurde Franz eiskalt, als er dem Manne in's Gesicht sah, denn es war der alte Herr Bornegg, dem er damals die Eierpflaumen gestohlen und dabei Otto's Leben auf's Spiel gesetzt hatte.

Doch Vornegg mußte ihn nicht erkannt haben, sonst hätte er ihn sicher nicht gegrüßt.

Auch der alte Fährmann war noch immer derselbe, der Franz so oft über das Wasser geschifft hatte, doch auch er kannte ihn nicht wieder.

Wie gern hätte er ihm die Hand gereicht, und ihn als alten Bekannten begrüßt!

So aber hinkte er schweigend aus dem Boote auf das Ufer hinauf, und ging an dem Weidengebüsch vorüber, in welchem er mit dem schlechten Trompeter immer zusammengekommen war.

Wohin er blickte — nichts als Vorwürfe in den bösen Ursachen zu seinem jetzigen Elend!

Bald hatte er die hintere Seite des Gartens erreicht, an dessen vorderer das Wirthshaus stand, und schlich sich durch die Thür in der Hecke in denselben hinein.

Er drückte den Hut noch tiefer über die Augen, folgte dem Sandwege unter den Äpfelbäumen hin und gelangte an die Kegelbahn, wo er an demselben Tisch erschöpft niedersank, an welchem der Trompeter ihm den ersten Unterricht im falschen Spiel gegeben hatte.

Er schloß die Augen und sank, seine Arme unter seiner Stirn kreuzend, mit dem Kopf auf den Tisch nieder.

So hatte er eine Zeit lang in dumpfer Abgespanntheit gesessen, als Jemand ihn auf die Schulter klopfte und er erschrocken auffuhr.

Es war der Wirth, der ihn freundlich fragte, ob er ihm mit etwas dienen könne.

Franz blickte ihn entsetzt an, denn es war derselbe Mann, der seinem Vater damals den spanischen Ducaten brachte, nachdem er denselben seiner Mutter gestohlen und ihn dem Trompeter gegeben hatte.

Doch der Mann kannte ihn ja nicht! Er trug ihm auf, ihm ein Glas Bier zu bringen, denn er wollte hier die Dunkelheit abwarten, und dann erst zu seiner Mutter gehen.

Da begannen die Glocken zu läuten; es mußte Jemand im Dorfe gestorben sein, zu dessen Leichenbegängniß diese feierlichen Töne erklangen.

Wie drangen diese Klänge so wohlthuend in Franzens Seele! Auch sie riefen seine Knabenzeit wieder in seine Erinnerung zurück, ohne ihm zugleich eines seiner Vergehen vor die Augen zu stellen.

Es wurde ihm so weh um das Herz, o, hätte er doch hier bleiben und im dürftigsten Leben hier sein Dasein beschließen dürfen!

Da kam der Wirth aus dem Hause zurück, stellte das bestellte Bier vor Franz auf den Tisch, und dieser zahlte ihm das Geld dafür.

Er hätte ihn gern gefragt, wer denn im Dorfe gestorben sei, doch er hatte nicht den Muth, sich in ein Gespräch mit dem Manne einzulassen, der ihn möglicherweise dadurch erkennen könne.

So ging der Wirth nach dem Hause zurück, und Franz saß wieder allein.

Da kamen viele Leute an der Hecke vorüber, welche die Straße von der Laube trennte, und Franz bemerkte nun, daß etwas Ungewöhnliches in der Straße vorging. Die Menschenzahl wurde immer größer, und nun sah Franz, daß es der Leichenzug war, der heranzog.

Er stand auf, trat an die Hecke, und schaute verstohlen durch dieselbe hinaus.

Da schritt der Trauerzug vorüber. Der Pastor, welcher vor dem schwarz überhangenen, von acht Einwohnern des Dorfes ge-

tragenen Sarge herschritt, war Franz nicht bekannt, desto besser aber kannte er die Männer, die in der langen doppelten Reihe demselben folgten und an deren Spitze der Schulze Garbauer tiefbetrübt einherging.

Dicht vor Franz an der anderen Seite der Hecke stand ein alter Bauer mit den Händen in den Taschen seines Rockes, und sah, so wie die vielen andern Leute den Leichenzug vorübergehen. Franz reichte mit der Hand durch die Hecke, klopfte dem Bauer auf die Schulter, und fragte, als derselbe sich nach ihm umsah:

„Wer ist es denn, der da begraben werden soll?"

„Wer das ist?" antwortete der Bauer, Franz verwundert anblickend, „das ist eine arme, alte Frau, die über die schändlichen Sünden ihres einzigen Sohnes gebrochenen Herzens gestorben ist, es ist die Pastorswitwe Hagen, deren Mann gleichfalls über die Schlechtigkeiten des bösen Jungen der Schlag rührte."

Die letzten Worte des Mannes hörte Franz nicht mehr, bei dem Namen Hagen fuhr er, wie vom Blitze getroffen, von der Hecke zurück, strauchelte bis in den so eben verlassenen Stuhl, und fiel ohnmächtig mit den Armen und dem Gesicht über den Tisch.

Lange Zeit lag er ohne Bewußtsein, und als dieses in ihn zurückkehrte, waren die Glockentöne verklungen und die Menschenmenge in der Straße verschwunden.

„Todt — todt!" sagte Franz wieder und wieder mit matter Stimme, und fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, als wolle er sich ganz wach machen.

„Todt!" sagte er aber wieder, stützte seinen Arm auf den Tisch und senkte seine Stirn in seine Hand.

So saß er in dumpfer Verzweiflung wieder lange Zeit al-

ein in der Laube, und fühlte nicht, wie kalt der Abend war und wie sehr es ihn fröstelte.

Dann blickte er um sich, als frage er sich: „Wohin nun?"

Langsam stand er auf, verließ die Laube und hinkte auf dem Wege, den er gekommen war, zum Garten hinaus.

Seine Angst, erkannt zu werden, hatte ihn verlassen, er fürchtete nichts mehr!

Matt und langsam schlich er an dem Wasser hin, bis er das Dorf hinter sich hatte, und bog dann links auf einem Wege ab, der nach dem Todtenhofe führte. Es war schon düster geworden, als er die Hecke um den Gottesacker erreichte und an einer Lücke in derselben stehen blieb. Er schaute hindurch über die Gräber hin, und sah in einiger Entfernung zwei Männer, welche an einem frisch aufgeworfenen Grabe gearbeitet hatten und ihr Handwerkzeug auf die Schulter nahmen, um sich zu entfernen.

Franz war in die Lücke getreten, und wartete, bis diese Männer den Kirchhof verlassen hatten und auf dem Fahrwege nach dem Dorfe zurückschritten. Dann ging er durch die Hecke, und wankte über die Hügel hinaus zu dem frischen Grabe, in welchem nun seine Mutter ruhte.

Mit seiner letzten Kraft hatte er den Hügel erreicht, er hob seine ausgebreiteten Arme über sich zum Himmel auf, rief mit ersterbender Stimme:

„Mutter — Mutter, vergieb mir!" und sank auf dem Grabe zusammen.

Die Nacht legte sich über die Erde, die Lichter im Dorfe erloschen, und der Morgen graute, Franz hatte den Todtenhof noch nicht wieder verlassen.

Es war noch früh, als ein Mädchen mit einem Kranze und Blumen nach dem Kirchhof hinaus wanderte, und dies Mädchen war Gretchen, welches der Frau Pastorin bis an ihr Ende treu

gedient hatte. Jetzt ging sie zu deren letzter Ruhestätte hinaus, um ihr den letzten Liebesdienst zu erweisen und ihr Grab zu schmücken.

Erstaunt sah sie, als sie in den Kirchhof eintrat, schon von weitem eine Mannesgestalt auf dem Grabe ihrer Herrin liegen, sie eilte zu ihr hin, und sah zu ihrem Entsetzen, daß der Mensch todt war.

Sie starrte ihn an — sie meinte, sie müßte ihn kennen — ja, ja, es war der verlorene Sohn ihrer Herrin — es war Franz Hagen!

Zu Tode erschrocken rannte sie von ihm hinweg nach dem Dorfe zurück, und eilte in das Haus des Schulzen Garbauer, dem sie bebend die Nachricht von dem todten Franz überbrachte.

Franz wurde gegen Abend bei seinen Eltern zur Erde bestattet — — der Tod hatte sie mit ihm versöhnt und all sein Böses gesühnt.

Am folgenden Morgen sammelten sich auf dem hohen Damm zu Seiten der Einfahrt in den Bremerhafen viele Menschen, wie dies immer zu geschehen pflegte, wenn ein Schiff, aus See kommend, im Ansegeln war. Alle schauten theils mit Ferngläsern bewaffnet, theils mit bloßen Augen auf der Weser hinunter nach einem Fahrzeuge, welches mit vollen Segeln gegen die Strömung ankämpfte und rasch näher kam.

Da rief Einer der Späher:

„Es ist der Apollo von Newyork!“

„Der hat eine schnelle Reise gemacht!“ rief ein Anderer, und ein Dritter lief fort, um die Nachricht von der Ankunft des Schiffes sogleich nach Bremen zu telegraphiren.

„Der Apollo hat einen neuen Capitain bekommen,“ hub einer der zusammenstehenden Männer an.

„Ja wohl, der alte Capitain ist in Newyork gestorben und

der neue soll ein Sohn des früheren Capitains Garbauer sein; wie man sagt, ein ausgezeichneter, junger Mann," versetzte ein Zweiter, und so unterhielten sie sich, bis das Schiff dem Eingange des Hafens zusteuerte.

Da stand Otto Garbauer auf dem hohen Verdeck über der Cajüte, eine prächtige männliche Gestalt in vollster Frische und Kraft der Jugend. Er hatte keinen Hut auf, und der scharfe Octoberwind zauste seine vollen blonden Locken, während die frische Röthe seines wettergebräunten schönen Gesichtes es zeigte, daß ihn kein Wind und kein Wetter anfechten konnte. Sein Antlitz strahlte Freude und Glück, und während er hin und her den Matrosen Befehle gab, erwiederte er mit großer Freundlichkeit dankend die vielen Willkommen, die ihm von beiden Seiten zugerufen wurden, als der Apollo in den Hafen einfuhr.

Noch wenige Weisungen ertheilte er seinen Steuerleuten, dann begab er sich auf das Werft, wo er von der Menge beglückwünscht wurde.

Auch die Hafenbeamten gratulirten ihm zu der schnellen Reise, wünschten ihm, daß die Eigenthümer des Apollo ihn zum Capitain desselben behalten möchten, und luden ihn ein, ein Glas Wein mit ihnen zu trinken, Otto aber lehnte dies dankend ab, eilte mit den Schiffspapieren und mit dem Briefsacke, welchen ihm ein Matrose nachtrug, nach der Eisenbahn, und fuhr, nachdem er seinen Eltern über seine glückliche Ankunft telegraphirt hatte, nach Bremen ab.

Wohl erfaßte ihn eine unendliche Sehnsucht, als er einige Minuten an der Station anhielt, wo die Zweigbahn nach seiner Heimat abging, seine Dienstpflicht aber führte ihn vorüber nach Bremen, wo er den Eigenthümern des Schiffes Papiere und Briefe überbrachte.

Dieselben empfingen ihn auf's freundlichste, dankten ihm, daß er

sich des Schiffes angenommen hatte, und ernannten ihn sogleich, wenn er in ihre Dienste zu treten bereit sei, zu dessen wirklichen Capitain.

Otto speiste bei seinen neuen Brodherren zu Mittag, nach Tisch stattete er ihnen Berichte über Schiff und Ladung ab, beendete mit ihnen alle augenblicklichen Geschäfte, und brachte den Abend in dem Kreise ihrer Familien zu, worauf er sich für den folgenden Tag Urlaub von ihnen erbat, um seine Eltern nach einem Zeitraum von acht Jahren wiederzusehen.

Am nächsten Morgen aber flog er mit dem ersten Zuge der Eisenbahn seiner Heimat entgegen, und als er in dem Städtchen, wo er mit Franz Hagen die Schule besucht hatte, aus dem Waggon sprang, öffneten sich vor ihm die Arme seiner überglücklichen Eltern.

Vater und Mutter empfingen ihn unter Freudenthränen schluchzend an ihren Herzen, und lange Zeit hatten sie nur Blicke und Küsse, aber keine Worte, um ihrem überwältigenden Glück Ausdruck zu geben. Dann aber nahmen die beiden braven Eltern ihren braven Sohn zwischen sich, schlangen ihre Arme in die seinigen, und gingen mit ihm in das Städtchen, wo von allen Seiten Bekannte zu ihnen traten, um ihnen Glück zu der Rückkehr ihres Sohnes zu wünschen.

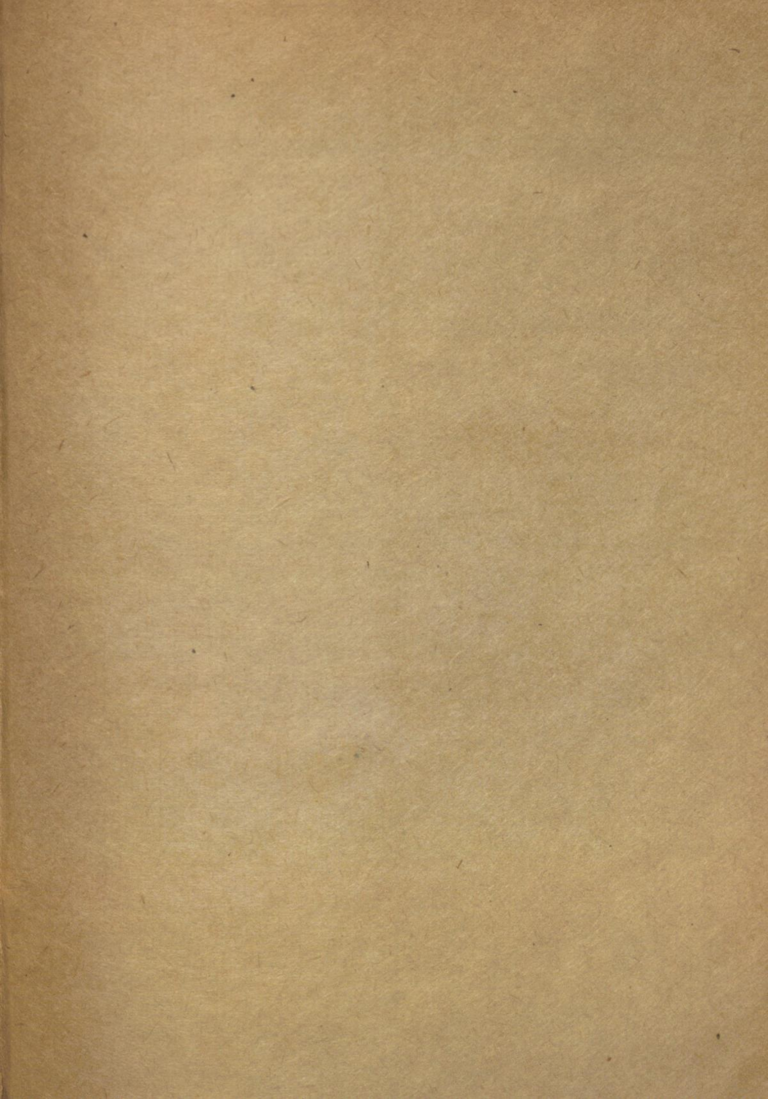
Mit Freude und Stolz schauten dann die glücklichen Eltern bei jedem solchen Aufenthalt auf die prächtige, blühende Gestalt ihres Sohnes, und lauschten freudig dem vielen Lobe, welches ihm von den Freunden gespendet wurde.

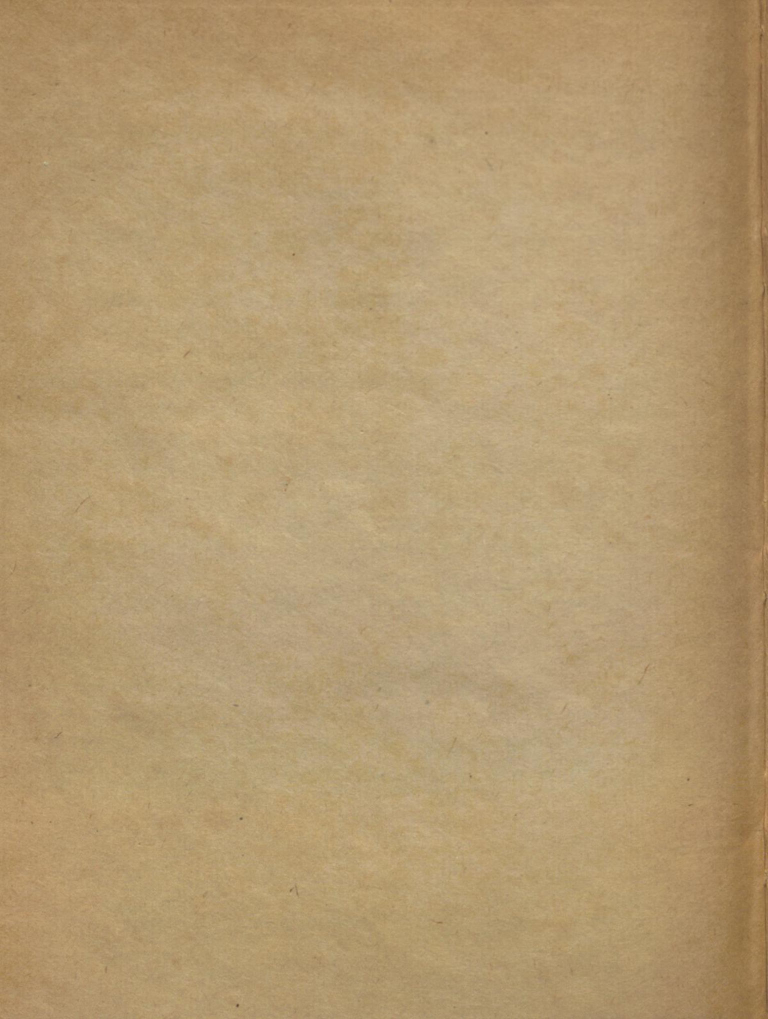
Endlich gelangten sie aus dem Städtchen an den Abhang, von wo aus Otto mit hochschlagendem Herzen seine so lange nicht gesehene, liebe Heimat begrüßte. In dem Wiesenthale kamen ihnen schon viele Leute aus dem Dorfe entgegen, um den allgemein beliebten Otto zu begrüßen, und an der andern Seite des Wassers bei der Fähre hatten sich Hunderte von Menschen zum

gleichen Zwecke eingefunden. Als sie aber in die Nähe von des Schulzen Wohnung kamen, da schien das ganze Dorf sich dort versammelt zu haben, und Alt und Jung drängte sich zu dem Zurückgekehrten, um ihm die Freude auszudrücken, ihn wieder zu sehen. Es war ein Festtag für die ganze Einwohnerschaft, und erst als die Zeit zum Mittagsessen herankam, zerstreute sich die frohe Menge vor dem Hause des Schulzen.

Da saßen die drei Glücklichen, Vater, Mutter und Sohn, nun wieder im trauten Stübchen zusammen, und besprachen die vielen frohen und angstvollen Stunden, die seit ihrer Trennung ihre Herzen bewegt hatten, jetzt aber in der Erinnerung erzeugte alles Vergangene nur Freude und erhöhte das Glück der Gegenwart. Während einiger Tage genoß Otto dieses Glück in seiner Heimat, dann begleiteten ihn seine Eltern nach Bremerhafen, wo sie bei ihm blieben, bis sein Schiff wieder segelfertig war, um nach Newyork zu fahren. Dann nahmen sie im Vertrauen auf Gottes fernern Beistand leichten Herzens Abschied auf baldiges Wiedersehen, denn der Apollo blieb regelmäßig in der Fahrt zwischen Newyork und Bremen, und machte die Reise mehreremale im Jahre.

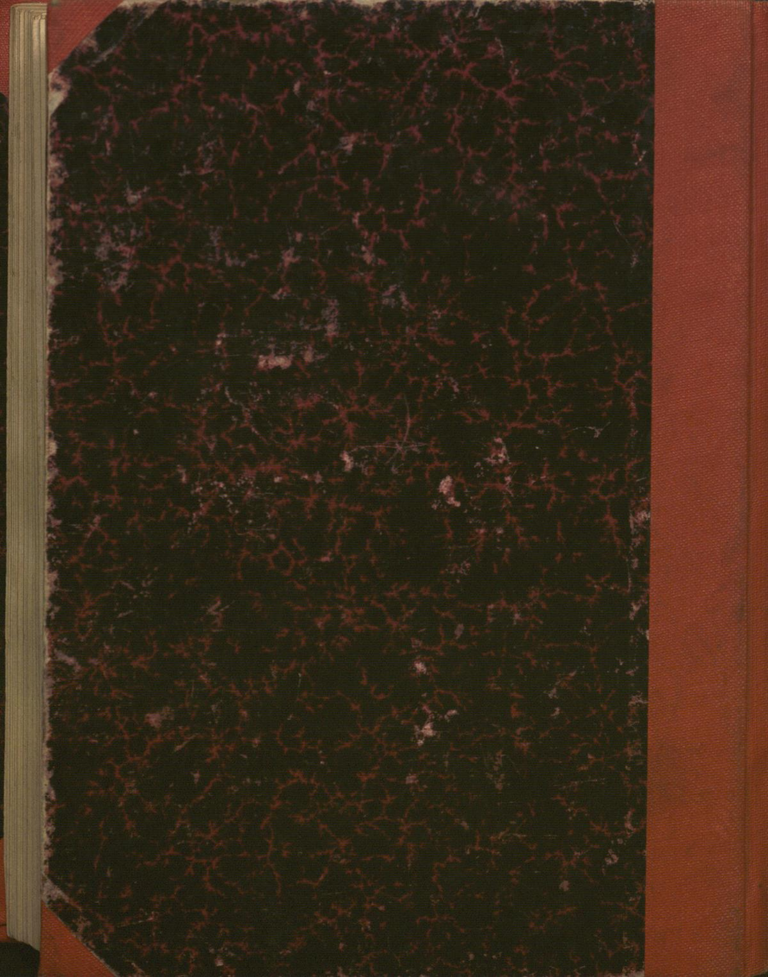
Otto fuhr immer glücklich, so daß sein Schiff kaum jemals durch Sturm eines Segels beraubt wurde, er war geachtet und geliebt von Allen, die ihn kannten, und er blieb bis in das hohe Alter seiner braven Eltern deren Stolz, Freude und Glück!





ô Wegehaupt
ô Seebaß II
ô Vgl. Lex I, 61
ô Kat. Köln

MH





KODAK GRAY SCALE



C Red-Filter Negative — Cyan Printer | **M** Green-Filter Negative — Magenta Printer | **Y** Blue-Filter Negative — Yellow Printer

.00 A .10 .20 .30 .50 .70 M 1.00 1.30 1.60 B 1.90

black | 3-color | white | cyan | violet | magenta | primary red | yellow | green



KODAK COLOR CONTROL PATCHES



These colors have been selected as representative of those inks commonly used in photomechanical reproduction.